3 1761 07394678 2

Immermanns Werke.

Vierter Band.

Meyers Klassiker-Ausgaben

herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Elster.**

LG
I336M

Immermanns Werke.

Herausgegeben

von

Harry Maync.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

---

4. Band.

102504
18/6/10.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

PT
2365
I4
1906
Bd. 4

Die Epigonen.

Dritter Teil.

Byzantinische Händel.

Gott legt uns die Nüsse vor, aber
er knackt sie uns nicht auf.
Aus einem Stammbuche.

Erstes Kapitel.

Abermals sah Hermann das tiefe, gewundene Tal vor sich liegen, aus welchem die weißen Fabrikgebäude des Oheims hervorleuchteten. Die Maschinen klapperten, der Dampf der Steinkohlen stieg aus engen Schloten und verfinsterte die Luft; Lastwagen und Packenträger begegneten ihm und verkündigten durch ihre Menge die Nähe des rührigsten Gewerbes. Ein Teil des Grüns war durch bleichende Garne und Zeuche[1] dem Auge entzogen; das Flüßchen, welches mehrere Werke trieb, mußte sich zwischen einer Bretter- und Pfosteneinfassung fortzugleiten bequemen. Zwischen diesen Zeichen bürgerlichen Fleißes erhoben sich auf dem höchsten Hügel der Gegend die Zinnen des Grafenschlosses, in der Tiefe die Türme des Klosters. Beide Besitzungen nutzte der Oheim zu seinen Geschäftszwecken. Auch die geistliche hatte er unter der Fremdherrschaft zu billigem Preise erworben. Lange Gebäude, mit einförmigen Trockenfenstern versehen, unterbrachen die Linien der gotischen Architektur auf der Höhe und in der Tiefe; der Wald, welcher die Hügel bedeckte, war fleißig gelichtet.

Gräfin Theophilie kam ihm entgegen, in einem Buche lesend. — „Was führt Sie her?“ fragte sie ihn. Er gab eine allgemeine,

[1] Die Form „(der) Zeuch“ findet sich in der älteren Sprache vielfach; so bedient sich ihrer Simrock in seiner Übersetzung des Nibelungenliedes, doch kommt sie auch z. B. noch bei Eichendorff vor.

ausweichende Antwort, und da er von ihr manches über den Oheim zu erfahren wünschte, so trug er sich ihr zum Begleiter an. Sie gingen über angenehme Busch- und Wiesenplätze. Die Bleichen und Betriebsamkeitsstätten vermied sie; nach andern Gegenden strebte sie mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit hin. Er sah an solchen Stellen Rasenbänke oder Überbleibsel ehemaliger Pavillons und Tempel.

Sie stiegen den Berg hinauf und standen nach einer kurzen Wendung vor dem Seitenflügel des Schlosses. — „Wenn meine Gesellschaft Sie nicht langweilt und die enge Wendeltreppe Sie nicht abschreckt, so kommen Sie immerhin noch ein wenig zu mir", sagte sie.

Als er sich oben nach kurzem Gespräch von ihr beurlauben wollte, hielt sie ihn angelegentlich zurück und rief: „Sie sehen ein, wie wohl es mir tut, mit jemand mich zu unterhalten, auf dessen Stirne nicht der Wechselkurs geschrieben steht, oder dessen Kleider nicht vom Rauche der Maschinen duften! Das Plaudern ist von alters her mein Element; ich finde es sehr begreiflich, daß jene Französin in den amerikanischen Wildnissen einige hundert Meilen weit wanderte, um mit einer Nachbarin zu schwatzen, und ich könnte es in gleichen Verhältnissen ihr wohl nachtun. Da nun heute zum Glück ein Herr Nachbar mich besucht, so will ich diese Gunst des Zufalls auch recht ausbeuten."

Er erwiderte ihr, der Oheim werde es übelnehmen, daß er in seiner Nähe verweile, ohne ihn zu begrüßen. Sie erzählte ihm darauf, daß jener nicht mehr oben im Schlosse wohne, sondern mit dem ganzen Hausstande in das Kloster unten im Tale gezogen sei, um dem Arzte näher zu sein, da er seit dem Mordanfalle auf dem Feste des Herzogs beständig kränkle.

„Überhaupt", fügte sie hinzu, „ist er jetzt mit einem Hausgeschicke so beschäftigt, daß ihm alles andre ziemlich gleichgültig sein wird. Unsereiner, die von Haus und Hof weggekauft worden ist, tut es recht wohl, zu sehn, wie die Fügungen der Natur sich nicht abkaufen lassen und dem größten Rechner eine unsicht-

bare Gestalt zur Seite geht, welche allerhand Ziffern dem Kalkül einmischt, auf die er nicht gezählt hatte."

Da diese Anspielungen sein verwandtschaftliches Gefühl beleidigten, so suchte er dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und befragte sie über einige Verhältnisse des Hofes, an dem sie ihre Rosenzeit zugebracht hatte, worüber er denn auch gleich die genaueste und freigebigste Auskunft erhielt.

Sie ging hinaus, um einige Bestellungen für das Abendessen zu geben, welches er mit ihr einnehmen sollte, und er benutzte diese Pause, sich in ihrem Zimmer umzuschauen. Eine Menge sehr sauber gezeichneter Geschlechtstafeln der ersten Familien des Landes hing an den Wänden umher; zwischen denselben sah man viele vornehme Gesichter in Miniaturporträts. Als er den Inhalt eines kleinen Bücherschranks musterte, erblickte er sämtliche Jahrgänge des „Gothaer Historisch-Genealogischen Kalenders" in Reihe und Glied aufgestellt, damals einundsechzig an der Zahl, welche in solcher Vollständigkeit sich wohl schwerlich in der Bibliothek einer zweiten Dame versammelt haben mögen.

„Das ist mein Zirkel", sagte sie lächelnd, als sie ihn in die Betrachtung dieser Dinge versenkt fand. „Die Stammbäume habe ich selbst gezeichnet und mich dabei im Gedächtnis der Personen erfreut, die ich gekannt, und wenn ich die Blätter der Kalender aufschlage, so blühen mir bei jeder Familie Geschichten entgegen. Die Gegenwart kann mir nicht gefallen, Zukunft hat ein armes Fräulein bei Jahren nicht mehr; da suche ich denn an der Vergangenheit, in der das Leben etwas wert war, meine Tage zu fristen."

Er fühlte, welcher Ton hier anzuschlagen sei, um sich behaglich zu empfinden. In einem der Kalender blätternd, nannte er den Namen eines der darin verzeichneten gräflichen Häuser und hörte sogleich aus dem Munde seiner Wirtin das anmutigste Reise- und Liebesabenteuer, welches den Stammherrn vor so und so vielen Jahren betroffen hatte.

Nun waren die Schleusen der Unterhaltung einmal aufgezogen. Erzählungen entwickelten sich aus Erzählungen, eine Geschichte nach der andern schachtelte sich ein, und wenn der ursprüngliche Faden schon ganz verloren gegangen zu sein schien, so sprang irgendwo wieder durch eine Hof- und Staatsfigur unvermutet der Zusammenhang hervor. Scheherezade[1] schien aus ihrem Grabe erstanden zu sein, um einem andächtigen Zuhörer die Gesamtchronik des Lebens der höheren Stände zu veroffenbaren.

Hermann fühlte sich auf das angenehmste gefesselt und berührte die Speisen kaum, welche inzwischen aufgetragen worden waren. Alle diese Verwicklungen, Galanterien, Mißverständnisse, Entzweiungen und Versöhnungen, welche so vielen hohen Personen, von denen die meisten ihr Blatt in der Geschichte besaßen, einen bedeutenden Teil ihrer Zeit hinweggenommen hatten, drehten sich zwar eigentlich um nichts; aber es war das liebenswürdigste Nichts, was man sich denken konnte, und selbst der feine Duft zierlicher Sünde, welcher sich durch die Kapitel dieses weitschichtigen Romans hindurchzog, verlieh den Begebenheiten, wie sehr man sie auch hin und wieder tadeln mußte, einen besondern Reiz mehr. Was aber die Hauptsache war: eine lebende Person gab in diesen Historien ihr Leben, das, was ihr das Leben bedeutet hatte, aus, und Lebendiges wirkt immer, es sei auch, was es sei.

Als die erzählende Dame einmal Atem schöpfen mußte und hiedurch eine Unterbrechung ihrer Mitteilungen entstand, nahm Hermann die Gelegenheit zu reden wahr und sagte: „Eins ist mir bei Ihren Geschichten höchst merkwürdig. Ich sehe Fürsten, Heerführer und Staatsmänner, welche mit dem größten Ernste das Schicksal der Völker geleitet und entschieden haben, während der Zeiten ihrer würdigsten Tätigkeit in die leichtesten, ja leichtfertigsten Händel verstrickt. Was uns andre leidenschaftlich ab-

[1] Die Heldin der Rahmenerzählung von „Tausendundeiner Nacht", der die Märchen in den Mund gelegt sind.

wärts getrieben haben würde, scheint sie, wie ein flüchtiges Aroma, nur zu noch energischerem Wirken zu begeistern und das Bewußtsein, welches uns in derartigen Strudeln abhanden gekommen wäre, in ihnen zu steigern. Es kommt mir daher fast so vor, als ob man, um die recht großen Dinge in der Welt zu stande zu bringen, weniger arbeiten als genießen müsse, und daß Mühe und Fleiß eigentlich doch nur Ameisenwerk schaffen."

Theophilie versetzte: „Das ist Philosophie, und auf diese habe ich mich nie verstanden. Aber die Uhr schlug Eins, und ich muß Sie entlassen, so gern ich auch die Nacht hindurch noch fortplauderte." — Ihre Wangen glühten von den lebhaften Gesprächen, ihre Augen glänzten von fröhlicher Aufregung.

Beim Abschiede gab sie ihm die Hand und sagte: „Ich ahne, weswegen Sie gekommen sind, glaube aber nicht, daß Ihr Vorhaben Ihnen gelingen werde. In jedem Falle haben Sie an mir eine treue Freundin."

Er tappte die Wendeltreppe, auf welcher das Licht der aufgehängten Lampe erloschen war, hinunter und klinkte an der Pforte, um hinaus und nach dem Wirtshause zu gelangen. Zu seinem großen Schreck war sie verschlossen. Über einen Gang sich tastend, nicht ohne Furcht, irgendwo zu stürzen oder anzulaufen, fühlte er zwar mehrere Türen, aber kein Drücker wollte seiner Bemühung, zu öffnen, weichen. Er horchte, ob sich nicht ein Geräusch wollte vernehmen lassen, aber umsonst; in dem ganzen Gebäude herrschte eine Totenstille.

Um nicht auf dem kalten Estrich schlafen zu müssen, suchte er die Wendeltreppe wieder und klimmte empor. Er hoffte, Theophilien noch wach zu finden. Oben stieß er an eine Türe, die gleich aufging. In dem dunklen Gemache stand etwas wie ein Bette, wie es schien, mit Kissen versehen. Kurz entschloß er sich, und um eine ihm doch eigentlich ganz fremde Dame nicht zu stören, warf er sich in seinen Kleidern auf die Lagerstätte, die, sonderbar schmal und kurz, ihm nach einer ermüdenden Reise doch einige Stunden Schlummer versprach.

Wirklich schlief er ein, erwachte aber bald wieder von einem lauten Reden in seiner Nähe. Er rieb sich die Augen und konnte, als er ganz munter geworden war, nicht zweifeln, daß er neben dem Schlafzimmer Theophiliens, und von ihr nur durch eine dünne Tapetentüre geschieden, sein Nachtquartier aufgeschlagen hatte. Höchst bestürzt über diese Indiskretion des Zufalls, zog er den Atem an sich, um seine Anwesenheit auch nicht durch das leiseste Geräusch zu verraten. Aber er hörte in diesem gespannten, ängstlichen Zustande nur um so genauer und verlor kein Wort von dem, was die Schläferin mit den vier Wänden laut verhandelte. Sie redete nicht, wie dies sonst zu geschehen pflegt, in abgebrochnen Worten, sondern fließend, zusammenhängend, als setze sie die Erzählungen des Abends fort.

Plötzlich macht sie eine Pause. Es war Hermann, als ob sie sich im Bette aufrecht setze. Sie brach in ein leises, inniges Lachen aus, daß es durch die Nacht unheimlich klang. Nun begann sie französisch zu sprechen, und mit Erstaunen hörte er die Namen seines Oheims, der Tante und des Grafen Julius. Dieses Erstaunen wurde Bestürzung, Scham, ja Entsetzen, als sich nach und nach eine Geschichte vernehmen ließ, in welcher jene Personen die handelnden Figuren waren, und welche am allerwenigsten für die Ohren des Neffen taugte.

So wurde er in tiefer, grauenvoller Nacht durch eine Unbewußte, ihrer Sinne nicht Mächtige, Mitwisser eines schrecklichen Familiengeheimnisses. Er wendet sich, um nichts weiter zu hören; aber immer zog ihn das Gelüste des Schrecks nach der verhängnisvollen Kunde, und erst als die Redende aufhörte, sank er erschöpft zurück.

Ein Schrei erweckte ihn. Es war heller Tag. Theophilie stand im Morgengewande vor ihm. — „Um des Himmels willen!“ rief sie, „wie kommen Sie in dieses mein Zimmer? Ich hätte den Tod von Ihrem Anblicke haben können.“ — Er versuchte seine Sinne zu sammeln und stammelte die Geschichte seiner Einsperrung und seines Fehlgehens daher.

Noch hatte er nur auf sie geachtet. Wie ward ihm aber, als er seine Lagerstatt in Augenschein nahm! Ein seltsames Bette! In einem Sarge hatte er geschlafen, in einem Sarge, welchen Taburetts umstanden, auf denen die zu einem vollständigen Leichenanzuge gehörigen Stücke lagen.

Entsetzt sprang er von diesem furchtbaren Lager auf. Theophilie lächelte. — „Tun Sie doch, als sähen Sie Gespenster, und doch ist es das Gewöhnlichste, Bekannteste, was Ihre Augen erblicken", sagte sie.

Sie lud ihn zum Frühstücke ein. Als er die ihm vorgesetzte Tasse unangerührt stehen ließ und noch immer wie abwesend da saß, stieß ihn Theophilie an und rief: „Wie ist es möglich, daß ein Sarg und ein Sterbekleid einen beherzten Mann so außer Fassung bringen können? Ich bin allein, eine Fremde unter Fremden. In Ihrer Tante starb die einzige Freundin, welche ich noch hatte. Was ist natürlicher, als daß ich mir meine letzte Behausung und Hülle fürsorglich zubereiten ließ, da mir die Arme der Liebe nach meinem Hinscheiden diesen Dienst doch nicht leisten werden. Man stirbt wegen dergleichen nicht eine Stunde früher."

Sie hatte bald ihren fröhlichen Ton völlig wiedergefunden, neckte ihn mit seinem Tiefsinn und meinte, das Abenteuer, einen jungen Mann so Wand an Wand zu beherbergen, sei allerliebst. — „Und ungefährlich für Tugend und Ruf", sagte sie mit freiem Scherze, wie er nur ihr anstand; „denn dieser Jüngling war eine Leiche und scheint, auch auferstanden, noch keine Kraft gesammelt zu haben."

Er versuchte in diese Scherze einzustimmen; es wollte nicht gelingen. Nachdenklich versetzte er: „Das Schicksal gibt uns oft sonderbare Zeichen. Es ist eigen, daß ich gerade jetzt, wo so manche Entscheidungen sich an mein Leben herandrängen, mich wider Willen in einem Gehäuse ausstrecken mußte, worin, wenigstens auf geraume Zeit, Sinn und Gefühl und Erinnerung erlöschen werden."

Zweites Kapitel.

Er stieg den Berg zum Kloster hinunter. Die mannigfaltigen Gewerbevorrichtungen, welche er nun im einzelnen musterte, berührten sein Auge noch unangenehmer als Tages zuvor. Diese anmutige Hügel- und Waldnatur schien ihm durch sie entstellt und zerfetzt zu sein. Das freie Erdreich mit Bäumen und Wasser, welches die Seele sonst von jedem Drucke zu erlösen pflegt, lastete auf der seinigen mit stumpfem Gewichte, weil es doch auch nur als Sklav im Dienste eines künstlich gesuchten Vorteils sich zeigte. Um alle Sinne aus der Fassung zu bringen, lagerte sich über der ganzen Gegend ein mit widerlichen Gerüchen geschwängerter Dunst, welcher von den vielen Färbereien und Bleichen herrührte.

Erst als er sich dem Kloster ganz nahe befand, ward ihm wohler. Rings um die wellenförmige Erhöhung, auf welcher die Gebäude standen, zogen sich die schönsten Blumenpartien. Alle Umgebungen waren in einen wohlausgestatteten Garten verwandelt worden. Orangerien und Gewächshäuser zeigten sich an mehreren Punkten.

Er fand den Oheim, zu dem er ohne weiteres geführt wurde, in seinem Comptoir, umgeben von vielen Geschäftsleuten und Kommis. Sie saßen um einen großen, grünen Tisch nach Art eines Kollegiums; der Oheim nahm in einem Lehnstuhle die Oberstelle ein. Er begrüßte Hermann mit kurzen, freundlichen Worten und bat ihn, zu verziehen, bis die Konferenz beendigt sei, welche darauf ihren Gang ungestört weiter nahm.

Hermann konnte bald an den Verhandlungen sehn, daß hier keine Geschäftsführung im gewöhnlichen Sinne stattfinde. Nicht *ein* Herr mit verschiednen, nur die Ausführung besorgenden Dienern war vorhanden, sondern ein jeder Geschäftszweig hatte seinen unabhängigen Vorstand, welcher innerhalb desselben frei nach eignem Ermessen verwaltete. So trat in der Versammlung ein Direktor der Glasfabrik, der Bergwerke, der Brau- und Brennerei, der Webstühle, der Porzellanmanufaktur hervor, und

noch manche andre Fabrikstätten wären zu nennen. Diese Vorstände berichteten dem Oheim die Resultate ihrer Tätigkeit in der verfloßnen Woche. Wo mehrere oder alle Gewerbszweige ineinander griffen, wie bei dem Verkehr mit Amerika, wurde die Beratung ganz kollegialisch, die Stimmenmehrheit entschied streitige Punkte. Jedes Departement schien auch seine abgesonderte Kasse zu haben; denn die Vorstände rechneten miteinander ab, und es kam vor, daß einer von dem andern sich eine Anleihe erbat, die dann auch, wie die dabei gemachten Bemerkungen erwiesen, ihre kaufmännischen Zinsen tragen mußte. Ein Sekretär, welcher am untern Ende der Tafel saß, führte über den Einhergang Protokoll.

Die Autorität des Oheims bestand nur in der Präsidentschaft. Er hörte die Berichte der einzelnen Direktoren an, äußerte darauf seine Meinung, die jedoch niemals wie ein Befehl klang, lächelte beifällig, wenn sie angenommen wurde, und ließ es geschehn, wenn der Referent sie verwarf. Trat eine allgemeine Beratung ein, so beschränkte er sich darauf, die Debatte zu leiten, abschließlich den Inhalt der verschiedenen Meinungen zusammenzufassen und bei Stimmengleichheit durch sein Votum zu entscheiden.

Hermann wohnte mit Verwunderung dieser Sitzung bei. Die Größe der zirkulierenden Summen, die Mannigfaltigkeit der Geschäfte, die Unabhängigkeit der Verwaltungen und dann doch wieder ihre innige Verzweigung, der Blick nach Rio und Veracruz, der sich von Zeit zu Zeit auftat — alles dieses zusammengenommen gab ihm das Bild des Welthandels und zugleich eines „königlichen Kaufmanns" der Gegenwart. Wunderbar stach gegen die kolossale Gestalt dieses Betriebes die körperliche Erscheinung des Herrn und Meisters ab. Hermann fand den Oheim sehr verändert. Er saß gebeugt und mit dem Kopfe zitternd in seinem Lehnstuhle, und nur die Augen sowie seine Reden verrieten noch die ungeschwächte geistige Kraft.

Als die Geschäftsvorstände sich entfernt hatten, bewillkommte

ihn der Oheim, sich mühsam im Sessel emporrichtend. Hermann nötigte ihn zum Sitzen zurück und wollte nach den ersten Reden die Absicht seines Kommens darlegen. — „Laß es", sagte der Oheim, „du kennst meine Grundsätze darüber. Oder wenn du dich durchaus getrieben fühlst, die Sache weiter zu verfolgen, so warte damit noch ein acht Tage! Sieh dich indessen in der Gegend und in den Fabriken um; vielleicht kommst du dadurch selbst von deinem Vorsatze ab."

„Wenigstens müssen Sie diesen vernehmen", sagte Hermann. „Ich kann die Ungewißheit, worin ich über Kornelien schwebe, nicht länger ertragen. Was Sie mir damals auf dem Schlosse des Herzogs eröffneten, wurde in Eile und Zerstreuung gesprochen; eine ruhige Überlegung verhinderte das unglückliche Ereignis, welches Sie zu schleuniger Abreise zwang. Kornelie hat mir auf alle meine Briefe nicht geantwortet. Eine Entscheidung will und muß ich haben, und deshalb bin ich hier."

„Diese Entscheidung soll dir werden", versetzte der Oheim, den der bewegte Ton, mit dem Hermann sprach, nicht ungerührt zu lassen schien. „Warte die Zeit ab! Ich will ja dir, ich will keinem mit Absicht Unrecht tun; gönne mir ein paar Tage, die Sache noch einmal für und wider zu überlegen, und unterdessen sei mein Gast."

Mit dieser Erklärung mußte Hermann vorderhand zufrieden sein.

Bei Tische erwartete er vergebens Kornelien, nach deren Anblicke er sich sehnte, und den er doch fürchtete. Dagegen zeigte sich Ferdinand auf einen Augenblick. Sowie der Knabe aber Hermanns ansichtig wurde, färbten sich seine Wangen hochrot; er warf entrüstet die Serviette auf den Teller und rannte hinaus. Der Oheim schickte ihm einen zornigen und kummervollen Blick nach.

Nachdem die Verlegenheit, welche durch diesen unzweideutigen Auftritt entstanden war, sich verloren hatte, überblickte Hermann die Tischgesellschaft. Sie war ziemlich zahlreich und

bestand wohl aus dreißig Personen. Die Hausgenossen, die unverheirateten Geschäftsleute und Vorstände und mehrere junge Engländer und Franzosen, welche, angezogen vom Rufe des Oheims, bei ihm in die Lehre gingen, bildeten sie. Man setzte sich, sobald die Suppe erschien, ohne auf die Ausfüllung einiger leeren Plätze zu warten; das Gespräch war ziemlich laut, und Hermann konnte bemerken, daß der Ton, welcher hier herrschte, sehr ungezwungen, ja derb war. Der Oheim sprach halbleise nur mit seinem nächsten Nachbar und sah meistenteils niedergeschlagen vor sich hin. Von Frauenzimmern war außer einigen Wirtschafterinnen niemand zu erblicken.

Als man schon ziemlich weit in der Mahlzeit vorgeschritten war, erschienen die verspäteten Tischgenossen; Hermann sah überrascht zwei alte Bekannte wieder, den Rektor und den Edukationsrat. Letztrer begrüßte ihn freundlich; dagegen dankte der Rektor kaum der Bewillkommnung und schien die ganze Tafel über mit einer heimlichen Entrüstung zu kämpfen.

Nach Tische suchte Hermann mit dem Oheim ins Gespräch zu kommen, und sich über so manches, was hier bereits seine Aufmerksamkeit gereizt hatte, Belehrung zu verschaffen. — „Ich bin heute morgen Zeuge einer Verhandlung gewesen", sagte er, „nach der es den Anschein gewann, als hätten Sie sich bereits zur Ruhe gesetzt und andern Ihr ganzes Geschäft übertragen. Und dennoch widerspricht dem alles, was ich von Ihnen sonst sehe und weiß."

„Wenn ich nicht irre, sagte ich dir schon einmal, daß man nur bis auf einen gewissen Punkt besitze", versetzte der Oheim. „Erreicht das Vermögen eine Größe, welche das Maß der sogenannten Wohlhabenheit übersteigt, sind die Geschäfte zu einem hohen Grade der Ausdehnung gediehen, so muß man andre schalten und walten lassen. Wer dann noch selbst in alles eingreifen, jedes einzelne in eigner Person ordnen zu können wähnt, macht über kurz oder lang die Erfahrung, daß nichts nach seinem Willen geschieht, und wird aller Orten getäuscht und betrogen. Ich sah diesen Wendepunkt meines Schicksals, als ich das Klo-

ster und die Besitzungen des Grafen angekauft hatte und meine Fabrikplane anfingen, in Erfüllung zu gehn. Deshalb entschloß ich mich, aus meinen Dienern und Faktoren, welche zum Glück sich in meiner Schule tüchtig herangebildet hatten, selbstständige Herrn zu machen, ihnen als Gesellschaftern die Kapitalien, welche ich für die verschiedenen Geschäftszweige bestimmt hatte, vorzustrecken und einen jeden übrigens auf eigne Gefahr sein Departement verwalten zu lassen. Bis jetzt habe ich mich bei dieser Einrichtung sehr wohl befunden. Die Direktoren treiben das Geschäft zu eigner Ehre und Vorteil und bringen deshalb einen weit lebhafteren Schwung hinein, als wenn sie nur meine Handlanger wären; die wöchentlichen Konferenzen erhalten mich mit dem Ganzen im Zusammenhange, und da in den Hauptsachen doch immer auf meinen Rat gehört wird, so lenke ich im Grunde alles nach wie vor."

„Eins fiel mir auf", sagte Hermann. „Warum lassen Sie von Anleihen, welche ein Institut von dem andern macht, Zinsen geben, da doch das gesamte Betriebskapital Ihnen gehört? Sie scheinen solchergestalt sich selbst die Interessen zu entrichten."

„Nicht so ganz", versetzte der Oheim. „Die Direktoren haben nur von den reinen Überschüssen ihren Anteil. Sie müssen sich daher bestreben, die Zinsen durch vorteilhafte Spekulationen einzubringen, und da dies in den meisten Fällen gelingt, so gewinnt die Anleihe ihre Interessen in der Tat und nicht bloß zum Schein."

Jemand, der wie ein Metallarbeiter aussah, kam und brachte ein Päckchen Papiere in einem blauen Umschlage. — „Es sind die bestellten Kassenscheine", sagte er; „sehen Sie zu, ob sie Ihnen recht sind!"

Der Oheim nahm die Papiere aus dem Umschlage, hielt sie gegen das Licht, prüfte die Stempel und gab einige Stücke an Hermann. Dieser sah, daß es Banknoten waren, über größere und kleinere Summen lautend, mit dem Geschäftssiegel und der Namensunterschrift des Oheims versehen.

„Es ist gut so", sagte er zu dem Arbeiter, „die Proben gefallen mir, und Ihr könnt nun die Euch aufgegebne Anzahl verfertigen."

„Ich habe es für vorteilhaft gehalten, dieses Papiergeld zu kreieren, dessen Honorierung mir von allen bedeutenden Handelshäusern in den benachbarten Städten zugesagt worden ist"; mit diesen Worten wandte er sich gegen Hermann. „Es ist ein leichtes Zahlungsmittel für alle meine Angehörigen und Arbeiter, und ich erspare damit ebensoviel bares Geld, welches nun wieder andrer Orten tätig sein kann.

„Ich sehe", fuhr er fort, „in den so übel berüchtigten Anleihen der Staaten nichts Schlimmes. Nicht in der vorhandnen Masse der edlen Metalle, sondern in den produktiven Kräften beruht der Reichtum einer Nation, und es ist gleichgültig, ob diese Kräfte durch Silber und Gold, oder ob sie durch Papier in Bewegung gesetzt werden; ja, es ist ein gutes Zeichen, wenn man zu letzterem greifen muß, um den Überschuß der Tätigkeit auszugleichen."

Ein kleiner Rollwagen fuhr unter dem Fenster vor, von zwei rüstigen Burschen gezogen. Der Oheim sah mit einem schwermütigen Lächeln seine schwachen und gebrechlichen Füße an und sagte: „Dagegen hilft nun freilich weder Spekulation noch Papiergeld. Willst du, neben diesem kindischen Fuhrwerke hergehend, mich durch die Anlagen begleiten?"

Hermann half ihm in den Wagen, und das Gespann setzte sich in Bewegung. Der Oheim ließ sich durch seinen Blumengarten fahren, welcher von der geschmackvollsten Auswahl und sorgfältigsten Pflege zeugte. Bei den schönsten Exemplaren mußte der Wagen still halten; der Oheim hob die Kelche mit leiser Hand auf und senkte seinen sehnsüchtigen Blick in ihre bunte Tiefe oder sog den Wohlgeruch verlangend ein. Zwischen dieser zarten Beschäftigung fuhr er fort, den Neffen über Handels- und Gewerbsverhältnisse zu unterrichten.

Auf einer Anhöhe, welche die eigentlich botanische Region

bildete, stand ein Gartenhaus, worin die Bibliothek befindlich war, die zu solchem Platze sich eignete. Der Oheim stieg aus, nahm ein Werk zur Hand und schlug darin etwas nach.

In einiger Entfernung an der Abdachung des Hügels sah Hermann Leute beschäftigt und ging, da der Oheim bei seiner Lektüre blieb, zu ihnen. Man hatte eine Wand des Hügels mit künstlichem Fels umsetzt, zwischen dessen Spalten Rhododendren und andre Staudengewächse blühten. In der Mitte öffnete sich dieser Felsen zu einem Gewölbe, dessen Ausmauerung die Arbeiter beschäftigte.

Hermann vernahm auf Befragen, daß das Gewölbe bestimmt sei, die Reste der Tante aufzunehmen, welche der Oheim nur vorläufig im Erbbegräbnisse des Schlosses habe niedersetzen lassen. Dieser Platz aber sei zu ihrer Ruhestätte erwählt worden, weil sie denselben vorzugsweise geliebt habe.

Wirklich hatte man von dort die reizendste Aussicht. Gerade aus der Tiefe, beinahe senkrecht ihr gegenüber, stieg ein mächtiger Fels auf, den eine schöne frische Wiese, von klaren Quellbächen befeuchtet, umgrünte; hinter demselben erhob sich die Waldhöhe, von welcher das Schloß stolz herabblickte. Das Maschinenwesen war nach dieser Seite noch nicht vorgedrungen. Man sah auf Berg und Tal, wie sie Gott geschaffen hatte.

Was Hermann von den Marmoren, die weither geschafft würden, von den prächtigen Gußeisenarbeiten, die der Oheim bestellt habe, vernahm, überzeugte ihn, daß Gattenliebe hier das kostbarste Mausoleum gründen wolle. Sich selbst hatte der Oheim in dieser Gruft auch die letzte Rast bestimmt, wie die Arbeiter sagten.

Er saß noch bei sinkendem Abend und lange, nachdem die Leute den Platz verlassen hatten, an dieser ernsten Stätte. Dachte er an die Erzählung aus Theophiliens Schlafreden, so mußte er wünschen, geträumt zu haben; denn hatte sie wirklich gesprochen und die Wahrheit gesagt, so erschien der ganze Zustand der armen Menschen ihm unselig hohl und lügnerisch.

Drittes Kapitel.

In den folgenden Tagen durchstreifte er mit einem erfahrnen Führer, welchen der Oheim ihm beigegeben hatte, die Gegend und besah die Fabriken. Fast alle Zweige dieser Art menschlicher Tätigkeiten hatten sich hier im Umkreise weniger Stunden abgelagert. Man mußte wirklich über den Geist des Mannes erstaunen, der in verhältnismäßig kurzer Zeit eine ganze Gegend umzuformen verstanden hatte. Aus einfachen Landbauern waren Garnspinner, Weber, Bleicher, Messer- und Sägenschmiede, Glasbläser, Töpfer, Vergolder, ja sogar Zeichner und Maler gemacht worden.

Als er sich bei einigen Vorstehern nach den Mitteln erkundigte, welche diese Verwandlung bewerkstelligt hatten, sagten sie, daß nichts leichter gewesen sei. Man habe von fernher geschickte Leute des Fachs kommen lassen, welche ihre Kunststücke anfangs wie zum Scherz auf Tanzböden und in Schenkstuben vorgewiesen hätten. Alsobald sei der Nachahmungstrieb besonders bei den jüngeren Leuten rege geworden, da man denn hauptsächlich auf die zweiten und dritten Söhne der Hofesbesitzer Augenmerk genommen habe, welche, zum Dienen bestimmt, unzufriednen Geistes, sehr froh gewesen wären, einen lohnenderen und ehrenvolleren Erwerb zu finden.

„Auf diese Weise", sagten die Vorsteher, „hatten wir in wenigen Jahren aus den Bewohnern der Gegend selbst unsre Pflanzschule herangebildet. Nun sind von den damaligen Lehrlingen die Geschicktesten schon wieder als Lehrer in die Fremde gegangen. Es ist zugleich hier ein neues Geschlecht entstanden, ein Mittelstand neben der bäuerlichen Aristokratie, ähnlich den englischen Verhältnissen. Der Erstgeborne erbt den Hof und wird nach dem Hofe benannt, setzt also auch eigentlich allein die Familie fort; die andern Söhne und die Töchter gehn in die Fabriken und legen sich in der Regel von ihrer Beschäftigung neue Namen bei gegen das Zeugnis des Kirchenbuchs und ohne daß

die Verbote der Obrigkeit, welche daraus allerhand Verwirrungen befürchtet, etwas fruchten wollen."

Mußte Hermann diesen Ausweg für eine Menge durch die Geburt hintangesetzter Menschen sehr ersprießlich finden, und sah er auf allen Maschinenstätten, in jedem Lager und Speicher die größte Ordnung und Nettigkeit, wurde es ihm hier recht klar, welch ein großes Ding das Geld und ein diese Weltkraft bewegender verständiger Geist sei, so fehlte auf der andern Seite viel, daß ihn alle die nützlichen und lehrreichen Anschauungen, welche er auf dieser Wanderung einsammelte, erfreut hätten. Vielmehr empfand er einen tiefen Widerwillen gegen die mathematische Berechnung menschlicher Kraft und menschlichen Fleißes, gegen die Verdrängung lebendiger Mittel durch tote, und er konnte dieses Gefühls nicht Herr werden, so bedeutende Resultate er auch vor Augen sah, so große Achtung er vor dem Oheim und seinen Helfern haben mußte.

Abschreckend war die kränkliche Gesichtsfarbe der Arbeiter. Jener zweite Stand, von welchem die Vorsteher geredet hatten, unterschied sich auch dadurch von den dem Ackerbau Treugebliebenen, daß seine Genossen bei Feuer und Erz oder hinter dem Webstuhle nicht nur sich selbst bereits den Keim des Todes eingeimpft, sondern denselben auch schon ihren Kindern vermacht hatten, welche, bleich und aufgedunsen, auf Wegen und Stegen umherkrochen. Wie die beiden Beschäftigungen, die natürliche und die künstliche, dem Menschen zuschlagen, sah Hermann in diesem Gebirge oft im härtesten Gegensatze. Während er hinter den Pflügen Gesichter erblickte, die von Wohlsein strotzten, nahm er bei den Maschinen andre mit eingefallenen Wangen und hohlen Augen wahr, deren Ähnlichkeit die Brüder oder Vettern jener Gesunden erkennen ließ.

Die Amtleute und Richter klagten sehr über die Vermehrung der Frevel, besonders gegen das Eigentum, seit die Gegend eine so veränderte Gestalt angenommen habe. In den Schleifereien und Erzschmieden griff man jetzt bei der leichtesten Zänkerei gleich zum Messer.

Wenn er mit diesem Zustande das Leben auf dem Schlosse des Herzogs verglich, so fühlte er sich nur noch unbehaglicher erregt. Es ist wahr, hier gehörte alles tätig der Gegenwart an, und dort zehrte man von Erinnerungen, bestrebte sich umsonst, der Vergangenheit neues Leben einzuhauchen; aber jene Örtlichkeiten und ihre Bewohner erzeugten doch in der Seele eine Stimmung, während er hier vergeblich danach rang, den Knäuel der dumpfen und niederdrückenden Wirklichkeit sich zum Gespinste zu entfalten. Entschieden war es ihm, wenn diese Bestrebungen weiter um sich griffen, so war es in ihrem Umkreise um alles getan, weswegen ein Mensch, der nicht rechnet, leben mag.

Der Sinn für Schönheit fehlte hier ganz. Die Stunde regierte und die Glocke; nach deren Schlage füllten und leerten sich die Arbeitsplätze, traten die Träger ihre täglichen Wege immer in der nämlichen Richtung an, versammelten sich die Hausgenossen zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Bei diesen griff ein jeder nach englischer Manier zu, wo es ihm beliebte; der Reihenfolge der Speisen achtete man wenig, da sie fast sämtlich zu gleicher Zeit aufgesetzt wurden. Keine aufwartende Diener; eine Magd, welche ziemlich ungeschickt war, nahm Teller und Schüsseln weg oder ließ sie auch wohl stehn, wie es sich eben traf. Auf niemand wurde gewartet; verspätete Ankömmlinge setzten sich, kaum grüßend und begrüßt, nieder und holten in Hast das Versäumte nach.

Alle diese Unsitten waren für jemand, der in den letzten zwei Jahren in der besten Gesellschaft gelebt hatte, sehr empfindlich. Lästig fiel Hermann, welcher das Wasser nicht vertragen konnte, auch die Entbehrung jedes sonstigen Trinkbaren bei Tische. Der Oheim hatte nämlich die Laune, seine Tafel nur mit eignen Produkten besetzt sehn zu wollen. Hinsichtlich der Speisen tat dies der Güte des Mahls keinen Abbruch. Die Meiereien lieferten das saftigste Fleisch, die Gärten das zarteste Gemüse und die schönsten Früchte; die Weiher gaben schwere Karpfen und Hechte her. Allein mit dem Getränke verhielt es sich anders. Man

braute hier ein sogenanntes Ale und preßte aus Äpfeln und Birnen Cyder. Nur diese Getränke kamen in geräumigen Flaschen auf den Tisch, wurden aber selbst von den daran Gewöhnten nur mit Zurückhaltung genossen. Hermann versuchte von beiden, bekam jedoch von dem Ale Kopfweh mit Schwindel verbunden und wurde nach dem Genusse des Cyders von einem heftigen Erbrechen befallen, so daß er seitdem lieber Durst litt, als so schlimmen Einwirkungen abermals sich aussetzte.

In den Zimmern sah es verworren aus. Meubles vom teuersten Holze mit schwerer Vergoldung standen neben tannenen Kommoden und Tischen; überall fehlte etwas, oder vielmehr der Widerspruch trat aller Orten hervor; ehemalige bürgerliche Einfachheit und neu erstrebte Pracht lagen miteinander in Streit. Wertvolle Gemälde, welche der Oheim in den damals aufgekommenen Kunstverlosungen erworben hatte, hingen in dunkeln Winkeln, meistens uneingerähmt, während geschmacklose kolorierte Kupferstiche in kostbarer Einfassung an den hellsten Stellen der Wände prunkten.

Zwischen diesem Ungeschick und verdrießlichen Wesen blickte nur ein rührender Zug durch, des Oheims Liebe zu den Pflanzen. Für sie hatte er den feinsten Sinn: niemand verstand so wie er, die Gruppen der Blumen, Stauden und Bäume zu ordnen; die kundigsten Landschaftsgärtner hätten von ihm lernen können. Unter seinen Gewächsen mußte man ihn sehn, wenn man sich überzeugen wollte, daß die Natur keinem Menschen irgend eine zum Ganzen der Seele notwendige Richtung versagt. Diese Neigung und die Liebe zu seiner Familie waren die schönen menschlichen Eigenschaften des merkwürdigen Mannes. Täglich sah ihn Hermann in seinem Wägelchen durch die Anlagen fahren und stundenlang oben im Gartenhause oder bei der Gruft der Tante verweilen, deren Schmückung ihm die liebste Beschäftigung geworden war. Aus manchen Äußerungen ging hervor, daß seine Gedanken ebenso oft bei der schlafen gegangenen Gattin als bei den irdischen Dingen verweilten.

Viertes Kapitel.

Von der Vergrößerung dieser gewaltigen Besitzungen durch die Standesherrschaft wurde unter den Geschäftsleuten des Oheims wie von einer ausgemachten Sache gesprochen, obwohl Hermann nicht begreifen konnte, worauf sich, da der Adelsbrief der Ahnfrau aufgefunden worden war, diese Zuversicht stützte. In den Gesprächen jener Männer, welche, wie wir wissen, bei der Ausdehnung und dem erhöhten Schwunge der Geschäfte selbst beteiligt waren, traten weitgreifende Plane hervor, wie jene Güter zum Fabriknutzen umgewandelt oder zerstückelt werden sollten, so daß dem Gaste, dessen Erinnerungen sich noch mit Vorliebe dorthin wandten, übel zu Mute ward. Einmal traf er den verdächtigen Amtmann vom Falkenstein bei dem Oheim, der ihm wieder die höhnisch-freundlichen Blicke zuwarf, über welche Hermann schon auf dem Schlosse des Herzogs verdrießlich geworden war.

Der Oheim ließ sich über diese Angelegenheit noch gleichgültiger als früher vernehmen. Seinen Adelshaß verriet er zwar auch jetzt wieder und wiederholte mit Lebhaftigkeit die Meinung, daß es an der Zeit sei, das Eigentum aus den Händen derer, welche es nicht zu benutzen verständen, in fleißigere übergehn zu lassen. — „Allein mir für meine Person", fügte er hinzu, „liegt an dem Erwerbe der mir zedierten Besitzungen kaum noch etwas. Die Sache ist mehr für meine Direktoren, welche noch vorwärts wollen. Ich werde nur Last und Sorge von diesen Schollen haben. „Zudem", sagte er schwermütig, „für wen sammle ich?"

Diese Worte bezogen sich auf eine Verlegenheit, welche dem Oheim in seinem eignen Hause erwachsen war. Sein einziger Sohn Ferdinand, von dem er natürlich nichts heißer wünschen konnte, als daß er der Erbe seines Sinnes werden möchte, zeigte, sobald er sich zu entwickeln begann, auch nicht die mindeste Neigung zu dem, was eine solche Hoffnung rechtfertigen durfte. Alles Stillsitzen war ihm zuwider; es kostete unendliche Mühe,

ihm die Elemente der Rechenkunst beizubringen; die Maschinen, zu denen er früh geführt wurde, damit er Geschmack an ihnen bekomme, waren ihm lächerlich und widerwärtig. Er schlich sich heimlich zu den Werken, verdarb manches schadenfroh und hatte einmal durch ein geschickt eingeworfnes Hemmnis eine Dampfpresse gewaltsam zum Stehn gebracht, dadurch aber beinahe den Mechanismus zerstört.

Hingegen war es seine Leidenschaft, die gefährlichsten Orte zu erklettern. Seine ersten Spiele waren Soldatenspiele; er hatte bald eine Kompagnie Knaben zusammengetrieben, welche er zum Erstaunen eines durchreisenden Offiziers völlig regelrecht einexerzierte, obgleich er die Handgriffe nie gesehen hatte. Als er heranwuchs, war ein Pferd sein dringendstes Verlangen, und der Vater, der für dieses ihm nach langer kinderloser Ehe spätgeborne Kind die weichste Zärtlichkeit hegte, konnte sich nicht entbrechen, ihm eins anzuschaffen. Nun entband sich erst die ganze Natur des Knaben. Der Sattel war ihm lästig; er schied ihn von dem Geschöpfe, mit dem er in eins zusammenzuwachsen sich sehnte. Den Bauchgurt zerschneidend, schwang er sich auf den nackten Rücken des Tiers, umfaßte dessen Hals zärtlich und ließ sich von ihm über Stock und Stein tragen. Das alles hatte er insgeheim vorbereitet; denn es zeigte sich in ihm eine merkwürdige Vermischung von Schlauigkeit und verwegnem Mute. Dem Oheim sträubten sich vor Entsetzen die Haare, als er von dem tollkühnen Ritte hörte. Er wollte dem Knaben das Pferd wieder wegnehmen lassen: aber da erfolgten so heftige Ausbrüche der Wildheit, daß man für seinen Körper besorgt wurde und ihn lieber dem Geschick überließ, welches dem Unerschrocknen nicht selten günstig ist.

Späterhin verfiel er auf das Schießen, wogegen aber der Vater sich mit Festigkeit erklärte, so daß Ferdinand von dem ungestümen Verlangen nach Pistolen und Flinten wenigstens scheinbar abstand.

Gleichwohl sah der Oheim die Wiederholung eines alten

Unglücks in seiner Familie voraus, sah voraus, daß der Sohn zerstreuen werde, was der Vater gesammelt, und diese trübe Besorgnis wirkte dazu mit, die Fäden seines Daseins abzunutzen.

Um das Seinige zu tun, hatte er die beiden Schulmänner zu einer Beratung über das Erziehungssystem, welches in betreff des Knaben zu verfolgen sein möchte, einladen lassen. Man kann aber denken, daß deren Gutachten ihm wenig genügten, da ihre Meinungen nur beschränkt und einseitig waren und seinem scharfen Verstande einleuchten mußte, daß die Mittel, welche sie vorschlugen, und welche einander noch dazu widersprachen, gegen eine entschiedne Richtung der Natur nichts verfangen würden.

Hermann hatte von dem Edukationsrate einen Teil der obigen Notizen eingezogen.

Sprach er mit Theophilien, die er oft des Abends besuchte, von dieser Angelegenheit, so machte sie ein zweideutiges Gesicht. Sie war recht eigentlich zur Plage des Oheims im Schlosse zurückgeblieben. Er empfand eine sonderbare Furcht vor ihr, wich ihr aus, wo er nur konnte, und hätte viel darum gegeben, wenn mit ihr die letzte Erinnerung an den ehemaligen Besitzer verschwunden wäre. Zu dem Ende hatte er ihr bedeutende Summen anbieten lassen, wenn sie ihren Wohnsitz verändern wolle, welches aber immer höflich von ihr abgelehnt worden war.

Eines Tages brachte Hermann die Sache gegen sie zur Sprache und fragte in schonenden Wendungen, warum sie einen Ort nicht verlasse, der ihr unmöglich angenehme Gefühle erwecken könne.

„Lieber", versetzte Theophilie, „Sie kennen das Unglück nicht. Wenn Sie wüßten, was es heißt, vom Erbe verdrängt worden zu sein, nicht mit Gewalt und Übermacht, das wäre leidlicher, nein! auf stillem, rechtlichem Wege, mit erlaubtem Wucher, mit zulässiger Geschäftskunst — Sie würden mich nicht so fragen. Ihr Oheim hat meinen Bruder zerstört, verführt, zerrüttet, und ich bin die Schwester des Grafen Julius. Er besitzt unsre

Schlösser; gönne man uns nur noch, wie jene Frau[1] sagt, ein Grab bei den Gräbern unsrer Ahnen! Hier sind meine Erinnerungen, dieser Schmerz füllt mein Leben aus; es hätte seinen Inhalt verloren, wiche ich von hinnen. Nein, es bleibe bei der Übereinkunft, die mein Bruder bei dem Verkaufe der Güter machte, daß ich hier zeitlebens Wohnung und nach dem Tode auch Unterkommen im Erbbegräbnis finden solle. Ich bin die Hüterin der Rasensitze, der Pavillone, aller der Plätze, die unsre muntren Feste sahn; sie verwildern, verwittern, veralten wie ich; ein geheimes Band der Sympathie schlingt sich von ihnen zu mir. Ich muß es ehren."

Hermann wunderte sich über die Erhebung, womit Theophilie sprach. Dieser Ton war ihr sonst nicht eigen, sie pflegte leicht, ja leichtfertig zu reden; aber sie geriet, wie er nunmehr öfter wahrnehmen konnte, jedesmal in jenen Schwung, wenn sie an das Unglück ihres Hauses dachte. Aus hingeworfenen Reden ließ sich schließen, daß sie ein Geschick ahne, welches den Oheim ganz danieder werfen werde, und leider schien sie sich darauf zu freuen, wenn sie sich dies auch nicht eingestehen mochte.

So bedroht, so innerlich gefährdet und untergraben war der Zustand des Oheims, während nach außen hin Vermögen und Ansehn ins Unermeßliche wuchsen. Man konnte sagen, daß er eine Macht darstelle. Denn nicht allein, daß seine Handelsverbindungen über die ganze Erde griffen; auch mit den Fürsten und Regierenden war er in Verhältnisse gediehen, bei welchen er, da er mehr zu gewähren als zu erbitten hatte, sich ziemlich auf gleichem Fuße zu ihnen halten durfte. Sie ehrten ihn denn auch auf mancherlei Weise, verliehen ihm Titel, die er nicht führte, weil sie ohne Ertrag waren, und noch in den Tagen von Hermanns Anwesenheit traf ein Orden hoher Klasse ein, von welchem aber der Neffe nur durch die dritte Hand etwas vernahm, weil das schimmernde Kreuz, nachdem der Empfänger es flüchtig beschaut hatte, still weggestellt worden war.

[1] Die Gräfin Terzky in „Wallensteins Tod", 5. Aufzug, 12. Auftritt.

Vom Schlosse hatte der Oheim seine Wohnung, wenigstens zum Teil, deshalb hinabverlegt, weil ihm die Nähe Theophiliens immer widerwärtiger geworden war. Aber im Kloster erwartete ihn ein andrer Verdruß. Bei der Säkularisierung hatte man für die katholische Umgegend den Gottesdienst in der Kirche erhalten; der Weg zu ihr führte quer durch das nunmehrige Wohnhaus, und sie selbst befand sich hart an den Geschäftszimmern des Besitzers. Seinem Sinne, welcher dem Kirchlichen durchaus abgeneigt war, wurde nun täglich die Pein, einen Zug Andächtiger durch das Haus wandern zu sehn und das Klingeln der Messe vernehmen zu müssen. Um so unangenehmer für ihn, als er den katholischen Kultus eigentlich geradezu haßte, da dieser die Menschen nach seiner Meinung zum Unfleiße verführe. Schon mehrmals hatte er versucht, sein Eigentum von jener Last zu befreien, hatte sich selbst erboten, den Katholiken eine neue Kirche bauen zu lassen; allein die Geistlichkeit, wohl wissend, wie ersprießlich ihrer Sache ein traditionelles Altertum sei, war dagegen stäts auf das Bestimmteste eingekommen, und die Behörden konnten wohlerhaltne Rechte nicht aufheben.

Mit allem Gelde vermochte er daher nicht, sich vor den Reminiszenzen des Adels und der Kirche zu schützen, über deren Eigentum der Zeitgeist ihn zum Herrn gemacht hatte. Unter den protestantischen Arbeitern aber tat sich eine neue Wirkung umgestalteter Lebensverhältnisse auf, die dem Oheim fast noch unleidlicher war als der unter seinen Augen sich rührende Katholizismus. Die sitzende Lebensart, welche an die Stelle der Bewegung in freier Luft getreten war, hatte bei vielen den Boden für die pietistische Richtung zubereitet; einige Werkmeister, welche von der Wupper kamen, brachten den Samen mit, und bald war eine zahlreiche stille Gemeine entstanden, in welcher die Erweckten predigten und jedermann mit der Gnade des Herren, dem Blute des Lamms und wie die Schlagworte jener Herde sonst noch heißen mögen, gewandt umzuspringen wußte.

In Hermann, welcher alle diese Unannehmlichkeiten kennen

gelernt hatte, regte sich der alte Eifer, zu helfen. Der Oheim bezeigte sich immer freundlicher gegen ihn, sein Widerwille schien verschwunden zu sein; er hatte die Gesellschaft unsres Abenteurers gern und schenkte ihm über manche Dinge Vertraun. Dieser bedachte nun schon dankbar im stillen, wie das Fräulein dennoch zur Verlegung ihres Wohnsitzes auf eine zarte Weise zu vermögen, das Naturell des wilden Knaben in die dem Oheim gefälligen Wege zu leiten und die widerstrebende Geistlichkeit biegsamer zu machen sein möchte, hatte auch über alle diese Dinge bei sich einen Plan entworfen, in welchem jedes Hindernis beseitigt war, als ihn eine Mitteilung des Edukationsrats stutzig und an diesen wohlgemeinten Entwürfen irre machte.

Es war ihm aufgefallen, daß der Rektor ihn sichtlich vermied, und wenn er nicht ausweichen konnte, ihm nur mit Widerstreben Rede stand. Da er sich nun durchaus keiner Verschuldung gegen den Schulmann bewußt war, so mußte er den Grund zu jenem Betragen in einer allgemeinen Verstimmung des Alten suchen. Er fragte den Edukationsrat bei Gelegenheit danach, worauf dieser versetzte: „Allerdings hat meinen Freund das schlimmste Schicksal betroffen. Ein wundersam scheinendes Glück führte nur dazu, sein Hauswesen heftig zu erschüttern, wo nicht von Grund aus zu zerstören. Jener tot geglaubte, aus Rußland zurückkehrende Sohn wurde von den Eltern, die ihn gleichsam aus dem Grabe wiederempfingen, mit einer Mischung von Liebe, Graun und Mitleid aufgenommen. Der Vater, durch Ihren Brief benachrichtigt, kaum seiner mächtig, holte den Verlornen aus der Hirtenhütte ab, welche der Unglückliche eben hatte verlassen wollen, um in die weite Welt zu schweifen. Man erschrak über seine Gestalt, sein Wesen, hoffte aber durch Sorgfalt und Pflege ihn wieder zum Menschen zu machen.

„Aber es zeigte sich bald, daß diese Hoffnungen eitel gewesen waren. Der Elende hatte zu viel gelitten; sein Physisches und Moralisches war zerrüttet. Bald mußten die Eltern zu ihrem Schmerze sich überzeugen, daß Eduard zwar alles Liebe und

Gute, was ihm geboten wurde, sich gefallen ließ, daß aber kein dankbares Gefühl in seiner Seele dadurch geweckt wurde. Nur die Not und das Elend schienen ihn noch aufrecht gehalten zu haben; sobald ihn das bequeme, gemächliche Leben im väterlichen Hause umfing, brachen jene herben Stützen zusammen, und er versank von Tage zu Tage mehr. Ein unmäßiger Hang zu geistigen Getränken begann sich zu äußern, den der Verwilderte auf alle Weise heimlich zu befriedigen wußte. Bald nahm man Spuren des Irrsinns wahr, der endlich zur Tobsucht führte. Die Paroxysmen dieses Zustandes zerstörten die letzten Kräfte der Seele; es folgte eine stille Verrücktheit, in welcher er, unschädlich, willen- und gedankenlos, nur noch so fortbrütet. Die Eltern haben ihn aus dem Hause und zu guten Leuten getan, welche ihn verpflegen und am Morgen bei hellem Wetter in die Sonne setzen, wo er dann, ohne sich zu bewegen oder zu sprechen, den Tag über sitzen bleibt.

„Der Gram über dieses Geschick warf die Mutter auf ein Krankenlager, von dem sie nur langsam, schwer erstanden ist. Der Unglückliche hatte den Stoff so mancher Ansteckung in die Familie gebracht; die Wirkung seines Aufenthalts ist die übelste auf die jüngeren Knaben gewesen. Zwischen den Konrektor und Wilhelminen trat er wie ein Gespenst; sie gaben einander nach heftigen Zwistigkeiten ihr Wort zurück, und der Verlobtgewesene hat sich einen andern Wohnort gesucht. Kurz, diese Vorfälle bestätigen die Lehre, daß keiner heimkehren muß, wenn er nicht mehr vermißt wird."

„Sie bestätigen noch eine andre Lehre!" rief Hermann sehr traurig aus. „Man soll die Hände in den Schoß legen und nichts für andre sinnen und tun; dann ist man sicher, daß man ihnen nicht schadet. Was in der reinsten Absicht geschieht, bringt Tod und Verderben, und wer seinen Nebenmenschen aus dem Wasser zieht, kann ihn dabei erdrücken."

Fünftes Kapitel.

Er hatte gehört, daß Kornelie sich auf einer kleinen Meierei unweit der Fabrikbesitzungen befinde, wo sie die Molkenwirtschaft lerne. Dorthin war sie vom Oheim gesendet worden, um die täglichen Berührungen zwischen ihr und Ferdinand zu hindern, welche nach der Rückkehr des Mädchens bei dem Knaben einen immer leidenschaftlicheren Charakter angenommen hatten. Ohne selbst recht zu wissen, was er beginnen wollte, und ungeachtet er dem Oheim das Wort gegeben hatte, nichts in dieser Sache eigenmächtig zu unternehmen, befand er sich eines Tages kurz nach den erzählten Vorfällen auf dem Wege zur Meierei. Dieser führte ihn an schroffen Felsen und bebüschten Hügeln vorbei, bis endlich im anmutig grünsten Wiesentale sich das reinliche, rot und weiß angestrichene Gebäude zeigte. Schönes, sauber gehaltenes Vieh graste auf dem samtnen Rasen umher; unter niedrigem Gesträuch, zwischen Gitterwerk eingehägt, scharrte und pickte allerhand Geflügel; hübsche kräftige Mägde gingen mit ihrer Marktladung auf dem Haupte durch das Tal den umsäumenden Hügeln zu; der blaufte Himmel spannte sich über der friedlichen Szene aus.

Hermann betrat das Haus, in welchem ihm der frische Molkengeruch entgegenduftete, mit einiger Beklemmung, da er von der Zusammenkunft mit Kornelien einen heftigen und ängstlichen Auftritt besorgte. Niemand begegnete ihm, und so ging er auf das Geratewohl nach einem Gemache, in welchem er ein Geräusch vernahm. Die Türe öffnend, sah er Kornelien bei der ländlichen Arbeit in Gesellschaft der Schaffnerin und einiger Dienerinnen.

„Ich bin es, Kornelie; erschrecken Sie nicht!“ sagte er. — „Warum sollte ich erschrecken?“ versetzte sie unbefangen. „Ich habe Sie längst erwartet, da ich wußte, daß Sie bei dem Oheim waren.“

Sie wies ihn nach ihrem Zimmer und bat ihn, dort allein

zu verweilen, bis ihre Arbeit, welche sie nicht aufschieben könne, getan sei. Er ging durch das Haus, welches von holländischer Reinlichkeit glänzte, betrat das Stübchen und sah sich dort von dem lieblichsten Bilde der Ordnung angelächelt.

Nicht lange, so erschien Kornelie. Sie reichte ihm von freien Stücken die Hand, begrüßte ihn mit dem traulichen Du, und da er, von ihrer Lieblichkeit bezwungen, seine Lippen den ihrigen näherte, duldete sie, ihm zum Erstaunen, seinen Kuß. — „Warum bist du so lange ausgeblieben?“ fragte sie. „Du warst in meiner Nähe, und ich erwartete dich täglich.“

Hatte er sich vor Zwang und peinlichem Wesen gefürchtet, so setzte ihn dieser unbefangne Empfang noch mehr außer Fassung. Um sich zu sammeln, bat er sie, mit ihm einen Spaziergang zu machen, was sie gern gewährte. Sie führte ihn auf einen Hügel, von welchem er den Überblick über das ganze Tal hatte. Man sah nur dieses und nirgends sonst menschliche Wohnplätze, weil die Turmspitzen der benachbarten Ortschaften sich alle hinter den vorspringenden Hügeln verbargen. Hiedurch erhielt die Gegend etwas unglaublich Stilles und Einsames. Dieser Eindruck wurde noch dadurch vermehrt, daß hier seit Menschengedenken nur das einfachste Geschäft, die Viehzucht, betrieben worden war, das Geschäft, welches dem Boden die wenigsten Spuren menschlichen Verkehrs aufprägt. Denn das Tier wandelt da und dort über den Anger; sein Schritt furcht ihm keine Straße ein, und was sein Zahn abrupfte, ist in wenigen Wochen wieder nachgewachsen.

Hermann, der das heitre, lebenskräftige Mädchen neben sich in dieser Abgeschiedenheit ansah, fragte sie, ob ihr diese und ihre einförmige Beschäftigung nicht doch bisweilen zuwider werde.

„Niemals“, versetzte Kornelie. „Bin ich nicht eine Waise? Ist mein Los ein andres, als dienstbar zu sein? Ich muß dem Vater herzlich danken, daß er mir Gelegenheit bietet, die Hände zu rühren. Und dann fällt unter den Kühen und Schafen auch so manches vor, was immer Abwechslung gibt. Da entsteht

Zank und Eifersucht, Versöhnung nebst allerhand Geschichten wie unter den Menschen.

„Es ist ein trauriges Schicksal, keine Eltern zu haben", setzte sie ernster hinzu. „Dein Oheim und deine Tante wollten mich es nie fühlen lassen, und doch konnte ich es wohl merken. Ich kann nie vergelten, was sie an mir getan haben, und doch bin ich immer dessen mir bewußt gewesen, daß ich niemand angehörte. Wenn von der Zukunft, von ihren Planen die Rede war, da hörte ich immer nur Ferdinands Namen, und meinen nicht mit. Das hat sich mir tief eingeprägt. Aber man lernt unter solchen Umständen früh, sich selbst helfen, und so jung ich bin, so fühle ich doch, daß ich wohl allein durch die Welt kommen wollte. Das Härteste erfuhr ich in dem Waldhause, wo du uns trafst. Die Mutter begehrte in ihrer Fieberhitze zu trinken; Ferdinand und ich, wir kamen beide mit einem Glase zum Bette: mich wies sie zurück und nahm von Ferdinand das Getränk an. Es war freilich nur Phantasie, aber es kränkte mich doch sehr; ich setzte mich bitterlich weinend in eine Ecke. Nicht lange darnach tratest du ein."

Unter solchen Gesprächen waren sie in das Tal hinuntergestiegen. Hermann nahm wahr, daß die Hirten und Melkmädchen Kornelien, wie sie an ihnen vorüberging, mit einem Ausdrucke grüßten, der an Ehrfurcht grenzte. Ja, eine junge schwarzbraune Dirne, die aus feurigen Augen schaute, sank vor ihr, wie vom Gefühl überwältigt, in die Knie und legte die Hand Korneliens sich auf das Haupt.

Ein Lämmchen kam aus der Herde munter auf Kornelien zugesprungen und gab durch schmeichelnde Gebärden ein Anliegen zu erkennen. Sie beugte sich zu dem zarten Tiere hinab, nahm ein Milchfläschchen aus dem Busen und tränkte das Geschöpf, welches sich vertraulich an die Knieende anschmiegte, aus der hohlen Hand. Hermann betrachtete mit Vergnügen das reizende Bild. Nachdem sie ihr mildes Geschäft vollbracht, erhob sie sich und sagte: „Das Närrchen hat seine Mutter verloren,

und obgleich ein andres mitleidiges Stück der Herde deren Stelle schon oft bei ihm vertreten hat, so sucht es doch immer mich und mein Milchfläschchen, wenn ich mich zeige."

Alles, was Hermann hier sah und hörte, gab ihm das Gefühl eines süßen Friedens, und er malte sich mit Entzücken das Bild der Häuslichkeit aus, welche ihm Kornelie gewähren würde. Denn daß sie nicht länger sich seinem treugemeinten Werben widersetzen werde, war ihm nach dem traulich-liebevollen Empfange, den er hier über alle Erwartung gefunden hatte, gewiß.

Bei der Mahlzeit, die aus den einfachsten Gerichten bestand, war nur noch eine dritte Person zugegen, die alte Schaffnerin. Ihre Verneigung, tief und förmlich, verriet die ehemalige Klosterjungfrau, und wirklich war sie es. Sie hatte den Oheim ersucht, ihr dieses Amt zu geben, und er, der jeder Tätigkeit hold war, hatte ihren Wunsch gern gewährt, ihr überdies die Pension gelassen, welche ihre übrigen Schwestern, die Hände im Schoß, verzehrten.

Obgleich auch durch den Oheim aus dem gewohnten Lebenskreise vertrieben, gehörte sie wenigstens nicht zu seiner Gegenpartei und bildete durch ihre Reden einen anmutigen Kontrast mit Theophilien. Sie verhehlte gar nicht, daß sie schon im Kloster sich zu den Freidenkerinnen geschlagen habe, und daß ihr die Erlösung aus der Klausur herzlich willkommen gewesen sei. Sie wußte hundert lächerliche Geschichten von den kleinen Intrigen jenes Zwangszustandes zu erzählen, und wie die Nonnen sich die lange einförmige Zeit durch allerhand seltsame Spielereien verkürzt hätten.

„Einer dieser Zeitvertreibe", sagte sie, „war das Spiel mit dem Jesulein. Jede der Klosterschwestern hatte so ein Püppchen in der Zelle, welches sie auf das köstlichste aufputzte, alle Abende entkleidete und mit zu Bette nahm. Man nährte es, wartete es ab, behandelte es völlig wie ein lebendes Kindlein. Wenn dann die Nonnen zusammenkamen, so erzählte eine jede, wie klug ihr Jesulein sei: der einen ihres konnte schon lesen, ein andres lernte

das Zimmerhandwerk, ein drittes hatte der Mutter die Brust wund gesogen, daß sie Umschläge auflegen müssen, und was der Possen mehr waren. Die Äbtissin sah der Sache lange nach; endlich hielt sie sich doch in ihrem Gewissen verbunden, die fromme Tändelei dem Beichtvater zu entdecken, durch den es vor den Bischof kam. Dieser traf plötzlich eines Tages im Kloster ein, hielt eine strenge Visitation und predigte scharf gegen Profanation der heiligen Dinge, worauf denn die Jesulein abgeschafft werden mußten und wir nicht mehr die Mütter Gottes spielen durften. Einige Schwestern behaupteten aber nach diesem Verbote ganz treuherzig, das Milchfieber zu haben."

Kornelie hatte bei dieser und andern derartigen Plaudereien still und schweigsam gesessen. Höchst wohltuend war ihm die Sitte und Ordnung, welche, im Gegensatze zu des Oheims Tafel, an diesem kleinen Tische herrschten. Servietten und Tücher waren zierlich gefältelt, Schüsseln und Teller symmetrisch gestellt; die Magd, welche aufwartete und dies Geschäft flink und geschickt verrichtete, säuberte nach jedem Gerichte Messer und Gabeln.

„Wo hat sie das gelernt?" fragte Hermann die Schaffnerin, als Kornelie sich nach Tische auf einige Augenblicke entfernte.

„Es muß ihr so angeboren sein", versetzte die Alte. „Bei dem Oheim hat sie alles das freilich nicht absehn können, und die selige Tante verstand auch nicht, diese Zierlichkeit in die alltäglichen Dinge des Hauswesens zu bringen. Ich aber hatte hier mehrere Jahre lang einsam gehauset, und wenn man für sich allein ist, hat man auf dergleichen nicht acht. Sobald sie herkam, fing sie an, es so einzurichten, und in kurzer Zeit hatte sie jeden an diese Akkuratesse gewöhnt. Überhaupt ist mir das Kind ein rechter Segen in der Meierei. Vorher ging es zwischen den Hirtenknaben und den Mägden wild und liederlich zu, und seit sie hier ist, hat sich auch das gegeben, ist alles keusch und sittsam geworden. Es scheint, daß in ihrer Nähe nichts Unreines den Mut hat, sich hervorzuwagen."

Er machte sich von der Alten, die gern noch fortgeschwatzt

hätte, los und brachte einige Stunden des Nachmittags für sich zu, um seinen Entschluß in Ruhe vorzubereiten. Aber ein solches Abwarten bringt den entgegengesetzten Erfolg hervor; er wurde nur immer unruhiger und betrat gegen Abend mit starkem Herzklopfen das Blumengärtchen, welches sich Kornelie neben dem Hause angelegt hatte, und worin er sie ihre Pfleglinge begießen sah.

Doch nahm er sich zusammen, trat zu ihr, ergriff die Gießkanne und tränkte die Pflanzen. Nachdem dies geschehen war, wobei ihm Kornelie lächelnd zugesehen hatte, faßte er sanft ihre Hand und sagte: „Du weißt, geliebte Kornelie, warum ich gekommen bin."

„Ich kann es mir denken", versetzte sie leicht errötend. „Und da du nun hier bist, so wollen wir die Sache auch recht klar besprechen."

Sie gingen zusammen nach einer Laube und setzten sich. Noch hielt er ihre Hand, die sie ihm ohne Widerstreben ließ. „Du hast mir nicht geschrieben", rief er; „aber alles ist vergeben. Das Gedächtnis dieser lieblichen Stunden, die ich heute mit dir verleben durfte, löscht jede bittere Rückerinnerung aus. Ich habe es durchgedacht und durchgefühlt, Kornelie, nur deine süße Unschuld, deine holde Stätigkeit kann mich dem Leben gewinnen, meinem Dasein die Grundlagen geben, ohne welche es doch sonst früh oder spät versinken wird. Ich wiederhole die Frage und die Bitte, die ich an jenem stürmischen Morgen tat, ich wiederhole sie heute mit voller Ruhe und Sicherheit des Gemüts: Willst du die Meine sein? Der Oheim wird einwilligen, wenn er unsern Ernst sieht; sein Sinn hat sich gewendet; er ist mir nicht mehr unfreundlich."

„Ich habe dich angehört; nun höre auch du mich an!" versetzte Kornelie mit niedergeschlagnen Augen. „Daß ich mich nicht gegen dich verstellen kann, weißt du, und mein Herz kennst du. Ich denke an dich, wo ich bin und weile; das war seit der Nacht im Walde so bei mir entschieden, und mit Freuden ginge ich für dich in den Tod. Es wäre mir auch kein größeres Glück auf der

Welt, als wenn ich dich so täglich einige Stunden sähe, oder wenn das nicht anginge, so wäre ich schon zufrieden, wenn du nur abends im letzten Strahle der Sonne auf die Spitze des Hügels dort träteſt, der so grün in das Tal schaut, und ich dann dein Bild von fern in mir empfinge und es still mit mir zur Ruhe nähme. Sieh, so ist es mit mir. Deinen Wunsch erfülle ich nicht, das ist auch beschlossen."

„Um Gottes willen!" rief Hermann bestürzt und sprang auf, „was ist das?"

„Bleibe ruhig, Lieber!" sagte Kornelie. „Wie übel wäre es, wenn wir jetzt uns nicht zu finden wüßten! Du fragst mich, was das sei, was zwischen dir und mir so hindernd steht? Ich weiß es selbst nicht. Wie gern möchte ich, daß es anders wäre; aber kann ich dafür, daß es nun einmal so ist? Die Tage, welche deiner heftigen Erklärung im Hause des Rektors folgten, waren schrecklich; ich hatte nie geglaubt, daß ich solche Schmerzen je würde zu ertragen haben. Ich war dumpf und wie zerstückt in mir; wüstes Wunderliches bedeckte meine ganze Seele; ich hatte beinahe einen Haß gegen dich und empfand Ekel vor mir selber. Nachher klärte sich alles; ich wurde ruhig, mein Gefühl für dich schied sich recht lieblich aus diesem Wust; aber neben demselben stand auch ganz fest der Widerwille gegen eine Verbindung mit dir, und dieser ist durch nichts vermindert worden."

„Sollte man nicht glauben, ein bleichsüchtiges, krankes Mädchen aus der Stadt zu vernehmen?" murmelte Hermann dumpf vor sich hin. „Eine von denen, die, verzärtelt und überbildet, nur noch in Überspannungen und künstlichen Nöten einen gemachten Halt für ihr Wesen gewinnen?"

„Wie du mich kränkst!" sagte Kornelie leise. „Kaum verstehe ich, was du meinst, aber recht hart muß es sein."

„Kornelie!" rief er überlaut, indem der gewaltsamste Schmerz Ströme von Tränen aus seinen Augen trieb, „ändre dein Wort, sage mir etwas Gutes, Liebes!"

„Ach, was hülfe es dir, wenn ich dich und mich betröge!"

versetzte sie, auch weinend, und drückte seine Hand mit der zärtlichsten Gebärde gegen ihre Brust.

„Du beharrst bei deinem Entschlusse?"

„O, daß ich dein Herz quälen muß!" rief sie, indem sie aufstand und nach dem Hause ging. Er machte eine Bewegung, ihr zu folgen; sie winkte, daß er es unterlassen solle. Er schlug die Hände vor das Gesicht und blieb eine Weile in dieser Stellung. Als er wieder aufsah, war er allein. Er riß eine Blume vom Stengel und warf sie wild weg. Die Sonne schickte ihre letzten glühenden Lichter über die Hügel; er blickte starr hinein, bis er es vor Schmerz nicht mehr ertragen konnte. Geblendet, taumelnd machte er sich auf den Weg, der zu den Hügeln führte. — „So muß dieser Tag enden, so!" rief er laut vor sich hin und lachte und schluchzte, daß die Begegnenden ihm scheu auswichen.

Sechstes Kapitel.

Zwischen den Felsen, an Steinbrüchen und Abgründen vorbei irrte sein Fuß, und es war ihm gleichgültig, wohin er gelangen möchte. Da er des Weges nicht achtete, so war er bald von dem gebahnten Pfade abgekommen und mußte sich durch Dornen und Schlinggewächse auf steilen Klippenstegen weiterarbeiten. Die Anstrengung, welche ihm dies verursachte, die Pein, welche seine Hände von den scharfen Dornen verspürten, brachte ihn wieder zum Gefühle seiner selbst; die wildflutenden Gedanken fingen an zu ebben; er war fähig, einen reinen Schmerz über Korneliens Verlust zu empfinden.

Auf einer Höhe angelangt, wo niedriges Brombeergebüsch den Überblick über einen beträchlichen Raum gestattete, hörte er von weitem ein Geräusch, welches wie Pferdegalopp klang. Obgleich es ihm unmöglich schien, daß jemand auf solchen Felsen reiten könne, so mußte er sich doch bald davon überzeugen; denn aus dem gegenüberliegenden Dickicht drang der Kopf eines Rosses hervor, welches der Reiter zu gefährlichen Sprüngen durch diese

Einöde anspornte. Wie erschrak Hermann, als er in dem tollkühnen Reiter Ferdinand erkannte! Er rief ihm zu, zu halten; der Knabe aber, als er Hermanns Stimme hörte und ihn sah, schien nur noch verwegner zu werden; denn er drückte dem Tiere beide Sporen in die Seiten, daß es in gewaltigem Satze vorwärts schoß, nach der Gegend zu, wo Hermann stand. Es war grauenvoll anzusehn, wie die geängstigte Kreatur, schäumend vor Furcht und doch grausam vorwärts genötigt, über die nach allen Seiten hin tief zerrißne Klippenhöhe setzte, stolperte, stürzte und, halb schon am Boden liegend, sich immer wieder emporraffte. Endlich an einem senkrecht hinuntergehenden Abhange glitt das Pferd aus und schoß in die Tiefe. Hermann schloß entsetzt die Augen und meinte, da er sie wieder auftat, Ferdinands Leiche unten zwischen dem spitzigen Gestein erblicken zu müssen; zu seinem Erstaunen aber sah er diesen unversehrt aus der Tiefe heraufklimmen, während das Pferd unten lag und ächzte. Wahrscheinlich hatten ihn, bügellos geworden, die Gesträuche im Falle aufgehalten, während das Roß, in seiner stärkeren Last von nichts gehemmt, unaufhaltsam hinabstürzte.

Ohne seines beschädigten Tieres zu achten, trat der Knabe mit funkelnden Augen auf Hermann zu. — „Du bist bei ihr gewesen? Nicht? Warst du nicht bei ihr? Ihr seid einig!“ rief er mit von Zorn erstickter Stimme.

„Beruhige dich!“ versetzte Hermann, „keiner von uns wird sie haben; sie entzieht sich uns beiden.“

„Du lügst!“ rief Ferdinand. „Habe ich je zu ihr gedurft? Schreckte sie mich nicht immer von den Hügeln mit einem Blicke zurück, vor dem keiner standhalten kann? Mit dem Blicke aus den großen, glänzenden Augen, die ich blind küssen möchte, daß sie sich von mir leiten lassen müßte, wohin ich wollte. Aber du sollst das nicht so ungestraft tun; du sollst sie nicht haben, und müßte ich dir's in deinem Blute verbieten.“

„Dazu kann Rat werden“, versetzte Hermann mit kaltem Spott. „Ich habe ein Paar gezogner Lütticher Pistolen zu Hause.

Komm mit, wir wollen laden, das Maß nehmen, und wer den andern totschießt, der nehme Kornelien hin!"

„Sacht!" rief Ferdinand, indem er sich einige Schritte zurückzog. „Mit dir mich zu schießen, ist mein einziger Wunsch; aber erst will ich es vom alten Kammerjäger lernen, den ich hier im Gebirg ausfindig machte, und wann ich ein Kartenblatt im Fallen treffe, dann sollst du mir schon Rede stehn."

„Recht", sagte Hermann, „du bist ein echter Kaufmannssohn, willst eine sichre Spekulation auch auf deines Gegners Tod machen. Nun, so lerne das Schießen von deinem alten Kammerjäger, und wenn du es kannst, wollen wir uns weiter sprechen."

Er ging. Der Knabe blieb auf dem Felsen zurück und überließ sich ganz der Raserei wütender Eifersucht. Mehrere Tage lang blieb er unsichtbar.

Hermann kam in später Nacht erst wieder heim. Er warf sich auf sein Lager, drückte das Haupt in die Kissen und versuchte zu schlafen, jedoch vergebens.

Welche traurige Tage er nach diesem verlebte, wird jeder mitzufühlen wissen, der die Gewalt reiner Empfindung kennt. Kein wildes Verlangen zog ihn nach Kornelien; es war das lauterste Bewußtsein, daß er in ihr einen Halt für sein zerstreutes, zweckloses Leben finden werde, und darin war er nun so schmerzlich und, wie es schien, für immer gestört. Was sie zu ihrem Verhalten bewege, war ihm unerklärlich. Er suchte nach geheimen Gründen, und der offenbare, welcher vielleicht alles aufgehellt hätte, blieb ihm verhüllt.

Den Oheim sprach er nur noch einmal an der Hügelgruft der Tante. Der alte Mann war über den eigenmächtigen Schritt Hermanns sehr verdrießlich, und seine Stimmung mochte durch die Besorgnis über das wilde Herumtreiben Ferdinands nur noch übler geworden sein. Er barg dem Neffen seine Erbittrung nicht, und dieser hatte alle Selbstbeherrschung, welche ihm die Rücksicht auf Alter und Verhältnis zur Pflicht machte, nötig, um nicht einen schlimmen Auftritt herbeizuführen.

„Du hast das gute Kind erschreckt; das war nicht recht, nicht löblich!“ rief der Oheim. Vor meinem unsinnigen Knaben habe ich sie geborgen; nun kommt ein andrer Störenfried, der auf ihre Ruhe einstürmt! Wie kannst du dich rechtfertigen, ja, wie willst du dich nur entschuldigen?“

„Sie kennen meine Absichten“, versetzte Hermann gelassen, „und in ihnen liegt meine Rechtfertigung.“

„Und warst du der Mann, sie zu realisieren?“ fragte der Oheim. „Weißt du, wer du bist, wem du angehörst? Hast du eine Familie? Es besteht alles in der Welt nur durch Ordnung, Häuslichkeit, Bürgertugend; wer dagegen angeht, ist mir verhaßt, er sei, wer er wolle. Mit Ehren habe ich mein Haus auferbaut, zu dem ich Kornelien rechne; unsern Kreis hat nie eine vornehme Sünde, nie die Leichtfertigkeit eines großen Herrn befleckt; still und fleißig, mäßig und nüchtern haben wir unsre Tage hingearbeitet, das Unsrige vermehrt. In diesem Lebensgange will ich, bis ich hier an der Seite meiner guten Frau ruhe, verbleiben, und bin entschlossen, von dem, was mir lieb ist, alle Abenteurer, Müßiggänger und Blendlinge fern zu halten, deren Nähe uns andern doch nur Schaden, Auflösung und Elend aller Art bringt.“

„Ihre Vorwürfe sind zum Teil ungerecht, zum Teil verstehe ich sie nicht einmal“, erwiderte Hermann.

„Wohl dir, wenn du mich nicht verstehst; lies die Brieftasche, da wirst du erfahren, was ich meine!“ rief der Oheim und stieg in sein Wägelchen, welches die Burschen herangefahren hatten. Das Wägelchen setzte sich in Bewegung, ohne daß der Oheim zu Hermann ein Wort des Abschieds gesprochen hätte.

Dieser blieb auf einem Steine sitzen und sah in dumpfer Betäubung den Arbeitern zu, welche das Grabgewölbe austieften. Sein Herz zerrissen tausend widrige Empfindungen, daß alles, was so freundlich sich anzulassen geschienen hatte, nun so hart sich löste.

Er fühlte seine Schulter angerührt und wendete sich. Theophilie stand hinter ihm. — „Es ist sonst meine Art nicht, diese

Region zu besuchen", sagte sie; „aber da ich vom Tale aus Sie hier so traurig sitzen sah und den Wortwechsel mit dem Oheim gehört hatte, so trieb mich die Neugierde her. Was hat es mit ihm gegeben?"

„Er beschalt mich ohne Grund und hielt eine Lobrede der Bürgertugend, von der ich die Veranlassung bei dieser Gelegenheit und an diesem Orte nicht einzusehen vermag", sagte Hermann.

„Bürgertugend!" rief Theophilie spöttisch. „Und fühlt er sich denn so sicher, der ehrenfeste, tugendbelobte Bürgersmann? Es ist ein eignes Gefühl, eine frohe Genugtuung, seinen Feind in der Gewalt zu haben. Denn es kostet mich nur ein Wort, so fällt dieser aufgespreizte Bürgerstolz, dieses Prunken mit unbefleckter Häuslichkeit zusammen wie ein Kartenhaus."

Sie wollte sich rasch entfernen und schien zu bereun, was sie gesagt hatte. Hermann hielt sie zurück. — „Abermals vernehme ich Reden aus Ihrem Munde, welche mir in Zusammenhange mit Entdeckungen der Mitternacht zu stehn scheinen", sagte er. „Entweder lehren Sie mich diese vergessen, oder geben Sie mir das volle, wenn auch schreckliche Licht!"

Sie stutzte. Er erzählte ihr, was er in tiefer Nacht von ihren unbewußt plaudernden Lippen erhorcht hatte. Ihre leichtfertige Natur brach in ein herzliches Gelächter aus. — „Nun", rief sie, „da sieht man, daß es sogar gefährlich ist, einen Mann im Sarge neben sich liegen zu haben! Was für schönes Zeug hätten Sie da von mir erfahren können! Also ich spreche im Schlafe; das ist etwas, was ich noch nicht wußte und was mich bestimmen wird, in Zukunft beim Schlafengehn ein Papagenoschloß[1] auf den Mund zu legen; denn nicht immer möchte man so diskrete Wandnachbarn haben."

Er unterbrach diese Reden mit heftig eindringenden Erkundigungen. — „Lassen Sie es doch gut sein", versetzte sie, „begnügen Sie sich mit dem, was Sie hörten!"

---

[1] Aus Mozarts „Zauberflöte".

„Nein!“ rief er. „Es ist unsre Natur, daß wir alles zu ergründen streben bis auf den letzten Schauer des Abgrunds. Es betrifft meine Familie; Sie sind mir die Aufschlüsse, welche ich begehre, schuldig.“

„Ungestümer Mensch! Hätten Sie meinen Schlaf nicht belauscht, so erführen Sie doch nichts. Hören Sie denn; die Arbeiter haben Feierabend gemacht, wir sind allein. Ihr Oheim tut nicht wohl, sich an dieser Stelle mit seiner Familienehre zu brüsten, und lächerlich ist es, daß er hier, hier oben ein Monument ehelicher Liebe und Treue mit so vielem Aufwande in Erz und Marmor prunken lassen will; denn hier, gerade hier war es, wo die zärtliche Gattin in linder, lauer Mondnacht mit meinem Bruder die ersten leidenschaftlichen Schwüre wechselte, und deshalb hatte die Frau den Ort so lieb; er erinnerte sie an die glühende Stunde, welche die verbotne Wonne ihres sonst armen und traurigen Lebens schuf.“

Hermann lag mit dem Gesichte auf der Lehne des Stuhls. Theophilie fuhr fort: „Die Tante hatte in halber Kindheit den Oheim heiraten müssen. Sie war ein lebhaftes Mädchen voll Feuer und Einbildungskraft gewesen. Nun, was einem solchen Geschöpfe dieser Herr Gemahl bieten konnte, vermögen Sie einzusehn. Sie hat mir nachmals, als ich ihre und ihres Verhältnisses Vertraute geworden war, gestanden, daß sie unter den Comtoirbüchern und Zählbrettern des rechnenden Eheherrn oft dem Selbstmorde nahe gewesen sei. Mein Bruder trat mit Ihrem Oheim in Verbindung; er bemerkte die junge, in ihrem Darben anziehende Frau, und von dem Augenblicke an war die Sache zwischen ihnen entschieden. Ihm widerstand zu seiner Zeit kein weibliches Herz; er gab ihren Lippen freilich eine andre Speise als der gute Kommerzienrat, und rührend ist es mir gewesen, wie sie mir noch auf ihrem Sterbebette, ungeachtet aller Gewissensskrupel, die ich ihr nicht ausreden konnte, klagte, sie werde, wenn sie noch einmal anfinge zu leben, dieser Liebe sich dennoch wieder ergeben müssen.

„Mein Bruder widmete ihr die heftigste Leidenschaft; es war das letzte Auflodern seiner Natur, die sich noch einmal in ihrer ganzen Flammenpracht zeigen wollte, bevor sie erlosch. Er dachte auf Entführung; sie sollte sich scheiden lassen, und als diese Wünsche an den Bedenken der Tante, welche ihren Ruf über alles schätzte, scheiterten, stürmte er seinen Kummer und Verdruß in der unbändigsten Verschwendung aus. Der Oheim mochte mit stiller Schadenfreude zusehn, wie mein Bruder sich ihm rücksichtslos in den gefährlichsten Verschreibungen hingab; er wußte nicht, welch eine Unruhe es war, die seinen Schuldner trieb, die unerschwinglichsten Zinsen zuzusagen, und wie der Graf sich denn doch anderweit im Hause des Bürgers entschädigte.

„So gewann Ihr Oheim Geld und Land und verlor die Frau. Mir, die ich ihn seit dem Beginne dieser Dinge herzlich haßte, war es recht erquicklich, zu sehen, wie der Mann, welcher sonst das Gräschen wachsen hörte und die Sonnenstäubchen zählte, in Betreff der nächsten Angelegenheiten taub und blind war. Seine Neigung zu der Tante wuchs, je weiter diese in ihrem Herzen von ihm hinwegtrat, wobei er, echt spießbürgerlich, auf alle die Zeichen der Entfremdung, welche einem kundigen Auge nur zu offenbar waren, durchaus nicht achtete, sondern vermutlich meinte, sie müsse ihn, weil sie sein angetrautes Weib sei, auch lieben. Als nun endlich nach langem Hoffen und Harren ein Söhnlein erschien, da war des Familienglücks kein Maß und Ziel. Es kommt alles zu seinem Gleichgewichte und zu seiner Vergeltung; diese Erfahrung tröstet einen, wenn man dem Verlaufe der Sachen in der Welt zusehn muß, ohne glücklich geworden zu sein. Meinen Bruder richtete die Torheit für die schöne Kaufmannsfrau vollends zu Grunde, und sein Verderber handelte sich von ihm die Schande ein. Denn selbst die Zession, womit Ihr Oheim unsre Verwandten ängstiget, ist doch nur ein Denkmal der Unehre. Julius wollte auf sein Kind, auf das Kind seiner heimlichen Entzückungen, die Ansprüche auf die Standesherrschaft übertragen, und deshalb stellte er jene Akte dem Titularvater aus."

Hermann fuhr heftig auf. — „Das ist nicht wahr!“ rief er, sich selbst vergessend, aus.

„Ei, ei, mein Herr“, versetzte Theophilie, „eine Lügnerin nannte mich bis jetzt noch niemand. Ich versichre Sie, Ihr Oheim hat so wenig Anteil an seinem sogenannten Sohne Ferdinand als ich an den Bergwerken von Peru. Wollen Sie mir nicht glauben, so lesen Sie die Liebesbriefe meines Bruders und Ihrer Tante, welche sich in meinem Gewahrsam befinden und alles, was ich Ihnen erzählen mußte, mit vielen schwärmerischen Ausrufungen bestätigen. Sind Sie noch so jung, zu glauben, daß ein Paar Verliebter sich auf die Länge damit begnügt, in den Mond zu sehen oder Vergißmeinnicht am Bache zu pflücken?“

„Die Briefe!“ rief Hermann. „Das also waren die Briefe, wovon die unglückliche Frau im Försterhause auf ihrem Krankenlager so ängstlich phantasierte! Ich bitte Sie um alles in der Welt, vernichten Sie diese Urkunden der sträflichsten Verirrung, lassen Sie sich von Ihrer Leidenschaftlichkeit gegen meinen Oheim nicht hinreißen, und schonen Sie das Andenken Ihres Bruders, einer Frau, welche Sie ja selbst Ihre Freundin nannten!“

Sie wollte sich seinem Andringen entziehn und meinte, es sei immer gut, die Waffen in der Hand zu behalten. Allein er ließ nicht ab; er wußte so gutmütig zu flehen und ihr Herz, welches im Grunde nicht schlecht war, so in Bewegung zu setzen, daß sie endlich mit dem Ausrufe: „Sie sind ein Narr!“ nachgab. Er durfte sie in ihre Wohnung begleiten, wo beide ein Kaminfeuer entzündeten und mehrere Pakete Briefe und Billete auf buntem oder goldgeändertem Papier, aus welchem Locken, getrocknete Blumen und Bandschleifen in nicht geringer Anzahl herausfielen, den Flammen opferten. Als das erste Paket verbrannt war, hatte zwar Theophilie Reue verspürt und die übrigen vor der Vernichtung bewahren wollen; allein sein Eifer siegte über sie, und da er von ihr zuletzt nach manchem weigernden Worte das feierliche Versprechen erhielt, nie ihre Kunde von

diesen geheimen Sünden gegen den Oheim benutzen zu wollen, so schien dessen Ruhe wenigstens für diese Welt gesichert zu sein.

Siebentes Kapitel.

Hermanns erster Gang nach der Rückkehr in die Stadt war zu Wilhelmi. In seinem Quartiere hörte er, daß der Freund zur Meyer in das Haus gezogen sei. Dort vernahm er von einem Bedienten einen abermals erfolgten Wechsel der Wohnung. Bestürzt meinte er schon, daß sich auch hier unangenehme Dinge ereignet haben möchten, als er Madame Meyer im Gespräch mit einigen Handelsleuten die Treppe herabkommen sah. Es wurden Bestellungen gegeben, und die Dame schien in diese Geschäfte so vertieft zu sein, daß sie selbst der Anwesenheit Hermanns eben keine Aufmerksamkeit widmete. Sie rief ihm flüchtig die jetzige Wohnung Wilhelmis zu und sagte bescheiden errötend, daß unter den eingetretnen Verhältnissen eine kurze Trennung schicklich gewesen wäre, und daß ihm der Freund viel zu erzählen haben würde.

Im neuen Quartiere fand er Wilhelmi ebenfalls nicht. Um die Zeit hinzubringen, begab er sich nach einem öffentlichen Garten, wo er hoffen durfte, Bekannte zu treffen. Einer derselben, ein Hausfreund der Madame Meyer und einer der Spottvögel, nahm ihn sogleich beiseite und fragte ihn, ob er die Neuigkeit des Tages schon kenne. Ohne seine Antwort zu erwarten, fuhr er fort: „Saturn und Pallas sind in Konjunktion getreten, Wilhelmi und die Meyer haben sich verlobt."

Nichts hätte ihn mehr überraschen können als diese Nachricht, die bei Wilhelmis krittelndem Sinne und der von Madame Meyer oft ausgesprochnen Ehescheue auch wirklich sehr auffallend war. Er fragte den Spötter nach der Zeit und dem Einhergange dieses Vorfalls, worauf er eine Stadt- und Tagesgeschichte zu hören bekam, von welcher wir freilich nicht wissen, wieviel davon der Wahrheit und wieviel der Lästrung angehörte.

„Unsre Freunde", berichtete der Spötter, „sind unter lauter Kunstbestrebungen auf den Weg der Natur geraten. Schon lange hatten wir eine Annäherung zwischen beiden bemerkt; die Vereinigung der Hälften des Sankt Stephansbildes mochte die der Herzen gewaltsam nach sich ziehn; aber den eigentlichen Ausschlag gab doch ein verfehltes Fest zu Ehren des byzantinischen Stils."

„Wie soll ich das verstehn?" fragte Hermann.

„Sie wissen", versetzte der Spötter, „daß die Meyer mit fester Treue an jenen langen spinnenbeinigen Gestalten, an den gebräunten Schwarten und glitzernden Goldgründen hangen geblieben ist, welche die übrige Welt nun auch schon wieder zu ermüden beginnen. Das wissen Sie aber nicht, und wir wußten es auch nicht, daß sie im stillen beschlossen hatte, das ihrige werktätig zur Auferweckung dieses kindlichen Stils beizutragen.

„Eines Tages, kurz nach Ihrer Abreise, erhielten die nächsten Freunde des Hauses Einladung zu einem Frühstücke. Sie waren nicht förmlich, sondern der eine sollte dem andern wissen lassen, daß, wenn man sich von ohngefähr zu der und der Stunde einfände, man willkommen sein würde. Wir schlossen aus diesen Anstalten zu einer Vereinigung durch Zufall, daß etwas Besondres im Werke sein müsse, und verfehlten nicht, uns sämtlich einzustellen.

„In einem Vorgemache trafen wir Wilhelmi, der uns unter allerhand Gesprächen dort zurückhielt, dann wie zufällig die Tür öffnete und uns in die Kapelle führte, wo uns denn durch Zufall der Anblick eines lebenden Bildes ward. Die Meyer stand nämlich, durch Diadem, gescheiteltes Haar und altdeutsches Gewand der heiligen Elisabeth verähnlicht, in einer Blende, zu welcher Stufen emporführten, und reichte aus einem Korbe, den ein schöner Knabe ihr vorhielt, Semmeln und Wecken an arme Leute, welche von den Stufen oder von dem Fußboden der Kapelle in mannigfaltigen Stellungen zu ihr emporsahn. Einige Dienstmägde in ansprechender Kleidung vollendeten die Gruppe,

welche wirklich ein recht artiges Tableau bildete. Die Zofen verrieten durch ihr Blinzeln, daß sie uns wohl bemerkten, während die Meyer mit niedergeschlagnen Wimpern tat, als habe sie unser leises Eintreten nicht wahrgenommen, und durch Wählen und Verwerfen der Eßwaren im Korbe die armen Leute in ihren Stellungen festzuhalten wußte.

„Endlich mußte man uns aber doch sehen, und nun löste sich das lebende Bild schnell auf. Die heilige Elisabeth kam, anscheinend überrascht, von den Stufen herab, bewillkommte uns höflichst; der Junge mit dem Brotkorbe lief davon, ihm folgten die armen Leute, und auch die Dienstmägde verloren sich still durch Seitentüren.

„Man servierte uns hierauf in der Kapelle Schokolade und Likör; doch wußte die Meyer das Gespräch durchaus in einer religiös-gemütvollen Schwingung zu erhalten, wobei ihr Wilhelmi trefflich sekundierte. Nur die Vertrautesten des Hauses waren eingeladen worden; die Gesellschaft betrug nicht über zehn Personen.

„Wie gewöhnlich, wurde nur von Kunst gesprochen. Die Meyer äußerte fromm-seufzend den oft vorgetragnen Wunsch, daß die Maler sich doch nur alle erst zu jener ältesten kindlichsten Auffassung zurückwenden möchten, durch welche allein das Höchste und Tiefste darzustellen sei.

„Das letztere wurde ihr zwar in diesem zu gefälliger Nachgiebigkeit eingewöhnten Kreise einstimmig zugestanden; dagegen erhoben sich bescheidne Zweifel, ob jene alte Kunst mit Glück wieder heraufzubeschwören sei. — ‚Man hat doch nun einmal Jahrhunderte hindurch seinen Blick für die menschliche Gestalt, wie sie ist, und für die übrigen Dinge, wie sie wirklich erscheinen, geöffnet', sagten einige. ‚Wie sollte man also die Augen wieder verschließen können und den Menschen zumuten dürfen, anstatt der Muskel eine Linie, gewissermaßen eine Chiffre anstatt des verständlich ausgeschriebnen Worts anzunehmen!'

„Da diese Sätze, welche in mannigfachen Nutzanwendungen

erläutert wurden, den gesunden Menschenverstand für sich hatten, so trieben sie unsre gute Wirtin etwas in die Enge.

„Sie warf einen ängstlichen Blick auf Wilhelmi, der denn auch die Stimme erhob und sich also vernehmen ließ:

„‚Die Kunst', sagte er, ‚sieht wohl nie die Dinge, wie sie sind, hat sie nie so gesehn und noch weniger in ihrer Reinheit jemals versucht, sie so nachzubilden. Wollte man dies annehmen, so käme man auf jenes System von der Nachahmung der Natur zurück, welches denn wieder den Gemälden den höchsten Wert beilegen würde, in welchen sich die getreuste Abschrift der menschlichen Haut mit allen Haaren, Mälern, Warzen und Schrunden zeigt. Diese Wahnmeinungen sind aber abgetan, und man braucht sie kaum noch zu bestreiten.'

„‚Aber was sieht denn die Kunst und was versucht sie darzustellen?' fragte jemand.

„‚Den Geist in der Natur', versetzte Wilhelmi, ‚oder vielmehr die Form, welche der jedesmaligen Evolution des Geistes draußen in der Welt der Erscheinungen entspricht. Die Kunst ist geistiger Abkunft; sie erscheint immer im Gefolge irgend einer großen religiösen, philosophischen oder poetischen Bewegung, selten mit ihr zugleich, meistenteils etwas nach ihr. So schuf Phidias in seinem erhaben-strengen Stile gewissermaßen noch einmal die ernsten Betrachtungen des Thales[1] und der Pythagoräer[2] aus, welche dieser Kunstepoche vorangegangen waren; so waren die späteren schönen und anmutigen Werke Nachklänge der allgemeinen Geistesblüte der Griechen, in welcher die reichste Mannigfaltigkeit nur die einfachste Harmonie umkleidete.

„‚Und um nun auf unsre byzantinischen Bilder zu kommen, so sehe ich in ihren steifen, schmalen, langen Gestalten, in ihrer symmetrischen Anordnung keineswegs eine so unschuldige Kind-

[1] Thales von Milet (um 624—543 v. Chr.), als Eröffner der griechischen Philosophie angesehen und Urheber der Anschauung, die das Prinzip des Weltalls im Wasser erblickt. — [2] Pythagoras (um 582—507 v. Chr.), Zeitgenosse des Polykrates von Samos, Haupt der nach ihm benannten Philosophenschule, die es hauptsächlich mit mathematischen Studien zu tun hatte.

lichkeit, die nicht weiß, was sie will und erstreben möchte. Vielmehr erscheint mir hier auf der Holztafel und in Farben dieselbe Richtung, welche sich kurz zuvor auf dem rein geistigen Felde der Scholastik veroffenbart hatte. Das Christentum hatte die Welt von Grund aus umgekehrt und der menschlichen Seele ein Gebiet eröffnet, auf welchem sie sich nur tappend bewegte. Durch die Scholastik suchte sie sich zu orientieren, das schwankende Göttliche auf die Festigkeit des Begriffs zu bringen, das unerklärbar-Eine durch die Entgegensetzungen der Dialektik dem Verstande anzunähern. Die erste Kunstform, welche nach der Scholastik und zum Teil noch gleichzeitig mit den späteren Entwicklungen derselben durch Occam[1] auftrat, zeigt nun alle diese Elemente vereinigt und zugleich das Ehrwürdige wie das Subtile und Dürftige jener Richtung. Ganz bewußt, mathematisch-streng, nicht etwa schwach-gemütlich bildet der Kirchenglaube die Grundlage der Werke. Von diesem gehn sie aus; in der Steifheit und Magerkeit der Formen erscheint der Begriff und in der symmetrischen Anordnung die Dialektik; kurz, jene Bilder sind nichts als gemalte Scholastik.

„Diese verfiel, der Glaube verlor von seiner Strenge, der Geist suchte in Freiheit sein Ziel und konnte auf diesem Wege der ganzen Fülle der Realitäten nicht entbehren. Wieder treu diesem Vorgange, schreitet die Kunst der Periode nach, von welcher Cimabue[2] und Giotto[3] die Anführer sind. Das Strengkirchliche tritt mehr und mehr zurück, Maria wird ein schönes, wunderbares Weib, Christus ein begeisterter Lehrer; statt der symmetrischen bildet sich die dramatische Gruppe aus, und wenn die Maler nun allerdings Muskeln statt der parallelen und triangulären Linien malen, so sind es doch Muskeln in Handlung, mithin nur Träger einer geistigen Bewegung. Auch hier

[1] Wilhelm von Occam, berühmter Scholastiker (1270—1347), Doctor invincibilis genannt. Vgl. über ihn in Immermanns „Memorabilien" das Kapitel „Fichte". — [2] Vgl. Bd. 3, S. 391, Anmerkung. — [3] Giotto di Bondone (1267—1337), wohl der größte italienische Maler des 14. Jahrhunderts.

ist es nicht die sinnliche Natur, welche gesucht wird, sondern der Geist spiegelt in ihr, welche alle Bilder wiedergibt, nur seine eigne Emanzipation ab.

„‚Jene Periode erreicht ihren Gipfel und stirbt darauf in kranken Zuckungen nach und nach ab. Die Symptome des Verfalls sind trockne Empirie, wollüstiger Materialismus, kokettierende Selbstsucht. Alle diese Übel hat die Kunst mitgelitten.

„‚Wir sind nun auf dem Punkte angelangt, wo wir uns von geistiger Schwelgerei übersättigt fühlen, das heftigste Bedürfnis nach einem Obersten, Leitenden empfinden und uns selbst einen gewissen Schematismus gefallen lassen würden, wenn er nur dahin führte, in unsre Unordnung Ordnung zu bringen. Ich frage: Liegen einer solchen Stimmung die freien, sinnlichglänzenden Kunstwerke nahe? Wird uns aus den fliegenden Gewändern, aus dem gefälligen Faltenwurfe und den runden Gliedern und Formen nicht immer eine gewisse Leere und Kälte entgegenhauchen? Wird unser nach der Einheit der Regel schmachtender Geist nicht eine innigere Wahlverwandtschaft mit den alten strengen, symbolischen Bildern empfinden? Und in diesem Sinne muß ich unsrer Freundin vollkommen recht geben und wenigstens meinesteils auch so viel behaupten, daß, wenn in unsrer Zeit eine eigentlich große Kunst entstände (was ich aber aus vielen Gründen für mehr als zweifelhaft halte), diese mit der sogenannten byzantinischen eine starke Ähnlichkeit haben müßte.‘

„Diese Rede, welche manchen Widerspruch fand, wurde von Wilhelmi mit so geschickten und glänzenden Wendungen verfochten, daß er endlich alle Opponenten zum Schweigen brachte. Die Meyer genoß ihren Triumph und holte leise ein paar uns noch unbekannte Täflein herbei, von welchen allerhand heilige Gestalten, so schmal, als man sie nur verlangen konnte, auf Goldgründen die Beschauer ansahn. Eine allgemeine Erbauung griff um sich; man fragte die Besitzerin, aus welchem Kloster die Schätze herrührten, welche jeder anwesende Kenner unbedenklich dem dreizehnten Jahrhundert zuschrieb.

„Unsre Wirtin lächelte und sagte: ‚Freund Wilhelmi zweifelt an dem Aufblühn einer großen Kunst unter uns; so viel ist aber gewiß, daß es Gemüter heutzutage gibt, in welchen die ganze Begeisterung jener alten Meister schlummert. Ja, meine Freunde, diese Tafeln, von welchen Sie glauben, sie seien ein halbes Jahrtausend alt, sind vor noch nicht zwei Monaten und hier in meinem Hause gemalt.‘

„Sie weidete sich an dem Erstaunen der Gesellschaft und fuhr fort: ‚Ich halte einen frommen Jüngling bei mir verborgen, welcher diese Bilder verfertigt hat. Durch Zufall machte ich seine Bekanntschaft und fühlte mich verpflichtet, ihm fortzuhelfen, da ich sah, daß der Geist der Väter auf ihm ruhe. Noch mehreres als dieses hat er bereits geliefert. Ich sehe Ihr Erstaunen über das wundersame Talent, und da wir so freundlich beisammen sind, so erlauben Sie mir, ihn unter Ihnen einzuführen, Ihrer Huld und Gunst ihn zu vertrauen. Gewiß, Sie werden ihn lieben und fördern wie ich. Gegenwärtig malt er an einem Heilande mit mystisch geschlitzten Augen, welcher die Welt segnet, überaus ähnlich einem lieben Bilde, dessen ich mich aus einer böhmischen Kirche erinnre. Wenn es Ihnen ebenso viele Freude macht wie mir, das stille Weben des Genius zu belauschen, so folgen Sie mir zu jenem Schiebefensterchen, durch welches ich oft stundenlang, von ihm unbemerkt, in seine stille Werkstatt blicke und meinem Angelo (denn so nenne ich ihn wegen seines engelreinen Gemüts) zusehe.‘

„Wir erhoben uns, und zufällig war ich in dem Zuge nach dem Schiebefenster der vorderste. Ich schob sacht das Vorhängelchen von den Scheiben hinweg und sah in die Werkstatt des jungen Byzantiners. Hier bekam ich aber etwas zu schauen, worauf ich keineswegs gefaßt war, und welches mir zugleich bewies, daß unsre Zeit wenigstens noch zwischen der Sehnsucht nach dem Symbolischen und dem Verlangen nach sinnlicher Naturwahrheit sich schwankend mitteninne hält. In der Werkstatt lag nämlich auf einem dunkelroten Teppich, der über ein Ruhe-

bett gebreitet war, ein schönes Mädchen, in dem Zustande, wie sie Gott der Herr erschaffen und in der Stellung der Danae oder Leda; denn der Einzelheiten erinnre ich mich so genau nicht mehr. Der Byzantiner stand neben ihr, mit Kohle und Malerstock bewaffnet, und rückte an ihren Gliedmaßen, um die Stellung noch natürlicher zu machen.

„Ich hütete mich wohl, meine Überraschung laut werden zu lassen, sondern trat, nachdem ich einige Sekunden dieser keineswegs unerfreulichen Anschauung genossen, still zurück. Nach mir gelangte ein Pietist zum Schiebefenster, welcher in ein Gebetbuch geschrieben hatte, er bezeuge mit seiner Hand, daß der Herr an ihm ein Zeichen gesetzt habe. Dieser sagte auch kein Wort, sondern seufzte nur nachdrücklich und zog dann den Kopf, scheinbar nicht ohne Widerstreben, hinweg. Bis dahin war alles leidlich gegangen; nun aber wollte eine alte Dame das Weben des Genius sehen, legte Augen und Nase dicht an das Glas, fuhr aber dann mit einem fürchterlich zu nennenden Geschrei zurück. Dies hörten der Byzantiner und die Nackte; sie sahen die fremden Zuschauer hinter den Glasscheiben. Rot und sprachlos stand der junge Mann da, stampfte mit den Füßen und hielt den Malerstock gleichsam drohend in die Luft; das arme Geschöpf schlüpfte hinter die Staffelei, welche sie nicht ganz verdeckte.

„Die Wirkung dieses so ganz unerwarteten Ereignisses war außerordentlich. Wir jüngeren Leute sahen verlegen vor uns hin und taten, als ob wir uns schämten; der Pietist faltete die Hände und blickte gen Himmel; die alte Dame eiferte gegen die Meyer, welche, durch einen flüchtigen Blick in die Werkstatt auch von dem Unheil in Kenntnis gesetzt, wie vernichtet dastand und sich auf Wilhelmi lehnte. Umsonst war dessen Trostspruch, daß es ja nur ein Modell sei; sie flüsterte ihm unter zornigen Tränen zu, er solle den sittenlosen Heuchler auf der Stelle aus dem Hause schaffen. Einige junge Mädchen, welche sich im Zuge verspätet hatten und nun neugierig herandringen wollten, wurden von der alten Dame mit der Eröffnung, daß eine Fledermaus

dort umherschwirre, die sich ihnen leicht in die Haare setzen könne, zurückgehalten.

„Nachdem Wilhelmi seinen strengen Auftrag in der Stille ausgeführt hatte und wir wieder zu unsern Sesseln in der Kunstkapelle gelangt waren, fühlten wir wohl, daß fernere gesellschaftliche Freuden schwerlich geraten möchten, und wollten uns in schicklicher Weise entfernen. Leider aber hatte die Meyer einen fremden durchreisenden berühmten Künstler auf ihren Byzantiner bitten lassen, zu dessen Veröffentlichung und Ruhm der Tag ausdrücklich von ihr bestimmt worden war. Dies erfuhren wir durch einige Reden Wilhelmis, als wir der beim Abschiede empfangnen Einladung uns entziehen wollten. Unter solchen Umständen wäre ein Außenbleiben unhöflich gewesen, und so stellten wir uns denn sämtlich, mit Ausnahme der alten Dame, am Abend wieder ein, obgleich mir von einem Tage, der so quer begonnen hatte, nichts Gutes ahnte, und die verstörten Augen der Wirtin zu erkennen gaben, daß ihr die härteste Strafe lieber gewesen sein würde als eine zierliche, im heiligen Geiste der Kunst versammelte Gesellschaft.

„Wir kamen in Zimmern zusammen, wo wir früher nie waren empfangen worden, weit von der Kapelle und von den Sammlungen der alten Periode. Papiertapeten bekleideten die Wände, gleichgültige elegante Meubles standen umher. Nur ein Gemälde war vorhanden, das Bildnis des seligen Meyer im braunen Frack, von Weitsch[1] gemalt. Es hing über dem Sofa; wie ich hörte, hatte der verstorbne Eheherr diese Gemächer bewohnt.

„Das Gespräch lahmte und wurde eigentlich nur von dem fremden Künstler im Gange erhalten, den ein Kreis andächtiger Verehrer umgab. Er erzählte viel von seinen Reisen, von seinen Bekanntschaften mit Kaisern und Königen, wobei eine angenehme Selbstgefälligkeit zum Vorschein kam, die unter uns, wie Sie wissen, nie ihre Wirkung verfehlt. Seine beiden Knaben, junge,

[1] Friedrich Georg Weitsch (1758—1828), bekannter Bildnismaler, Rektor der Berliner Akademie und Hofmaler.

mutwillige Eulenspiegel, trieben sich umher und verübten allerhand Possen, welche die Zeit hinbringen halfen. Zuletzt, und ziemlich spät, erschien unser Dichter, welcher sein neuerdings bedeutend angeschwollnes Manuskript mitbrachte und nach kurzer Weigerung sich bereitwillig finden ließ, daraus die zuletzt ausgearbeiteten Kapitel vorzutragen.

„Nun war er aber leider an die Darstellung des fünfzehnten Jahrhunderts geraten und hatte diesem wegen seiner Wichtigkeit die gründlichste Durchführung gewidmet. Besonders erschöpfend handelte er die Frage ab, ob die Kunst jener Zeiten noch eine religiöse zu nennen sei, und hatte das Für und Wider nach allen Richtungen hin in seinen Versen versammelt.

„Die Terzinen wälzten sich wie ein endlos flutender Strom daher; eine Stunde nach der andern schlug, und noch war kein Ziel der Sache abzusehn. Ich betrachtete zu meiner Unterhaltung die Gesellschaft ringsumher und sah die verschiedenartigsten Versuche, sich durch tiefes Atemholen, Rücken auf dem Stuhle, Spielen mit den Uhrketten u. s. w. munter zu erhalten.

„Nur die Höllenstrafen sind ewig; jede Vorlesung aber hört denn doch endlich auf. Der Kunstdichter schloß und trocknete sich den Schweiß ab; wir durften uns von unsern Stühlen erheben und die abwesenden Lebensgeister wieder herbeirufen; die Meyer aber, welche vielleicht allein an dieser poetischen Leistung Behagen gefunden hatte, weil dieselbe sie über einen lästigen Abend hinwegbrachte, nötigte mit artiger Verbeugung in ein Nebenzimmer, wo uns eine kalte Kollation erwarten sollte.

„Ich hatte die Knaben des fremden Künstlers nach der ersten Lesestunde in das Nebenzimmer schleichen sehn und die Glücklichen beneidet, welche dort ruhig auf einem Sofa die Vorlesung verschlummern durften. Nicht ahnete ich, daß sie weit verhängnisvollere Absichten im Schilde führten und wirklich durchsetzten.

„Als wir nämlich das Nebenzimmer betraten und die Wirtin uns mit dem verbindlichen: ‚Wenn es Ihnen gefällig wäre...‘ zu Tische nötigte, sahen wir zwar diesen, weißgedeckt, von Lam-

pen beleuchtet, auch darauf verschiedne Schüsseln, Assietten und Fruchtkörbe, alle diese Eßgeschirre aber durchaus leer und ihres Inhalts beraubt. Die Urheber des Raubes konnten nicht lange zweifelhaft bleiben; denn die beiden Knaben standen am Tische, beschäftigt, die letzten Reste der Konfekte und Früchte zu verzehren. Von den Salaten, Fleischschnitten und Cremen war keine Spur mehr zu erblicken. Sie hatten der Tat auch kein Hehl; denn auf die zornige Frage des Vaters, wie sie sich das hätten unterstehn können, versetzten sie unbefangen, daß nach ihrer Meinung diese Sachen zum Essen hingesetzt worden, und daß sie hungrig gewesen wären. Unglaublich würde Ihnen diese Aufzehrung eines Abendessens für zwölf Personen durch zwei Knaben klingen, wenn Ihnen nicht die Frugalität unsrer Genüsse bekannt wäre.

„Die arme Meyer dauerte mich. Es war viel zu spät, um noch einen Ersatz des verschwundnen Abendessens herbeischaffen zu können. Sie wollte über den Vorfall scherzen; aber es gelang ihr übel. Die Gesellschaft gab ihr die Versichrung, daß niemand Appetit verspüre; aber wer hätte dieser Behauptung nach so langwierigem Vorlesen Glauben geschenkt!

„Der Künstler, welcher die nächste Verpflichtung hatte, die Anwesenden für die durch die Gefräßigkeit seiner Knaben erlittne Einbuße zu entschädigen, fand sich am ersten zurecht und sagte: ‚Wir haben hier leider erlebt, wie die Natur, aller Ästhetik spottend, in roher Weise ihren Weg geht. Angenehmer ist es, zu sehn, wie sie sich, dem Zwange zum Trotz, den ihr Narren antun wollen, unaufhaltsam die Bahn bricht, und eine solche Erfahrung habe ich heute hier gemacht. Ich fand ein junges Talent, welches man von seinem Ziele abzuleiten gedachte, und welches sich dennoch zu dem machen wird, was es ist.‘

„Als ich in den Morgenstunden aus den Fenstern meines Gasthofs sah, hörte ich unten auf der Straße ein lautes Schluchzen. Ein junger Mensch stand vor der Pforte des Hauses und ließ einem Kummer, der auch halb wie Zorn aussah, auf solche

ungezähmte Weise freien Lauf, ohne der Umstehenden zu achten. Die prächtige Gesichtsbildung des Jünglings, seine hohe Stirn, gebogne Nase und das reich wallende Haupthaar zogen mich an; ich ging hinunter und fragte nach der Ursache seiner Tränen. Anfangs wollte er mir nicht Rede stehn; ich ließ jedoch nicht ab, nahm ihn mit auf mein Zimmer und brachte ihn dort zum Geständnis. Er sei ein armer Junge ohne Eltern und Beschützer, erzählte er. Von Kindheit an habe er die größte Lust zum Zeichnen gehabt und alles nachgeahmt, was ihm zu Gesicht gekommen, Bäume, Tiere, Soldaten. Niemand aber sei ihm behülflich gewesen, daß er etwas lernen können. Endlich habe sich eine reiche Dame seiner angenommen; nun sei er in ihrem Hause untergekommen, wo er aber verborgen habe leben müssen. Die Dame habe ihm gesagt, er werde ein großer Mann werden, wenn er sich ganz nach gewissen Bildern richte, die sie ihm denn auch gezeigt habe.

„Der Jüngling nannte diese Bilder in seiner Natursprache Herrgötter mit Eidechsenleibern, und ich wußte bald, woran ich war. Er beschrieb mir seine Pein, welche er empfunden, da er diese Mißgestalten nachbilden müssen, in so rührenden Wendungen, daß mein Anteil immer höher stieg.

„Indessen, sagte er, habe er doch gemerkt, daß jene Herrgötter menschliche Körper vorstellen sollten, und da sei das brennendste Verlangen in ihm erregt, einen wirklichen natürlichen Leib in seiner wahren Gestalt zu erblicken. Zufällig habe er gehört, daß es Personen beider Geschlechter gebe, die sich wohl zu solchem Zwecke den Malern darliehen, und nun habe er nicht eher geruht, bis er des ersehnten Anblicks teilhaftig geworden sei. Da habe er denn etwas zu sehen bekommen, worüber nichts in der Welt gehe: jegliches so ebenmäßig, fein, rund und doch straff. All sein Taschengeld habe er nun auf Modelle verwendet, deren verschiedne Stellungen er in seinen heimlichsten Stunden, selig vor Vergnügen, abgezeichnet habe. Heute sei er mit einer wahren Wollust bemüht gewesen, die Glieder und Formen eines

wunderschönen Mädchens auf das Papier zu übertragen, als er wahrgenommen, daß man ihn belausche. Es sei hierauf ein großer Lärmen im Hause entstanden, und die Dame habe ihm als einem schlechten, liederlichen Menschen die Türe weisen lassen. Außer sich vor Ärger und Beschämung, sei er nach dem Gasthofe gelaufen, um sein Brot anderweit zu verdienen, sei es auch durch Laufen und Packentragen für die Reisenden.

„Ich wollte den Namen jener guten Törin wissen, welcher es unbekannt zu sein scheint, daß man, um Menschen zu malen, ihre Gestalt kennen lernen muß; mein junger Exilierter weigerte sich aber, da er aus meinen Worten abnahm, wie ich über den Vorfall denke, sie zu nennen, die immer, so fügte er hinzu, seine Wohltäterin bleibe. Durch diesen Beweis von Zartsinn wurde er mir noch lieber.

„Ich ließ ihn seine Zeichnungen bringen und hatte über ein urkräftiges Talent zu erstaunen, welches in Gefahr gewesen war, durch verrückte Modetorheit, wenn nicht erstickt, doch aufgehalten zu werden. Roh und unfertig waren diese Sachen, das ist richtig; aber aus jedem Punkte, aus jeder Linie leuchtete ein so tiefer Sinn für die Natur, ein so reines Schönheitsgefühl hervor, daß ich wahrhaft in Erstaunen gesetzt ward.

„Es versteht sich, daß ich ihn nicht hier lasse, sondern mit mir nehme, obgleich ich voraussehe, daß er mich in kurzem überholen wird. — ‚Wissen Sie vielleicht mir die altertümelnde Beschützerin zu nennen? Denn ich muß ihr doch danken, daß ihre Kenntnis von dem Studiengange eines Malers mir zu dieser Bekanntschaft verholfen hat.‘“

Achtes Kapitel.

„Die letzte Frage und Aufforderung hörte die Meyer nicht mehr. Sie hatte sich schon während der Erzählung, sobald deren traurige Beziehung klar ward, hochrot, eine Unpäßlichkeit vorschützend, still entfernt.

„Unsre Gesichter können Sie sich denken. Der gute Künstler war ganz verwundert, daß seiner Geschichte nichts als ein dumpfes Schweigen folgte. Beim Nachhausegehn fragte er mich, ob er gegen jemand verstoßen habe, worauf ich ihm versetzte, der ganze Tag sei nur ein Verstoß gewesen.

„Kurz nach diesem unglücklichen Ausgange byzantinischer Bestrebungen schickten die Meyer und Wilhelmi Verlobungskarten umher. Wir erfuhren, daß Wilhelmi nach ihrem Rückzuge aus der Gesellschaft ihr gefolgt sei und sie auf dem Sofa liegend, erschöpft und weinend, gefunden habe. Sein Herz war gegen die Leidende übergegangen; aus sanften Tröstungen hatte sich bald eine zärtliche Erklärung entwickelt. Da sie, zu beständigem Wittum entschlossen, dieser widerstanden hatte, soll er auf eine kluge Weise haben einfließen lassen, daß ein kunstkundiger Gemahl ihr gesagt haben würde, die Maler ständen nun einmal vom nackten Mädchen nicht ab, und wer solches nicht ertragen könne, der müsse sie nicht in das Haus nehmen.

„Da hat die Meyer auf einmal die ganze Mißlichkeit ihrer Stellung erkannt, hat eingesehen, daß eine gelehrte Frau, welche sich behaupten will, durchaus eines Gatten bedarf, der seine Schulen durchgemacht hat; und aus diesen Gefühlen und Erwägungen ist das Bündnis erwachsen, worüber die Stadt beinahe eine ganze Woche zu reden hatte, welches aber jetzt über andre Dinge von Belang schon wieder vergessen worden ist."

Nur ungern hörte Hermann diese Erzählung mit an, welche ihm zwei Personen, denen er zugetan war, in einem lächerlichen Lichte zeigte; indessen konnte er der unermüdlichen Zunge des Spötters nicht entrinnen. —„Wie sie bemüht sind, sich alles zu zersprechen, damit nur gar nichts übrigbleibe, woran Liebe und Verehrung haften kann!" rief er, als er allein war, aus. „Dieser Mensch nennt sich einen Freund des Hauses und scheut sich nicht, mit der giftigsten Lästerung über die Herrin des Hauses herzufallen."

Er hatte vergessen, daß ein geheimer Hohn die Lebensluft der guten Gesellschaft ist, weil nur durch ihn das Gleichgewicht

bewahrt wird, dessen sich jedes Mitglied bewußt sein muß, um zur Unterhaltung beizutragen.

Nach manchen vergeblichen Gängen traf er endlich seinen Freund Wilhelmi und wünschte ihm herzlich Glück. Mußte er auch über dessen Emphase lächeln, womit Wilhelmi lauter Eigenschaften an seiner Verlobten hervorhob, welche diese wirklich nicht in ausnehmendem Grade besaß, so war in dessen Äußerungen doch so viel Empfundnes, so fühlte der Freund doch so tief das Glück, einem einsamen Leben zu entrinnen, daß er sich wahrhaft über dessen Schicksal freuen konnte. Selbst das Äußere Wilhelmis hatte der Bräutigamsstand verwandelt: seine Wangen waren röter geworden, seine Augen lebhafter, und er sah wieder wie ein stattlicher Mann in den besten Jahren aus.

Auch Madame Meyer fand er vorteilhaft verändert. Sie war stiller und sinnender, trug sich nicht mehr so viel vor, redete auch mehr von den gewöhnlichen Dingen des Lebens als von der Kunst. Die Kapelle und die altertümlichen Sammlungen waren geschlossen. Sie empfing ihre Freunde wirklich in den Zimmern, die der Spötter beschrieben hatte. Der Kreis ihrer Gesellschaft hatte sich verengt, und sie bekannte unsrem Freunde in einer traulichen Stunde, daß sie sich dabei wohler fühle.

Dagegen sagte ihm Wilhelmi, daß er nur die Hochzeit abwarten wolle, um dann die Vereinigung seiner Sammlungen mit denen seiner Frau vorzunehmen und in das ganze Besitztum eine systematische Ordnung zu bringen. Er fügte triumphierend hinzu, daß diese verbundnen Schätze von der Art sein würden, um auch noch neben den Sammlungen des Staats die Aufmerksamkeit der Kenner und Liebhaber zu erregen.

„Dein gutes Geschick hat freundlich für dich gesorgt", versetzte Hermann. „Du wolltest Direktor des Nationalmuseums werden, worin du manchen Verdruß und Zwang würdest zu erdulden gehabt haben. Anstatt dessen macht dich die Liebe zum Kustos eines Privatkabinetts, mit dem du wirst schalten können, wie du magst."

War es ihm von Herzen lieb, das Los seiner Freunde auf so zuverlässige Art gesichert zu sehn, so konnte er sich doch eines stillen Neides nicht erwehren. — „Der Misanthrop, der Grillenhafte wird ohne sein Zutun, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, in den Hafen geführt, während ich, der ich das Glück einfach und gerades Weges suche, plan- und bahnlos mich von meinem Ziele fortschleudern lassen muß!" rief er. „Wo ist da noch Zusammenhang in der Welt, wenn Launen und Seltsamkeiten das Gute und Zweckmäßige gebären, dem wirklichsten Bedürfnisse aber sich grausam die Erfüllung versagt?"

Er fühlte lauter Widersprüche in seinem Schicksale, und ein unbestimmtes Grauen vor der nächsten Zukunft überschlich ihn. Um Schutz gegen sich und seine Gedanken zu finden, nahm er die Bibel zur Hand, welche aber hier, wie in jedem Falle einer aus dem Stegreife mit ihr gesuchten Bekanntschaft, dieselbe ablehnte und dem heftig Andringenden ein hartes, undeutsames Antlitz zeigte.

Von Johannen und Medon hörte er wenig. Sie hatte sich seit einiger Zeit fast ganz zurückgezogen und selbst den Umgang mit Madame Meyer aufgegeben. Er war, wie man sagte, von seinem Plane, zu reisen, abgegangen und sollte sehr ernsthaft an einer staatswirtschaftlichen Schrift arbeiten. Hermann schob seinen Besuch von Tage zu Tage auf, obgleich ihn eine tiefe Sympathie zu dem unglücklichen schönen Wesen hinschmeicheln wollte.

Das Museum war jetzt der Sammelpunkt der feinen Welt geworden. Eines Tages traf Hermann dort den Prinzen, welchem er in Medons Hause vorgestellt worden war, den Erzähler des Mondscheinmärchens. Er war so gefällig, sich seiner zu erinnern, und freute sich, ihn wiederzusehn. — „Man wollte hier wissen", sagte der Prinz, „Sie würden nicht zurückkehren; Sie wären der Associé Ihres Oheims in seinem Geschäfte geworden." — „Die Welt", versetzte Hermann, „hat einen entschiednen Hang, uns Dinge anzudichten, welche gewöhnlich dem, was wir eigentlich tun und begehren, schnurstracks entgegen sind."

„Das ist wahr", erwiderte der Prinz. „Hierin zeigen sich die Menschen wahrhaft erfindungsreich, und aus den gewöhnlichsten Köpfen entspringen nicht selten die sinnreichsten Mythen. So hat man mich zum Beispiel — und ich wüßte durchaus nicht zu sagen, wodurch ich die Veranlassung gegeben hätte — zu einem begeisterten Verehrer oder gar Protektor der bildenden Künste gemacht, während ich mir bewußt bin, für sie eigentlich kein Auge zu besitzen. Das Lustigste bei solchen Gesellschaftsfabeln ist, daß man unversehens und unwillkürlich aus einem Objekte derselben zu ihrem Subjekte und Helden wird. Nach und nach versammelte sich um mich allerhand Gemaltes und Plastisches; ich übernahm das Patronat eines Vereins und gehöre zu den fleißigsten Besuchern dieser Säle, obgleich ich, die Wahrheit zu gestehn, mehr der Menschen, welche sich hier einfinden, als der Gemälde wegen komme."

„Gnädigster Prinz", sagte Hermann höflich, „Sie werden heute auf Ihre eignen Unkosten zum Märchendichter."

„O nein", erwiderte der Prinz, „und ich schätze mich deshalb nicht geringer, weil ich der Mode meine Neigung versage. Ein lebendiges Interesse kann nur an einer Sache sich entzünden, welche in der Gegenwart kräftig wurzelt. Nun aber sehe ich an den Handlungen der Zeitgenossen durchaus nichts für das Auge, mithin auch nichts für den Pinsel oder Meißel. Wo die Kanonen und die taktischen Bewegungen das Schicksal der Reiche entscheiden, gibt es keine Heldengruppen, wo die Predigt im Gottesdienste das Wort führt, keine Erscheinungen, wo die Leute bis zu den Schustern und Schneidern hinunter den Frack tragen, kein Genre. Was soll also entstehn? Entweder ein geschmackvoller Eklektizismus, welcher niemals eine Epoche macht, oder ein romantisches Unbestimmtes, Versuche, der Poesie nachzutreten, die in wenigen Jahren schon, wenn gewisse momentane Stimmungen vorübergegangen sein werden, unverständlich sein müssen.

„Man darf sich ja nicht durch die jetzige allgemeine Neigung zu diesen Dingen täuschen lassen. Ein Unterschied der modernen

Zeit von der griechischen besteht darin, daß unter uns Neueren das wahrhaft geniale Schöne fast immer im Gegensatze zu der herrschenden Stimmung erwächst, welche dagegen ihrerseits das als vorhanden zu präkonisieren[1] pflegt, woran es ihr eben ganz gebricht. Dagegen ging in jener glücklichen griechischen Periode das besondre Genie der Künstler aus dem allgemeinen Talente der Nation hervor. Um an einem Beispiele meine Meinung klar zu machen, so glaubten wir an Klopstocks Oden, Bardieten[2] und an den Nachahmungen derselben eine große vaterländische Poesie zu besitzen, und doch waren diese frostigen Exerzitien am allerfernsten von einer solchen. Nur eine Entwicklung der Schönheit sehe ich noch vor uns, nämlich die poetische; in der Dichtkunst hat, wie ich glaube, Deutschland den Gipfel noch nicht erreicht."

„Diese Meinung ist für die Poeten der Gegenwart sehr tröstlich", sagte Hermann, „um so tröstlicher, als viele Stimmen das dichterische Element der Zeit ganz leugnen wollen."[3]

„Ich rede nicht von einem Einzelnen, nicht von Individuen", erwiderte der Prinz. „Urteile über Personen und Werke, deren Zeitgenosse man ist, sind meistens sehr mißlich. Meine Hoffnung bezieht sich auf etwas Allgemeines. Nun ist es wohl klar, daß eine Periode, in welcher alle Schätze des Geistes gewaltsam aufgeregt worden sind, so daß sie gleichsam in das Freie fielen, von selbst einen Fähigen hervorrufen muß, welcher sich dieses Reichtums bemächtigen wird. Diesem wird gerade der Mangel an äußerem plastischen Leben höchst förderlich sein, da unsrer Stimmung die deskriptive Poesie immer langweilig erscheint und die Dichter dieser Jahrhunderte mit Glück nur das Innerliche, die bewegenden Ursachen der Dinge ergriffen haben."

Hermann hatte nur aus schuldiger Rücksicht dem letzten

---

[1] Als Herold verkünden. — [2] Bezeichnung für Klopstocks vaterländische Dramen. Das Wort beruht auf der falschen Lesart einer Stelle im 3. Kapitel von Tacitus' „Germania", wo vom Gesang der Germanen die Rede ist. — [3] Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

Teile dieser Auseinandersetzung zugehört; denn eine unerwartete Erscheinung wendete seine Gedanken von den Reden des Prinzen ab. Zu der Flügeltüre des Saals, in welchem sie standen, trat nämlich herein, abenteuerlich aufgeputzt, im bunten Gewande, eine Gestalt, in welcher er nach kurzem Besinnen Flämmchen erkannte.

Flatternde Bänder zierten Achseln und Schultern, Schmelzbesatz säumte Busen und Leib, das kurze Röckchen war zackig ausgeschnitten, darunter sahen rotflammige Strümpfe und goldne Schuhe hervor. Die schönen nackten Arme umschlossen an den Gelenken Korallenschnüre, ein safrangelbes Bindentuch, welches sich durch ihre Locken zog, vollendete den fremdartigen Anblick.

Sie betrat den Saal mehr schwebend als gehend, spielte mit einem Elfenbeinstäbchen, warf es empor und fing es mit reizender Beugung des Arms wieder auf.

Ihr nach drang ein Schwarm verwunderlich geschmückter junger Herrn; eine ältliche korpulente Figur mit kahlem Haupte, die Brille vor den Augen, bewegte sich mühsam hinterher. Flämmchen scherzte und schäkerte mit ihrer Begleitung; der ganze Zug rauschte an den Wänden umher, und auf die Gemälde wurde wenig geachtet. Es war das Bild einer leichtfüßigen Nymphe, welche Satyrn und Faunen umspringen, und der Silen mit Anstrengung folgt.

„Was ist Ihnen?“ fragte der Prinz Hermann, welcher starr nach Flämmchen hinsah. Dieser versetzte, daß er ein Frauenzimmer bemerke, welches er früher sehr wohl gekannt habe.

„Ach, unsere herkulanische Tänzerin und junge gnädige Frau dort“, sagte der Prinz, der nun erst auf den Zug aufmerksam wurde. „Ja, ich erinnre mich, von Ihrer Mentorschaft gehört und herzlich darüber gelacht zu haben. Nun, ihre Erziehungspläne sind nicht geglückt; anstatt eines Kunstprodukts hat Natur das wundersamste, entzückendste Geschöpf ausgebildet. Ich behaupte, wer sie tanzen gesehn, kann nie wieder ganz unglücklich

werden.[1] Wäre ich ein Freund von Paradoxen, so würde ich sagen: Sie tanzt Geschichte, Fabel, Religion; ihre begeisterten Wendungen und Stellungen weihen uns in die geheimsten Dinge ein. Unter uns muß ich Ihnen gestehen, daß jenes Märchen, mit welchem ich in Medons Hause so viel Glück machte, nur der schwache Nachhall einer Pantomime war, durch die sie an einem unvergeßlichen Mondabende meine Sinne außer Fassung gesetzt hatte."

„Verzeihen Sie meinem Erstaunen, gnädigster Prinz", rief Hermann, „wenn ich unbescheiden werde und mir eine Frage erlaube! Sie sprachen das Wort Frau aus. In welcher Verbindung steht dasselbe hier?"

Der Prinz lachte und versetzte: „In der natürlichsten von der Welt. Der närrische Domherr, mit dem wir manchen Scherz getrieben haben, entführte sie, um sie, es koste, was es wolle, zu seiner Frau zu machen, von der abgeschmacktesten Theorie beherrscht, die ihm ein Schalk in den Kopf gesetzt hatte. Die Heirat kam wirklich in reißender Schnelligkeit zu stande, und kurz darauf starb der Domherr, völlig beruhigt, wie man sagt, über seine Fortdauer nach dem Tode. Das junge Witwenkind lebt nun, wenn sie nicht, wie jetzt, zu kurzem Besuche nach der Stadt kommt, auf der Villa ihres Eheherrn, wo sich die albernsten Verhältnisse angesponnen haben."

Er verbeugte sich gegen Hermann und ging zu Flämmchen, die ihn mit zierlicher Begrüßung empfing. Der Prinz deutete nach Hermann hinüber; Flämmchen erblickte diesen, und die hellste Freude loderte über ihr Antlitz. Er, etwas Auffallendes an diesem öffentlichen Orte besorgend, trat rasch durch eine Kommunikationstüre in einen Vorraum zurück. Die Treppe hinuntergehend, flüchtete er sich zu den Antiken und Vasen, welche man in den Gemächern des Erdgeschosses aufgestellt hatte. Hier war

[1] Anlehnung an das bekannte Wort des griechischen Altertums, daß, wer die Statue des Zeus von Olympia einmal gesehen habe, nie wieder ganz unglücklich werden könne.

es menschenleer. Er schritt hin und her und überlegte, wie und wo er seinen ehemaligen Schützling am besten sprechen möchte, als aus einem Seitenkabinette Flämmchen hereinflog. Mit dem Rufe: „Liebster! Bester! Einziger!“ hing sie ihm am Halse, und die leidenschaftlichsten Küsse brannten auf seinen Lippen.

„Habe ich dich endlich wieder!“ rief sie, indem sie ihm Augen und Stirn küßte. „Nun aber werde ich dich nicht lassen; nun sollst du mein werden, sie mögen tun, was sie wollen.“

Hermann war in großer Verlegenheit; jeden Augenblick fürchtete er, Zeugen dieser befremdlichen Szene eintreten zu sehn. Er suchte sich ihren Armen zu entwinden; sie hielt ihn aber fest und rief: „Sei doch nur auf diese wenigen Augenblicke mein Freund, mein Geliebter! Nicht lange wird die Wonne dauern; das abgeschmackte Volk oben, dem ich davongelaufen bin, wird bald kommen, mich zu suchen. Laß deine arme Flamme die kurze Zeit an dir glühen; ach, du weißt es freilich nicht, wie einem Mädchen zu Mute ist, die nicht an Gott und Teufel, nicht an Himmel und Hölle, sondern nur an ihren Liebsten, an das süße Fleisch und Blut glaubt! Siehst du, ich bin erwachsen, ich spreche im Zusammenhange; das rührt daher, weil ich kein Kind mehr bin.“

„Beruhige dich, mein Flämmchen!“ sagte Hermann, „erzähle mir ordentlich, wie es dir gegangen ist; ich hörte Dinge, die mir unglaublich vorkamen.“

„Etwa, daß ich Witwe bin?“ versetzte sie, überlaut lachend. „Ja, ich bin eine und müßte eigentlich Schwarz tragen; denn der Domherr ist erst seit sechs Wochen tot; aber ich traure in Rot und Gelb wie die Bäume, wenn die Blätter abfallen. Setze dich in den Großvaterstuhl, frage, und ich will Antwort geben.“

Sie drückte ihn in einen antiken Lehnsessel, hockte sich vor ihm nieder und lehnte ihr Haupt an sein Knie. — „Wie hat sich deine Heirat so rasch gemacht? Wer sind deine Begleiter? Wer nimmt sich deiner an?“ fragte er.

„Der Domherr bat mich inständig darum; die Alte redete

mir so lange zu, daß ich es ihm zu Gefallen tat, und dann tat ich es auch, um dich zu ärgern, weil du mich so ganz vergessen hattest. Denn ich wußte doch, daß es dir leid sein würde, wenn du mich als Frau fändest. Die Jungen mit den hohen Halsbinden und Backenbärten machen meinen Viehstall aus; sie haben sich alle in mich verliebt und müssen sich gefallen lassen, was ich mit ihnen vornehme; den Dicken nennen sie den Kurator. Die Verwandten meines Mannes haben ihn angestellt, mich zu beaufsichtigen; die Alte sagt, ich sei guter Hoffnung; ich wüßte zwar nicht, wie es zugegangen sein sollte; aber die Verwandten sind doch bange, daß ihnen die Erbschaft entgehn möchte, und darum muß er mich bewachen. Nun ist es ein himmlischer Spaß, daß der dicke Sünder sich auch in mich vernarrt hat. Er schleicht mir nach, seufzt und stöhnt; ich könnte ihn weit führen, wenn ich nicht auf Tugend hielte. Die Alte nimmt sich meiner in Treuen an; sie spricht oft dummes Zeug, ich glaube, das alte Weib ist zuweilen etwas verrückt; aber ich könnte doch ohne das gute Tier nicht leben. Nun habe ich dir auf alles geantwortet; jetzt tue auch mir so auf meine Frage: Wirst du deine Flamme in ihrem Häuslein besuchen, und bald?"

„Liebes Herz", sagte Hermann, „das kann ich dir nicht gewiß versprechen. Ich habe noch manches hier abzutun; auch führst du allem Anscheine nach eine sonderbare Wirtschaft, zu welcher ich eben nicht passen würde."

„Nicht? Nicht?" rief sie mit dem wilden Ausdrucke, welcher ihn erschreckt hatte, als er sie zum ersten Male in der Höhle traf. Blitzschnell hatte sie einen Dolch aus dem Busen gerissen, und die Spitze würde in ihrer Brust gesessen haben, hätte er nicht ihren erhobnen Arm festgehalten.

„Was wolltest du tun, wahnsinniges Kind?" fragte er entsetzt." — „Mich erstechen", sagte sie gleichgültig. „Du bist, wie du warst, Holz und Stein; was soll Flämmchen auf der Welt?"

„Ich will ja zu dir kommen!" rief er bestürzt. — „Bald?" — Er bejahte. — „So schwöre mir's zu den Füßen dieser Liebes-

göttin!" — Er tat, was sie begehrte, um sie nur zufrieden zu stellen.

Ihr Schwarm drang herein, sie suchend. Flämmchen trat ihnen mit komischer Würde entgegen und sagte: „Dieser ist ein alter Bekannter von mir, und wenn der einmal zu mir kommt, habt ihr euch alle zum Hause hinauszuscheren, mit Ausnahme des Dicken, der ein vernünftiger Mann ist und eine anständige Gesellschaft für ihn." Sie ging, ohne nach Hermann sich weiter umzublicken oder ihm Lebewohl zu sagen.

Neuntes Kapitel.

Was er in den folgenden Tagen von der Lebensweise Flämmchens hörte, war das Ausschweifendste von der Welt. Sie hatte wirklich in ihrem einsamen Landhause eine Arte von Hof oder Menagerie, wie man es nennen will, versammelt, bestehend aus den wildesten jungen Leuten der Residenz, die, durch den Ruf ihrer Schönheit angelockt, dorthin geströmt waren. Mit ihnen wurden die tollsten Streiche verübt; zuweilen toste dieses wütende Heer bei Nacht auf schnellen Pferden unter entsetzlichem Geschrei durch die Gegend, so daß die Landleute in ihren stillen Hütten sich vor dem Unwesen segneten, oder man sprengte falsche Nachrichten von Räuberbanden und Unglücksfällen aus, welche Scharwachen und Beamte aufregten, so daß sich auch schon die Polizei hier in das Mittel hatte legen wollen, jedoch höheren Ortes bedeutet worden war, solches zu unterlassen, da sich denn doch alles außer dem Bereiche eigentlicher Vergehungen hielt.

Am brausendsten aber schäumte Flämmchens üppige Lebenskraft im Tanze aus. Täglich war Ball bei ihr, wozu man freilich die Damen unter den Hausmädchen und den Bauerdirnen der Nachbarschaft suchen mußte; denn anständige Familien wollten ihre Töchter zu diesen Vergnügungen nicht abordnen. Wer Flämmchen tanzen gesehen, sprach darüber wie der Prinz; ein-

stimmig erklärte man, daß keine Beschreibung den Zauber dieser Anschauung wiedergeben könne.

Die Seitenverwandten des Domherrn, lüstern nach dem Besitze der beträchtlichen Erbschaft und erschreckt durch die Angabe von Flämmchens Zustande, welcher, wenn er gegründet war, ihnen ihre Aussicht entzog, hatten in dieses Gewirre jenen ältlichen Mann als Aufseher gesendet.

War Flämmchens Angabe über ihn richtig, so konnte freilich sein Amt nicht wohl schlechter versehen sein.

Zum Teil hörte Hermann diese Dinge aus Flämmchens Munde selbst, welcher er eine Zusammenkunft in ihrem Gasthofe nicht hatte abschlagen können. Dort, den Kopf an seine Brust gelehnt, ihn mit beiden Armen umklammernd, tat sie ihm Entdeckungen, welche man von einem so leichtfertig erscheinenden Wesen nicht hätte erwarten sollen. Es waren abgebrochne Schmerzenstöne, nur der Ahnung verständlich, in geordneten Worten kaum auszusprechen, am wenigsten auf dem Papiere. Der Naturgeist zuckte hier gleichsam in seiner ganzen neckischen Ungebundenheit unter seiner menschlichen Hülle; All und Individuum lagen miteinander im Streite, und aus ihrem Ringen entsprangen die Zuckungen, welche äußerlich wie Possen aussahn.

Merkwürdig waren ihm besonders ihre Geständnisse, wie sich die unbesiegliche Lust zum Tanze in ihr entwickelt habe.

„Als du mich in die grüne Einöde zu der Alten gebracht hattest, wurde ich von einer unsäglichen Angst befallen", sagte sie. „Die Berge und Felsen wuchsen mir in der Brust, die Zweige der Bäume wanden sich durch meinen Kopf und peitschten, vom Sturme geschüttelt, mir das arme Hirn wund; ich fühlte in mir die Kräuter und Moose stechend sprießen, und mir war, als flösse ich auseinander, dahin nach weiten, kahlen Eisfeldern und dorthin nach blutroten Granatenbüschen. Ich wollte mir Luft machen in Worten, aber die Zunge versagte mir den Dienst; ich wollte es abzeichnen, mein Elend, an hoher Steinwand, aber die Hand sank lahm herunter. Da merkte ich, daß meine Füße sich zu regen

begannen, daß meine Arme folgten, der Leib in sanften Drehungen sich schwang, Erlösung zu finden von dem Inneren, Großen, Entsetzlichen. Ach, wie süß schlummerte ich nach dieser Anstrengung ein; Fels, Berg, Baum und Kraut standen wieder außer mir, der Mond wurde mein bester Freund. Das ist nun der Tanz, den ich nicht lassen kann, der mich mir selbst wiedergibt, wenn der Weltgraus mich überwinden und in mir einziehen will. Könntest du mich lieben und immer bei mir sein, so wäre alles gut; dann hätte ich eine Stütze und würde auch aufhören zu tanzen. Leider wird es nicht so gut werden."

Sie nahm ihm noch einmal das Versprechen ab, sie recht bald zu besuchen, was er ihr nun um so lieber gab, als er einsah, daß sie in ihrem wilden Treiben dem Verderben zueile, und hoffen durfte, durch seine Anwesenheit auf der Villa vielleicht manches ordnen und schlichten zu können. Dies sollte den Abschluß der Verwicklungen bilden, welche sein Leben, wie er sich überzeugte, seit einigen Jahren unnütz aufgesponnen hatten. Er hatte die Freiheit von bürgerlichen Verhältnissen gesucht und nicht bedacht, daß eine solche eigentlich ganz in das Leere führe. Er hatte überall auf die gutmütigste Weise geholfen, und die Welt war indessen unbekümmert um ihn ihren selbstischen Gang weitergeschritten. Sein Vermögen erschöpfte der unüberlegte Ankauf im Badischen; er konnte in Not geraten.

Alles drängte ihn zu einer vernünftigen Entsagung, zu einer bescheidnen Rückkehr. Nach mancher Träne bittern Unmuts, die er verweinte, beschloß er, die Verhältnisse wieder aufzunehmen, auf welche er so stolz herabgesehen hatte, und die Vorbereitung zu einem Staatsamte aufs neue zu beginnen, die ihm früher so unleidlich geworden war. Wilhelmi, dem er seinen Vorsatz mitteilte, lobte ihn sehr und bestärkte ihn darin. Durch dessen eifrige Bemühung wurde er des fernen Grundeigentums entledigt, freilich mit großer Einbuße; indessen zog er so viel aus diesem Handel noch heraus, daß er sich eine Zeitlang allenfalls damit hinhalten konnte.

Wilhelmi tröstete ihn, wenn er ihn schwermütig sah und seine Klagen über die verlornen Jahre hörte. — „Was ist es weiter?“ rief er, „du hast eine Weile vagabundiert; das wird dir doch zu gute kommen. Viel besser ist es so, als wenn du dich wie ich zu früh gefesselt hättest. Die Jugend soll verschwärmt werden; manches ist gewiß an dir hangen und kleben geblieben, wovon du jetzt selbst nichts ahnest.“

„Ich will es wünschen“, versetzte Hermann, „wenn ich es gleich nicht zu hoffen wage. Der Reichtum eines sogenannten bewegten Lebens ist wohl nur täuschend. Von einem Punkte aus soll der Mensch erwerben. Wer, zerstreut, von der Mannigfaltigkeit Resultate begehrt, kommt mir wie einer vor, der mit verdecktem Teller in einer gemischten Gesellschaft sammeln geht; die Summe pflegt nicht groß zu sein, wenn der Teller abgehoben wird.“

Er mietete ein stilles Quartier in der entlegensten Gegend der Stadt, schaffte sich juristische Bücher an und tat die nötigen Schritte, seine bürgerliche Laufbahn wieder zu betreten. So gewann es den Anschein, als solle der Strom seines Daseins wie der so vieler, nach kurzem, mutigem Laufe im Sande der Gewöhnlichkeit auslöschen.

Zehntes Kapitel.

Die Sozietät pflegt sich für unangreifbar zu halten; schon die leiseste Verletzung des Persönlichen erscheint wie ein Attentat. Dann bricht plötzlich etwas ganz Unerwartetes, Niebefürchtetes in diese Kreise ein; alle Bande sind auf einmal zersprengt, und eine Geisterfurcht ergreift die Menschen.

Von solchen Gefühlen wurde Hermann bestürmt, als Wilhelmi eines Abends atemlos auf seine Klause mit der Nachricht trat, daß Medon verhaftet worden sei. Über den Grund dieses erschreckenden Vorfalles konnte er nichts Näheres angeben; nur so viel wußte er, daß derselbe mit den Untersuchungen gegen die Demagogen zusammenhange.

Hermann eilte, in der Hoffnung, daß ein falsches, aberwitziges Gerücht den Freund betrogen habe, nach Medons Wohnung. Leider fand er hier die Sache nur zu wahr. Er hatte Mühe, in das Haus zu kommen, welches scharf bewacht war. Auf dem Flur standen Koffer und allerhand Reisegepäck; durch eine Glastüre blickte er in das Zimmer, worin er so manche lehrreiche Stunde erlebt hatte; Medon, dem vorderhand nur Hausarrest gegeben worden war, saß darin auf dem Sofa, sah blaß und angegriffen aus. Der Gerichtsbeamte stand neben ihm und schien ihn zu verhören. In andern Zimmern wurde versiegelt.

Von den Hausleuten, die sehr verwirrt und bestürzt waren, konnte er nichts Genaues herausbringen. Nur so viel wußten sie, daß man Anstalten zu einer Reise gemacht habe, daß aber mitten in denselben der Gerichtsbeamte plötzlich mit einem jungen Menschen von wildem Ansehen erschienen sei, welcher, auf Medon zuschreitend und ihn scharf ins Auge fassend, gerufen: „Dieser ist es, welcher in Zürich uns vom Männerbunde erzählte!" worauf der Beamte Medon in Haft genommen habe.[1]

Ängstlich fragte er nach Johannen. Ihr Kammermädchen entdeckte ihm weinend, daß die gnädige Frau heimlich in großer Eile abgereist sei, noch ehe die Verhaftung stattgefunden habe. Sie habe an verschiednen Reden, die zwischen dem Herrn und der Frau vorgefallen seien, gemerkt, daß letztre mit dem Herrn verreisen sollen und sich dessen geweigert habe. Mit Tränen in den Augen habe darauf ihre Gebieterin sie bei ihrer Treue beschworen, ihr einen Wagen nach entgegengesetzter Richtung zu verschaffen, was denn auch von ihr geschehen sei. Die gnädige Frau habe den Wagen nach einem abgelegnen Sträßchen bestellen lassen, wo sie, kaum mit den nötigsten Sachen versehen, eingestiegen und in schnellster Eile fortgefahren sei. Sie habe die arme

[1] Medon ist einer von den „Emissären der Propaganda und bösartigen Demagogen", von denen Immermann in den „Düsseldorfer Anfängen" spricht: „Sie verleiten die Völker in den politischen Schwindel hinein und ziehen sich dann klug zurück."

gnädige Frau begleiten wollen, sei aber von ihr mit den Worten, daß sie fortan nur Gott zum Begleiter haben wolle, zurückgewiesen worden.

Schmerz und Wehmut zerrissen Hermanns Brust. Aus dem Hin- und Herreden der Leute konnte er abnehmen, daß die leidenschaftlichen Vorfälle zwischen den Gatten die Veranlassung zu Medons Unglück mochten gegeben haben. Das geängstigte Mädchen hatte davon überall geplaudert, um sich Luft zu machen; dadurch hatte aller Wahrscheinlichkeit nach der Beamte Kunde von diesen Dingen erhalten. Denn gleich nach der Flucht Johannas war ein subalterner Agent der öffentlichen Macht unter einem Vorwande im Hause erschienen, hatte verschiedne Fragen getan und das aufgeschichtete Reisegepäck achtsam betrachtet. Unmittelbar nach seiner Entfernung aber erfolgte das, was alle in Schreck versetzte.

Der Beamte erschien und bat Hermann höflich, sich zu entfernen. Dringend verlangte dieser, zu Medon gelassen zu werden. Nach einigem Zaudern wurde ihm eine kurze Unterredung zugestanden. Mit einer furchtbaren Empfindung betrat er das Zimmer. Medon hielt den Kopf in der Hand gestützt und bemerkte den Eintretenden nicht. Leise sagte Hermann, an der Türe stehen bleibend: „Ich bin gekommen, Sie zu fragen, ob ich Ihnen in irgend etwas nützlich sein kann?“ Medon sah empor, versetzte kein Wort, sondern winkte ihm schweigend, daß er ihn verlassen möge. Hermann konnte den Blick seines Auges nicht ertragen; es lag darin der gläserne Ausdruck der Verzweiflung, einer völlig zerstörten Seele.

Draußen fragte er den Beamten, ob für Johannen etwas zu fürchten sei, was dieser mit Bestimmtheit verneinte. Er wollte über Medons Schicksal einiges erfahren; hier versagte jener aber alle Aufklärungen und rief: „Glauben Sie mir, daß die Erfüllung meiner Pflicht mir schwer genug geworden ist, und daß ich viel darum gäbe, einen Irrtum vielleicht mit strenger Rüge büßen zu müssen, als leider die von mir nach und nach geahnte schlimme Wahrheit bestätigt zu sehn.“

Es war Nacht geworden. Er begab sich zur Meyer, wo er Wilhelmi noch vermutete, um mit diesem zu beraten. Eine Menge von Männern und Frauen war dort versammelt, welche die Bestürzung über diese Vorgänge zusammengeführt hatte. Über den eigentlichen Zusammenhang war der Schleier des Rätsels gebreitet; die wildesten Gerüchte kreuzten sich. Wie sollte man es sich auch erklären, daß ein Mann, den Angesehensten des Staats nahestehend, ein Mann von den loyalsten Gesinnungen, ein ganz andrer, ein Feind des Staats gewesen oder noch sein sollte? Man hoffte ein Mißverständnis; man glaubte, binnen kurzem diese Schatten, welche die geachtetste Persönlichkeit der Stadt jetzt verdunkelten, schwinden zu sehn. Nur Wilhelmi rief: „Ich wünsche es, aber es wird nicht so werden; er ist ein Catilina, und zwar ein gefährlicherer als der römische, weil er keine Laster hat."

Die gute Seite der Menschen zeigte sich bei dieser Gelegenheit. Alle sprachen ihr innigstes Bedauern über die unglückliche Johanna aus, welche man sich bei Nacht, umherirrend auf öden, bösen Wegen dachte; die Spötter erklärten sich zu jeder Hülfe bereit; Madame Meyer war außer sich. Man besprach, ob man einen Boten mit Briefen schicklichen Inhalts ihr nachsenden solle, oder ob es nicht besser sei, wenn ein Freund selbst dieses Geschäft übernehme.

Hermann erklärte sich zu letzterem bereit. Er gedachte seiner Versprechungen, er fühlte, daß er nicht ohne Schuld der Vernachlässigung gegen die Geflüchtete sei und gut zu machen habe; stärker aber als diese Erwägung der Pflicht trieb ihn das heißeste Mitleid der Armen nach.

Man freute sich über seinen Entschluß; die Meyer und Wilhelmi packten eilig verschiedne Reisenotwendigkeiten zusammen, und so fuhr unser Freund nach Mitternacht mit raschen Postpferden davon, begleitet von den besten Wünschen der ganzen Gesellschaft, welche bis zu seiner Abreise vereinigt geblieben war.

Eilftes Kapitel.

Von dem Kammermädchen war ihm die Richtung angegeben worden, welche Johanna genommen hatte; es war zufälligerweise dieselbe Straße, an welcher in der Entfernung von zwei Tagereisen Flämmchens Landhaus lag. Nur die Verzweiflung konnte Johannen auf diesen Weg getrieben haben; er führte, fortgesetzt, nach dem Schlosse des Herzogs, und vor der Rückkehr zu ihrem Bruder und seiner Gemahlin hatte sie stäts den größten Widerwillen gezeigt. Bei der Abreise war ausgemacht worden, daß Hermann ihr zwar in nichts hemmend entgegengetreten, jedoch ihr die liebevollste und dringendste Einladung zu der Meyer überbringen solle. Man meinte, daß sie in deren Hause, wohlberaten von aufrichtigen Freunden, am leichtesten die schwere Zeit überwinden werde, welche ihr bevorstand. Die Meyer hatte in ihrem gutmütigen Eifer noch vor der Abreise Hermanns die Auswahl der Zimmer getroffen, welche die Freundin aufnehmen sollten. Es waren die schönsten und stillsten des Hauses. Hermann nahm sich vor, Johannen mit allen Gründen, die ihm zu Gebote standen, zur Wahl dieses Asyls zu vermögen, da er von einem Zusammentreffen mit der Herzogin bei dem so entgegengesetzten Charakter beider Frauen wenig Gutes hoffen durfte.

Er war mehrere Stationen gefahren, ohne eine Spur von ihr anzutreffen. Schon glaubte er, daß sie ihren Entschluß geändert habe und von dieser Straße abgewichen sei, als er in einem Landstädtchen, welches er um die Mitte des folgenden Tages erreichte, plötzlich die verlangten Nachrichten bekam. Der Wirt erzählte ihm, daß die Dame, welche er zu suchen scheine, abends zuvor angekommen sei, sehr unruhig getan und von ihrem Fuhrmanne verlangt habe, weitergefahren zu werden. Dieser habe die Müdigkeit seiner Pferde als Weigerungsgrund angegeben und sich aller Versprechungen ungeachtet nicht dazu verstehen wollen. Die Dame, welche durchaus fort gewollt, sei in großer Bekümmernis gewesen, da sich keine Post am Orte be-

finde. Sie sei schluchzend auf ihrem Zimmer hin und her gegangen, als plötzlich ein Wagen vor dem Hause gehalten habe, umgeben von einer Menge junger Herrn zu Pferde, die ein großes Geschrei vollführt und einem bildschönen Frauenzimmer in bunter Tracht herausgeholfen hätten. Das Frauenzimmer habe durch Zufall von dem Leidwesen der Dame erfahren, sich gleich zu ihr führen lassen und sie mit der zierlichsten Höflichkeit gebeten, einen Platz in ihrem Wagen anzunehmen, in dem sie, wenn sie befehle, bis an das Ende der Welt fahren könne. Anfangs sei die Dame das nicht willens gewesen; da aber das Frauenzimmer nicht abgelassen habe, endlich ihr zu Füßen gesunken sei und ihr Knie umfaßt habe, so sei die Dame mit den Worten: „Du arges Kind, wohin führst du mich?“ in den Wagen gestiegen, auf dessen Rücksitze das Frauenzimmer Platz genommen habe, ungeachtet der wiederholten Bitten der Dame, sich doch neben sie zu setzen.

Der Wirt erzählte noch, daß beim Abfahren der Zug der jungen Herren mit lautem Geräusche sich habe anschließen wollen; auf einen ängstlichen Blick der Dame nach diesem Schwarme hin habe aber das Frauenzimmer sich emporgerichtet und ihren Begleitern in gebieterischer Stellung zugerufen: „Zurück, ihr Tiere!“ Hierauf seien die jungen Leute, gehorsam diesem Befehle, geblieben, die Nacht sei von ihnen unter tausend Eulenspiegeleien hingebracht worden, und erst am Morgen habe sich das Rudel in Bewegung gesetzt.

Nicht ohne Unruhe hörte Hermann diese Erzählung. Daß das junge Frauenzimmer Flämmchen gewesen sei, stand außer Zweifel, und daß Johannen in ihrer Gesellschaft so manches begegnen könne, was diese verletzen mußte, hatte er zu besorgen. Alles das spornte ihn zur größten Eile an; er gab doppelte Trinkgelder, der Wagen flog nur über die tennengrade Chaussee, und so erreichte er noch vor Sonnenuntergang die Gegend, in welcher Flämmchens Haus eine Viertelstunde von der Heerstraße hinter Birken- und Tannenwäldchen lag.

Sie kam ihm im Garten entgegen, durch welchen man zu dem Hause gelangte. — „Habe ich es nun recht gemacht", rief sie, „die Schöne, Prächtige bei mir in Sicherheit zu bringen? Ich bin doch das gutherzigste Geschöpf von der Welt, euch beide bei mir zu beherbergen; denn daß du nachsetzen würdest, konnte ich mir wohl denken."

„Wo ist Johanna?" fragte er. — „Droben auf ihrem Zimmer; das deinige ist daneben", versetzte Flämmchen und sprang fort, um sie von der Ankunft des Freundes zu benachrichtigen. Nach einigen Gängen, die er durch den Garten machte, erschien Johanna, Flämmchen an der Hand, welche neben der vollen, schlanken, hohen Gestalt wie ein Kind aussah. Er nahte sich der verehrten Frau und beugte sich in tiefer Rührung über ihre Hand. — „Können Sie mir vergeben?" fragte er leise.

„Es würde mir unaussprechlich wehe getan haben, wenn ich Sie nicht wiedergesehen hätte", versetzte sie sanft. „Doch nun ist es ja gut; Sie sind wieder da und nehmen durch Ihre Ankunft einen Teil meiner Leiden mir vom Herzen."

Sie standen gegeneinander geneigt, die Hände vereinigt, Auge in Auge, und es würde schwer sein, von dem Zuge, der ihre Seelen jetzt bewegte, Rechenschaft zu geben. Flämmchen hob sich auf die Füße, faßte ihr Gewand mit anmutiger Gebärde und begann in lieblichen Kreisen die Gruppe zu umschweben. Immer weiter wurden diese Kreise; endlich berührten sie ein Gebüsch, hinter dem die Tänzerin verschwand.

Er fragte Johannen, wie es ihr hier gefalle, und wie lange sie an diesem Orte zu weilen gedenke. Sie versetzte, daß er ihren Entschluß am folgenden Tage vernehmen solle, und daß sie dabei auf seine Hülfe rechne.

„Das wundersame Kind, bei dem Sie mich finden", sagte sie, „hat mich fast gezwungen, ihren Wagen und ihr Haus anzunehmen. Sie scheint von der Gewalt plötzlicher Eindrücke abhängig zu sein, und der, welchen ich auf sie gemacht, muß mit großer Stärke gewirkt haben; denn sie klammerte sich so fest an

mich, daß ich mich kaum ihr entwinden konnte. Im Wagen setzte sie sich mir gegenüber, um mich immer betrachten zu können, wie sie sagte."

Hermann, der unter diesen und andern Gesprächen mit seiner Freundin durch den Garten ging, mußte sich im stillen bekennen, daß Flämmchen so unrecht nicht habe. Wenn Mißgeschicke gewöhnlichen Menschen leicht etwas Widerliches geben, so verschönen sie dagegen den Ausdruck höherer Naturen und breiten auch über die Gestalt einen Zauber der Verklärung. Johanna schritt neben ihm wie eine tragische Königin; selbst die Marmorbläße ihrer Wangen erhöhte den Reiz, der von ihr ausging.

Vor dem Hause entließ sie ihn und wünschte ihm gute Nacht, da sie den Abend allein zuzubringen wünsche. Flämmchen stand in der Türe, kniete vor ihr nieder und fragte: „Darf ich dich bedienen?" — „Wenn es dir Freude macht, so tue es immerhin!" versetzte Johanna.

Nachdem er seine Sachen auf dem ihm angewiesenen Zimmer hatte ablegen lassen, trieb es ihn wieder in das Freie. Nur durch eine Tür von Johannen geschieden, ohne bei ihr sein zu dürfen, war er von einer Unruhe überfallen worden, welche ihn zwischen den vier Wänden nicht litt.

Ein lauter fröhlicher Gesang zog ihn nach einem entlegneren Teile des Gartens. Das lustige Lied erscholl aus einem geräumigen Gewächshause, hinter dessen großen Glasfenstern er bei dem ungewissen Lichte des Abends noch eben die Sänger erkennen konnte. Die jungen Leute waren es, Flämmchens Gefolge. Sie hüpften zwischen den Palmen, Pisangs[1] und Geranien wie verrückt umher, und mancher Topf fiel von seinem Brette. Der beleibte Mann, welchen Flämmchen den Kurator genannt hatte, saß ärgerlich unter einem Kaktus und schien sich dieser Gesellschaft zu schämen, besonders als er Hermanns an-

[1] Pisang oder Musa, eine Gattung tropischer palmenähnlicher Pflanzen.

sichtig wurde. Er machte seine jungen Genossen auf den Fremden aufmerksam, worauf der ganze Schwarm an die Scheiben sprang und Hermann mit possierlichen Gebärden anstarrte. Dieser hielt es der Höflichkeit angemessen, dem ältlichen Manne einige Worte zu sagen, konnte aber seine Absicht nicht erfüllen, weil er die Türe des Gewächshauses verschlossen fand.

Als er noch vergeblich klinkte, hörte er hinter sich gehen. Er wandte sich um und sah die Alte mit einem großen Korbe voll Eßwaren herbeikommen. Ihre Züge waren noch schärfer geworden, ihre Farbe hatte sich tiefer gebräunt. Ein buntes wollenes Tuch, welches sie um das Haupt trug, gab ihr ein ausländisches Ansehen. — „Seid mir gegrüßt!“ sagte sie mit der rauhen Stimme, an welche er sich von dem westfälischen Walde her erinnerte. „Ja, ja, was einmal sich getroffen hat, kommt immer wieder zusammen.“

„Was tust du hier?“ fragte Hermann.

„Ich will die Menagerie füttern“, erwiderte die Alte, öffnete die Türe des Gewächshauses und schob den Eßkorb hinein, über dessen Inhalt die jungen Leute gierig herfielen. — „Dürfen wir nicht heraus?“ fragte einer. „Nein“, antwortete die Alte, „bis auf weiteren Befehl bleiben die Tiere eingesperrt. Nur der Dicke soll in Freiheit gesetzt werden und dem Herrn Gesellschaft leisten.“

Auf diese Worte kam der Kurator heraus und sagte zu Hermann mit anständiger Verbeugung: „Rechnen Sie mir es nicht zu, mein Herr, daß Sie mich unter so lächerlichen und fast unschicklichen Umständen kennen lernen! Ich bin wirklich ein ganz geachteter Geschäftsmann und werde von vielen angesehenen Familien mit ihrem Vertrauen beehrt. Das junge eingesperrte Gesindel zwang mich, so sehr ich mich auch dagegen sträubte, mit in den Käficht zu gehn, worin ich denn bei ihren Possen ohne Speise und Trank diesen ganzen Tag habe versitzen müssen.“

Auf nähere Erkundigung vernahm Hermann, daß Flämmchen sehr in Zorn geraten sei, als der Schwarm ihrer unreifen Verehrer ungeachtet des Gebots, mehrere Tage lang fern zu

bleiben, sich dennoch bei dem Landhause wieder gezeigt habe. Mit dem Rufe: „Ich habe jetzt Besuch, der für euch zu gut ist!“ sei darauf die Einsperrung im Gewächshause anbefohlen und auch sogleich vollzogen worden; denn die jungen Leute täten alles, was sie wolle.“

Die Alte verschloß das Gewächshaus, und Hermann ging zwischen ihr und dem Kurator nach der Villa zurück. — „Ist es wahr“, fragte er den Kurator lateinisch, um von der Alten nicht verstanden zu werden, „daß Sie sich hier als Curator ventris[1] aufhalten?“

„Leider“, versetzte der Kurator seufzend in derselben Sprache. „Es ist die Torheit der jetzigen reichen und vornehmen Leute, alles delikat anfassen zu wollen. Die junge Witwe hat sich für schwanger erklärt, oder vielmehr, das alte Weib hat dies ausgesprengt, möglicherweise in betrügerischer Absicht, weil, wenn ein Erbe erscheint, die Mutter desselben noch lange Jahre hindurch den Nießbrauch aller dieser Besitzungen behält. Statt nun schlechtweg eine Hebamme zur Untersuchung abzusenden, bin ich erwählt worden, den Lebenswandel des Flämmchens zu beobachten, weil man durchaus mit Zartheit in der Sache verfahren wollte. Was diese aber bewirken soll, ist mir unbegreiflich. Das Flämmchen lebt, wie es mag, und es fehlt mir an allen gesetzlichen Mitteln, dagegen hindernd einzuschreiten, so daß ungeachtet meiner Anwesenheit dennoch jeder Unterschleif geschehen kann. Aber man ist abhängig und muß sich daher auch den Grillen seiner Klienten fügen. Das Verzweifeltste bei der Sache ist, daß ich selbst von der Unwahrheit jener Angabe überzeugt bin und nichtsdestoweniger glaube, die Spitzbübin, welche uns da begleitet, wird ihre Künste in das Werk zu richten wissen, wie *sie* es denn auch wahrscheinlich gewesen ist, welche den seligen Domherrn mit dem Mädchen zusammenkuppelte.“

Die Alte, welche bis jetzt still vor sich hingegangen war,

[1] Bezeichnung für die gerichtlich bestellte Person, welche die Interessen eines noch ungeborenen Kindes wahrzunehmen hat.

blieb stehn, warf auf beide einen höhnischen Blick und murmelte: „Sprecht ihr nur lateinisch! das Kind ist auf der Reise nach Deutschland und wird zur rechten Zeit ankommen."

Das Landhaus war hell erleuchtet, auf allen Gängen, in jedem Vorsaale und Zimmer brannten Lampen und Lichter. „Diese Verschwendung findet hier beständig statt", sagte der Kurator; „denn Flämmchen fürchtet sich vor dem Dunkel und läßt daher, sobald der Abend einbricht, die Finsternis aus jedem Winkel jagen. Besonders empfindet sie ein Grauen vor den Hinterzimmern des Gebäudes, in deren einem noch die Leiche des seligen Domherrn einbalsamiert und unbedeckt steht. Der Gute hatte im Testamente anbefohlen, ihn in Spiritus zu setzen, um sich physisch bis in die spätesten Zeiten erhalten zu wissen. Da nun diese ungereimte Verfügung nicht wohl auszuführen war, so wählte man jene annähernde Art der Bewahrung und wird die Leiche beisetzen, sobald in dem dazu bestimmten Gartentempel die nötigen Vorkehrungen getroffen sein werden."

„In der Tat", rief Hermann, „es kommt mir hier so vor, als ob ich mich in einem Irrenhause befände."

„Ja", versetzte der Kurator, „es weht in dieser Luft etwas Ansteckendes; ich bin oft für meinen Verstand hier besorgt, um so mehr, als ich das gefährliche Beispiel vor mir habe, daß Menschen auch ohne denselben fertig zu werden wissen."

Flämmchen zog beide hüpfend nach einem strahlend hellen Zimmer, in welchem ein runder Tisch gedeckt stand. Gute Speisen waren aufgetragen, feine Weine fehlten nicht. — „Nun eßt, was euch beliebt!" rief sie; „es ist mir nichts Langweiligeres, als die Reihenfolge der Gerichte zu halten; das kommt mir vor, als wenn man nach einer Karte spazieren gehn wollte." Mit diesen Worten verzehrte sie einige Früchte und Konfekte, die zum Nachtische gehörten, und ließ diesem Genusse Fische und Fleischspeisen folgen.

Der Kurator, welcher keinen Blick von ihr verwandte, suchte sich dennoch im Gleichgewichte zu erhalten und begann aller-

hand Geschäftsverhältnisse zu erzählen, welche sämtlich seine rechtschaffne und edle Gesinnung bewahrheiten sollten. Die Erinnrung an seine Tugend rührte ihn so, daß er häufige Tränen vergoß. Flämmchen, welche ihn beständig auslachte, versicherte ihn zu öfterem, er sei dennoch ein abgeseimter Vogel, und flüsterte Hermann zu: „Jetzt will ich den Hanswurst fortschaffen.“ Mit einem Sprunge war sie auf seinem Schoße, küßte ihn und rief schmeichelnd: „Sprich, mein Liebster, wie hast du es angefangen, so brav und gut zu werden?“ — Der Kurator war unfähig, etwas zu erwidern; seine Augen starrten das schöne Kind an, sein Mund war durch die Küsse in den Zustand versetzt worden, welchen man die Sperre nennt; so gewährte er einen überaus lächerlichen Anblick. Flämmchen stieß wie von ungefähr an das Glas, welches er, mit Burgunder gefüllt, in der Hand hielt; es entsank ihm, und die rote Flut strömte über den Tisch. — „O weh!“ rief Flämmchen, „da verdirbt er mir das feine Gedeck; hurtig in die Küche und Salz geholt!“ — Verlegen, ohne aufzusehn, schlich der bestürzte Geschäftsmann fort, und Flämmchen schloß hinter ihm die Türe ab.

Hermann sagte, als er mit ihr allein war: „Wie magst du nur dieses wilde, leichtfertige Treiben rechtfertigen? Geh doch endlich in dich und bedenke, daß du durch dein unschickliches Benehmen dich selbst aus den Kreisen vernünftiger Menschen bannst! Ich nehme herzlichen Anteil an dir; aber wie soll ich ihn betätigen, wenn solche Streiche beständig allem Rate, jeder Warnung entgegentreten? Zu spät, wenn ein aufgegebner Ruf, ein siecher Körper dich elend gemacht haben werden, wirst du Reue empfinden; dann bin ich vielleicht dir fern und niemand steht bei dir, der auf deine Seufzer hört. Versprich mir, Flämmchen, deine Lebensweise zu ändern; entferne vor allen Dingen diese sittenlosen jungen Leute, welche sich wenig für deine Gesellschaft ziemen, und schicke die böse Alte fort, von der ich nichts Gutes glaube!“

Noch mehrere wohlgemeinte Ermahnungen fügte unser Freund hinzu und hatte dessen nicht acht, daß Flämmchen wäh-

rend seiner Rede leise weg und hinter einen Ofenschirm geschlichen war. Er schmeichelte sich, daß er Eindruck auf sie gemacht habe, daß sie ihre Beschämung hinter dem Schirme verbergen wolle, als dieser umgeworfen wurde und Flämmchen, ihr Tagesgewand über den Arm gehängt, im leichtesten Nachtröckchen sich zeigte, welches den Glanz der Achseln und des Busens unverhüllt ließ und kaum bis an die Knie hinabreichte.

„Ungezogenheit über Ungezogenheit!“ rief er.

„Es ist Schlafenszeit“, sagte sie gähnend, „und ich konnte deine Predigt nicht besser benutzen, als mich während derselben zu entkleiden. Ihr müßt die Flamme flackern lassen, wie sie mag. Gute Nacht!“

Sie wandte sich und wies ihm, durch eine Tapetentüre entschlüpfend, den gewölbten Nacken und die runde, zierliche Wade.

Draußen sang sie folgendes Lied:

„Wer mir sagte, wo das Mädchen
Ihres Auges Blick gewonnen!
O verkündet, wo das Fädchen
Ihres Leibes ward gesponnen?“

„Ach, zerging' ich in die Lüfte,
In die leichten, in die warmen!
Durch die Wälder, durch die Klüfte
Schwebt' ich dann mit freien Armen!“

Er hob den Ofenschirm auf. Eine große tragische Maske war in demselben eingestickt. Sein Traum im Försterhause, welcher ihm das umfallende Meduſenhaupt und Flämmchen dahinter hervorspringend gezeigt hatte, trat ihm wieder vor die Erinnrung. Die Maske mit ihren starren, furchtbaren Zügen und toten Augenhöhlen konnte wenigstens für ein Analogon jenes erstarrten Antlitzes gelten. Noch näher aber dem Traume kam seine Stimmung, in welcher üppige und grauenhafte Bilder durcheinander schwankten.

Zwölftes Kapitel.

Am folgenden Morgen wurde er zu Johannen berufen. Sie machte ihm ihren Entschluß bekannt, das Verlangen der Herzogin erfüllen und den einsamen Aufenthalt, welchen ihr diese in ihrem Briefe bezeichnet hatte, annehmen zu wollen. Hermann wurde ersucht, dies dem Bruder und der Schwägerin zu melden. — „Also werden Sie doch noch Ihren Auftrag ausrichten", sagte Johanna schmerzlich lächelnd. „Sie vermitteln meine Rückkehr, nachdem jeder Gedanke daran Ihnen und mir verschwunden war. So geht es oft im Leben. Wir glauben uns von manchen Anforderungen, von diesem und jenem Verhältnisse weit, weit entfernt zu haben, und unerwartet fühlen wir uns in längst abgeschüttelten Banden gefesselt."

Hermann erlaubte sich manches gegen diesen Plan einzuwenden, der ihm durchaus unheilsam zu sein schien. Er sprach den Wunsch der Meyer aus und fügte hinzu, daß, wenn sie auch diesem sich abgeneigt zeigen möchte, ein Leben und Wohnen unter gleichgültigen fremden Menschen in ihrer Lage gewiß doch noch dem Drucke widerstrebender Umgebungen vorzuziehn sei.

Johanna versetzte: „Zu meiner Freundin kann ich mich nicht begeben. Bei manchen Schicksalen ist Entfernung, Veränderung von Luft und Boden unerläßlich. Wie sollte ich es ertragen, da, wo ich unaussprechlich gelitten, noch einmal in der Erinnerung alle Qualen nachzuleben? Was mich bei dem Herzoge und seiner Gemahlin erwartet, weiß ich recht wohl. Waren wir doch schon in jenen früheren Tagen einander unverständlich! Er ist mehr ein Begriff als ein Mensch, und sie hat, ungeachtet aller Güte, etwas unendlich Peinliches in ihrem Wesen. Ich mochte tun, was ich wollte, für mich sein oder in Gesellschaft, lesen oder frische Luft schöpfen, so hatte ich beziehungsvolle Reden über weibliche Genialität, Gelehrsamkeit und dergleichen anzuhören. Daneben glaubte sie denn und glaubt es noch in ihrem Briefe, mich zu lieben, während sie doch immer nur mit dem ganzen

Dünkel solcher wohlwollenden Quälgeister eine anmaßliche Vormundschaft über mich hat ausüben wollen."

„Und dennoch . . .?"

„Und dennoch. Ich sehe voraus, wie man mich beobachten, bemitleiden und auf die beste Manier von der Welt nach und nach einzwängen wird, und dennoch wähle ich diesen Kerker. Soll uns das Bittre süß schmecken? Ist eine Eigenschaft des Jochs nicht die Schwere? Ich habe gefehlt, nicht wie meine Verwandten meinen; aber ich irrte, indem ich wähnte, uns Frauen der neueren Zeit sei die Begeistrung erlaubt, sei es erlaubt, auf den Schwingen der Begeistrung dem Manne entgegenzuschweben, der unsrer wert ist. Wir sind Geschöpfe der Familie; auf sie sind wir gepflanzt, und so ist es nur ein gerechter Gang meines Lebens, wenn ich nun dem mich demütig ergebe, was mir die Familie bedeutet, wenn ich alles geruhig erdulde, was auf diesem Boden drückend und feindlich für mich emporsteigt."

Da er sie fest bestimmt sah, so ließ er von weiterem Zureden ab und entwarf den Brief an die Herzogin. Johanna überlas ihn und strich daraus alles weg, was ein Lob ihrer Person enthielt. Nachdem die von ihr gebilligte Abfassung zu stande gekommen war, wurde ein reitender Bote damit nach dem Schlosse des Herzogs gesendet, der die Antwort zurückbringen sollte. Diese wollte Johanna auf dem Landhause erwarten.

In diesem wurde es nun sehr lebendig. Johanna hatte ausdrücklich befohlen, daß um ihretwillen kein Zwang eintreten solle, indem sie sich schon zurückzuziehen wissen werde, wenn das Getöse ihr beschwerlich falle. Es waren daher auch die jungen Leute in Freiheit gesetzt worden, die es nun an Lärmen und Unruhe nicht fehlen ließen. Von den Beschäftigungen, womit sie ihren Tag hinbrachten, führen wir nur beispielsweise an, daß einer derselben auf nichts bedacht war, als vom Morgen bis zum Abend seinen Backenbart in Ordnung zu halten, und daß ein andrer in einem mitgebrachten blechernen Reisekomfort fortwährend Beefsteaks briet, welche er dann zum Fenster hinauswarf.

Hermann konnte daher Flämmchen eigentlich nicht unrecht geben, als sie auf seine wiederholte Ermahnung, sich dieser Umgebung zu entäußern, versetzte: „Warum schiltst du mich? andre halten sich zur Gesellschaft Hündchen und Äffchen, wogegen ich einen Widerwillen habe; ich halte mir diese, die aus guter Familie und nicht so unreinlich sind wie jene Geschöpfe."

Zu den possenhaften Bewohnern paßte die Örtlichkeit vollkommen. Die Villa war der treue Abdruck des Sinns, wodurch der Domherr sein Leben zersplittert hatte. Daß nichts an seiner Stelle stand, die Stühle fast überall in ungerader Zahl vorhanden waren, Schränke und Sofas häufig schief gerichtet mitten in den Zimmern angetroffen wurden, konnte auf Flämmchens Rechnung kommen, welche behauptete, das Geräte sei da, sich umherstoßen zu lassen. Allein so manches andre bezeichnete das Gehäuse, welches der verstorbne Besitzer selbst um sich geschaffen hatte. So war die Bibliothek, wenn man einen Haufen willkürlich zusammengeraffter Bücher mit diesem Namen belegen will, unmittelbar an der Küche, ja fast in derselben angebracht, weil der Domherr sich eine Zeitlang eingebildet hatte, der Dampf der Speise stärke als eine Art leichter olympischer Nahrung den Geist beim Studieren. Rosenkreuzerische Symbole[1] fanden sich neben schlüpfrigen Bade- und Toilettenszenen, ein astronomisches Kabinett wies bei näherer Untersuchung nur pappene Fernröhre und Quadranten auf. Der Verstorbne war nämlich, gerade als Maler und Schnitzler die entsprechende Verzierung des Raums vollendet hatten, seiner schnell entstandnen Liebhaberei zu den Sternen wieder überdrüssig geworden und hatte sich nun begnügt, die Instrumente und Vorrichtungen selbst nur als theatralische Requisiten hinzuzufügen.

Einmal besah Hermann, der hier viel müßige Stunden hatte,

[1] Rosenkreuzer soll sich nach ihrem angeblichen Stifter Christian Rosenkreutz eine im Anfange des 16. Jahrhunderts gegründete geheime, mystisch-alchymistische Gesellschaft genannt haben, die auf evangelischer Grundlage eine allgemeine Weltverbesserung anstrebte. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen war stark befangen in den Anschauungen dieses Ordens.

um die Zeit hinzubringen, die Naturalien, welche in einem kleinen Kämmerchen aufbewahrt wurden. Ausgestopfte Tiere, neuseeländische Waffen, Walfischrippen, Erze, Konchylien[1] waren über, unter, nebeneinander gestopft; man konnte sich zwischen dem Gerülle[2] kaum durchwinden. Große chinesische Figuren standen in den Ecken und wiegten wie Denker bedächtig die Porzellanhäupter. Hermann öffnete eine Türe und betrat ein angrenzendes dunkles Gemach, in dem seine Fußtritte widerhallten. Hier die eigentlichen Schätze vermutend, ließ er sich Licht bringen und erstaunte nicht wenig, als er sich in einem ganz leeren, blau angestrichnen, großen, saalartigen Zimmer sah, in welches kein Tagesstrahl dringen konnte, weil demselben die Fenster fehlten. Er erkundigte sich bei dem Bedienten, wozu dieser leere Raum diene, und weshalb man nicht hier, wo Platz genug vorhanden sei, die Sammlung aufgestellt habe. Der Bediente versetzte, daß die beiden Gemächer eine Allegorie darstellen sollten; das kleine mit seinem Inhalte bedeute die Mannigfaltigkeit der Natur und das große, leere, blaue die Ewigkeit, zu welcher die Natur hinführe; so habe es der selige Herr erfunden und ausgedacht. Ein Vorhang an der Hinterwand reizte Hermanns Neugier. — „Dahinter", sagte der Bediente auf seine Frage, „sollte der liebe Gott angebracht werden; aber der selige Herr ist darüber gestorben, und nun haben wir ihn selbst dort als Mumie vorderhand beigesetzt, weil kein andres Gelaß dafür übrig war." Er zog an einer Schnur: der Vorhang flog zurück, und Hermann erblickte auf einem Stufengerüste in der Nische einen Sarkophag in ägyptischem Geschmack. Ohne sich durch seinen Ruf, daß er nach dem Anblicke nicht verlange, irre machen zu lassen, hob der Bediente in seinem Eifer, dem Fremden die größte Seltenheit des Hauses zu zeigen, den Deckel ab, und Hermann mußte mit Widerwillen eine eingetrocknete menschliche Gestalt, von weißem Faltengewande bekleidet, wahrnehmen, welcher die

[1] Muscheln. — [2] Etwas durcheinander Gerolltes, Gerümpel.

Kunst diesen kümmerlichen Scheinbestand gesichert hatte. Er wandte sich nach kurzem Hinblick ab, zur Verwundrung des Bedienten, welcher diesen Abscheu nicht begreifen konnte und seinerseits die größte Zufriedenheit über den so wohl erhaltnen seligen Herrn aussprach.

Der Gedanke, mit einem Leichname unter Dach zu sein, war nicht angenehm. Die albernen Einrichtungen und Zusammenstellungen des Hauses verwundeten Sinn und Auge. Das Getöse, welches die jungen Leute machten, war oft unleidlich. Eine große Menge hinterlaßner Kanarienvögel, für welche Tierart der Domherr eine besondre Vorliebe gehabt hatte, warf in dieses Wirrsal die schmetternden, ohrzerreißenden Töne. Wollte er dem Schwindel draußen entgehn, so schreckte ihn der vernachlässigte Garten, in welchem allerorten wilde Ranken und Sprossen überwucherten, wieder in das Haus zurück.

Flämmchen sah er wenig. Sie fuhr in der Nachbarschaft umher, eine große Ballgesellschaft zusammenzubitten. — „Gebt acht!“ hatte sie beim Einsteigen gesagt, „wenn ich nur selbst komme und ihnen das Wort gönne, so fliegen alle alten und jungen Gänse in meinen Stall.“

Die braune Zigeunerin umschlich ihn mit sonderbaren Blicken. Noch immer sah er sie Kräuter sammeln, welche sie aber jetzt zu eignen Heilzwecken verwendete. Sie machte nun selbst den Arzt; täglich kamen Leute aus der Gegend zu ihr. Man hielt sie für eine Wundertäterin, und ihr Ruf stieg um so höher, als sie nie Bezahlung nahm. Sie schien unsrem Freunde etwas vertrauen zu wollen; denn sie machte sich oft ein Gewerbe bei ihm und sah ihn dann so eigen an, daß ihm in ihrer Nähe wunderbar zu Mute ward. Er wünschte sehnlich die Rückkehr des Boten herbei; denn er wollte nur Johannen zum Wagen führen, um dann sogleich in die selbstgewählten Beschränkungen einzutreten, da er doch wohl einsah, daß er keinen Einfluß auf Flämmchen habe.

Dreizehntes Kapitel.

Nur wenn er sich bewußt ward, daß er Johannas Wandnachbar sei, oder wenn er bei ihr verweilen durfte, empfand er eine Beruhigung in diesem Treiben. Er war viel bei ihr, aber doch nicht so oft, als er wünschte. Eine Zärtlichkeit ohne Leidenschaft trieb ihn gegen sie; er begriff nicht, wie er nach ihrer Abreise sich werde zu fassen im stande sein, und doch konnte er Korneliens zu gleicher Zeit gedenken, lebhaft und schmerzlich nach ihrem ihm für immer entzognen Besitze verlangen. Er wollte sich Vorwürfe über diese Doppelempfindung machen, die seinem Verstande zweideutig erschien; aber es stellte sich keine Reue ein, sein Gefühl blieb unversehrt. Er war ein Fremdling in seinem eignen Herzen geworden.

Es gibt nichts Erquickenderes als den Anblick einer großen vornehmen Seele, welche das Unglück als etwas ihr Gehöriges, als das heilige, ihr von den obern Mächten verliehene Eigentum nimmt und hinnimmt, während kleine Gemüter sich gegen dieses Erbteil unsres Lebens unter Winseln und Wehklagen fruchtlos sperren. Johanna war ruhig, selbst heiter. Sie verhehlte gegen Hermann nicht, daß ihr Los ihr für immer zerstört zu sein scheine; „aber", setzte sie hinzu, „wie unendlich wohler ist mir jetzt, wo ich die Brandstätte überschaue, als damals, wo ich noch mit Rauch und Flammen unselig kämpfte!"

Über die Geheimnisse ihrer unglücklichen Ehe, über Medons Charakter und die plötzliche Wendung seines Schicksals beobachtete sie ein strenges Stillschweigen. Einmal hatte Hermann versucht, von weitem und in der bescheidensten Weise ihre Lippen über diese Dinge aufzuschließen, war aber mit den Worten, daß man von unheilbaren Schäden nicht reden müsse, zurückgewiesen worden. Alle diese sonderbaren Verwicklungen blieben ihm also tief zugehüllt, und er brachte von denselben nur in Erfahrung, was die Gerüchte aus der Hauptstadt meldeten, aus welcher ihm während dieser Tage mehrere Briefe zukamen. Sie sprachen von

einer großen Verschwörung, welche auf den Umsturz des Thrones und auf Fürstenmord berechnet gewesen sei. Die bedeutendsten Männer seien in das Komplott verflochten; selbst Staatsminister bezeichne die öffentliche Stimme wenigstens als entfernte Teilnehmer.

Einen dieser Briefe, den ihm Madame Meyer geschrieben, mußte er Johannen, wiewohl er es ungern tat, zum Lesen geben, da er mehreres für sie insbesondre enthielt. Nachdem sie ihn durchgelesen, sagte sie: „Es steht besser und schlimmer, als diese Zeilen berichten."

Sehr wohltuend war das Verhältnis, in welches sie sich zu den Umgebungen gesetzt hatte. Zuvörderst war in den Zimmern, welche sie inne hatte, unter ihren und Hermanns Händen Ordnung und Ebenmaß entstanden; alles Anstößige hatte sich aus denselben still verloren; manches würdige Kunstwerk, welches der Domherr denn doch auch mit vielem Tande zufällig hin und wieder erworben, war ihr von Flämmchen und der Dienerschaft, als müsse dieses so sein, zugebracht worden. So hatten ihre Gemächer bald das Ansehen einer schönen Insel inmitten eines wüsten Meeres von Unsinn.

Von dem Getöse, welches unsrem Freunde so beschwerlich fiel, schien sie nichts zu vernehmen. Als ihr Hermann seine Bewundrung über dieses gleichmütige Erdulden aussprach, erwiderte sie: „Ich habe mir vorgenommen, nicht danach hinzuhören, und so gelingt es mir auch. Man sagt, daß die Bewohner einer Mühle sich an deren Klappern gewöhnen können, daß sie sogar aus dem Schlummer erwachen, wenn die lärmenden Räder gehemmt werden, und die hiesigen Töne sind doch noch nicht so laut und schlimm als Mühlengeräusch."

Trat sie aus ihren Zimmern, so verwandelte sich vor ihrer Erscheinung alles, was der Verwandlung fähig war. Die jungen Leute ließen von den Albernheiten ab, nahten ihr bescheiden und waren auf eine Zeitlang anständig und gesittet. Die Diener und Mägde, welche sich in dieser aufgelösten Wirtschaft ein

gemeines, lautes Wesen angenommen hatten, gingen still, mit niedergeschlagnen Augen ihre Wege und widersprachen, wie sie sonst pflegten, den erteilten Befehlen nicht; Flämmchen endlich trocknete Tränen, welche ein ihr ewig Versagtes beweinten.

Zum zweiten Male in kurzer Zeit erblickte Hermann die Wirkungen der Weiblichkeit über eine rohe Welt. Wie Kornelie dort über die Hirten, so herrschte hier Johanna über die Barbaren, welche die Verfeinerung unsrer Zeiten wieder erzeugt hat. Auch sie wußte wie Kornelie nichts von ihrer Macht. Sie ordnete selbst kleine gemeinschaftliche Vergnügungen an, nahm an Spazierfahrten und Wasserpartien teil und schien sich einfach und natürlich zu dieser Gesellschaft zu rechnen, von welcher sie ein unermeßlicher Abstand trennte.

Das ist die heilige Gewalt der Frauen, welche sie zu Priesterinnen, Heerführerinnen und Königinnen kraftvoll aufstrebender Völker macht, und der sich zu keiner Zeit jemand ohne seinen Schaden entzieht.

Vierzehntes Kapitel.

Flöten, Geigen und Bässe ertönten im Ballsaale, welchen Flämmchen so hell hatte beleuchten lassen, daß der Glanz den Augen fast empfindlich ward. Eine zahlreiche Gesellschaft war versammelt, deren Kommen die Vorhersagung des wilden Kindes bestätigte. Man war nur stark genug gewesen, früheren geschriebnen Einladungen zu widerstehn; sobald die mutwillige Festgeberin sich in Person zeigte und einige schmeichelnde Worte verwendete, schwanden die Bedenken; alle Väter und Mütter sagten sich und ihre Töchter zu, vielleicht zum Teil auch aus Neugier, die berühmte unglückliche Frau kennen zu lernen, deren Anwesenheit auf dem Landhause schnell in der Nachbarschaft kund geworden war.

Johanna hatte von Hermann ausdrücklich verlangt, daß er am Feste teilnehmen solle. Auch sie erschien, geschmückt und strahlend, und versagte sich den ruhigeren Tänzen nicht. Als

Hermann sie in der Polonaise führte, flüsterte sie ihm zu: „Alles in diesem Landhause ist zu ertragen, nur die empfindsame Zudringlichkeit des Kurators nicht. Er hat mich mit seinen Anträgen, mir helfen und beistehn zu wollen, diese Tage her sehr gepeinigt; wenn er mir nur heute fern bleibt!“

Wirklich hatte Hermann bemerkt, daß der Kurator Johannen, sobald sie sich öffentlich zeigte, nicht aus den Augen ließ und allen ihren Schritten folgte. Flämmchen schien bei ihm außer Gunst gekommen zu sein.

Auch an diesem Abende zeigte sich die Beeifrung des Verehrers. Er nahm während einer Pause des Tanzes Hermann beiseite und sagte: „Welche Erscheinung! Wie wert, daß man sich der Frau annehme! O Freund, lassen Sie uns für die Herrliche sorgen; stehen wir nicht ab, bis wir sie vermögen, in ihre Verhältnisse zurückzukehren! Ganz gewiß beruht Medons Schicksal auf einem Irrtume, bald wird er seine Freiheit wiedererlangen; welche Schmach dann für die Gattin, den Gatten zur Zeit der Not verlassen zu haben! Nein, helfen Sie mir, eine gestörte Ehe herzustellen, leiten wir die verirrte Frau in die Arme des Mannes zurück!“

„Ich dächte, man überließe den Personen, gegen welche man Verehrung fühlt, selbst ihr Los zu bestimmen“, sagte Hermann mit Empfindlichkeit. Der Gedanke, Johannen und Medon wieder beisammen zu wissen, den der Kurator in ihm angeregt hatte, war ihm äußerst unangenehm. Dieser machte sich an Johannen, und es verdroß Hermann, daß sie ihm freundlicher, als er es wünschte und wollte, zu begegnen schien. Er trank mehr Wein, als er sonst pflegte, und suchte seine Aufregung in raschen Walzern mit muntern, schönen Mädchen zu vergessen.

Mitternacht war vorüber. Er setzte sich in ein Nebenzimmer und sah in die Nacht hinaus. Das ganze Gefühl seiner ersten Jugend, welches er immer gegen das Ende von Bällen gehabt, kam über ihn. Wie die Töne des Tanzes gegen die große, stille Nacht draußen in buntem Gewimmel ankämpften und doch ihren

Tod schon in sich trugen, so erschien ihm das ganze Dasein im kurzen, schönen Kriege gegen das Unendliche, Farben- und Formlose befangen.

Johanna hatte sich zurückgezogen. Er machte sich Vorwürfe, auch nur in Gedanken ihr gezürnt zu haben. Morgen mußte der Bote vom Schlosse des Herzogs zurückkehren; wie nahe stand die traurige Trennung bevor! Sehnsucht und tiefe, unbezwingliche Liebe trieben ihn zur Türe ihres Zimmers.

„Kann ich Sie noch sprechen, Johanna?" flüsterte er. Sie öffnete und sagte: „Welch ein später Besuch! Was führt Sie zu mir?"

„Schmerz, Wehmut, Johanna. Wir gehen morgen auseinander, und wann sehn wir uns wieder? Tief verbergen Sie Ihre Leiden und gönnen dem Freunde nicht den Trost, sie mit Ihnen teilen zu dürfen."

Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Keiner soll mir helfen, wenn ich der Hülfe bedarf, als Sie. In aller Not und Trauer will ich ewig nach Ihnen schauen. Wir sind verbunden; was kann uns scheiden? Rollt die Liebe auf den Rädern des Wagens davon?"

Er hielt ihre Hand fest und fragte leise: „Lieben Sie mich, Johanna?"

„Von Herzen", versetzte sie. „Soll denn nur das Blut und immer nur das Blut Geschwister schaffen? Darf nie das Gemüt in freier, schöner Wahl das reinste Band knüpfen? Nein, ich werde den Glauben nicht aufgeben, daß solche Neigungen möglich sind. Vom ersten Augenblicke, da ich Sie sah, sind Sie mir wie ein Bruder erschienen; lassen Sie mich Ihre Schwester bedeuten! Und zum Angedenken dieser Stunde und meines Bekenntnisses empfangen Sie das Beste, was eine Frau darbieten kann!"

Sie schlang ihren Arm um seinen Nacken, und die schönen unentweihten Lippen berührten die seinigen. Sanft sich emporrichtend, sagte sie: „Wer würde, das sehend, nicht rufen, es sei Leidenschaft, Frevel! Und doch, wie fern bin ich von allem ungestümen Wesen! Wie ruhig könnte ich Sie in den Armen einer

andern sehn! So wenig reichen unsre Begriffe an die Geheimnisse des Herzens."

Zitternd, sprachlos ging er durch die erleuchteten Gänge. Noch klang die Musik in rauschenden Weisen. Wie hätte er zu schlummern vermocht! Über alles Hoffen hinaus war ihm sein Leben erhöht. An seiner Brust hatte die Königliche geruht; er erlag fast unter der Bürde eines fremden, unbegreiflichen Glücks.

Ohne Absicht klinkte er an einer Türe. Sie tat sich auf, und da er in dem dunkeln Raume an eine Tapete rührte, so sah er sich, da dieselbe gewichen war, unverhofft in dem großen blauen Zimmer, welches er schon kannte, und zu dem dieser zweite, verborgne Eingang führte.

Die Alte saß auf einem bunten Teppich am Fußboden und hatte zwei Flaschen neben sich stehn. Aus einer füllte sie sich ein großes Kelchglas bei Hermanns Eintreten und leerte es auf einen Zug aus. — „Das ist schön", rief sie, „daß Ihr mich besucht! Ich liebe den Lärmen nicht und habe mich hieher in die blaue Ewigkeit zurückgezogen, um meinen Genuß in der Stille zu finden; aber die Gesellschaft eines Mannes, wie Ihr seid, soll mir ein köstliches Zugemüse zum Weine sein."

In seiner Stimmung widerlich durch ihren Anblick gestört, wollte er das Zimmer verlassen. Sie trat ihm aber rasch in den Weg und sagte: „Nein, mein Herr, so kommt Ihr nicht fort! Ist es recht, undankbar gegen gute Gesinnungen zu sein? Nicht wahr, Ihr habt Euch heute so hoch erhoben im Fluge mit dem Paradiesvogel, daß Ihr das, was unter Euch zappelt, gar nicht mehr wahrnehmt? Nun, nur Geduld, auch wir sinnen auf Euer Vergnügen; wir wissen nur noch nicht, wie es auszuführen."

Ihre Augen funkelten, ihre Lippen lallten; sie glich einer Hexe. Hermann, welcher den Zustand sah, in den sie der Genuß des Weins versetzt hatte, tat sich, um einen verdrießlichen Auftritt zu meiden, Zwang an und sagte: „Ich kann recht gern bei dir verweilen, wenn dir das einen Gefallen erzeigt."

„So sprecht Ihr vernünftig", erwiderte die Alte, trug den

Teppich zur Schwelle der Türe und setzte sich dort nieder, ihm den Ausgang versperrend.

„Es gibt gar kein größeres Unglück", sagte sie, indem sie fortfuhr, zu trinken, „als eine Wissenschaft mit sich umherzuschleppen, die dann im Grabe mit einem verfault. Dem Arzte sagte ich sie; der wollte sie nicht glauben und lachte mich aus; darnach verlor ich das Zutraun, und erst Ihr habt es wieder in mir erweckt. Warum, weiß ich selbst nicht; Ihr scheltet mich aus und macht Euch aus dem Flämmchen nichts; eigentlich müßte ich Euch hassen, aber ich tue es nicht. Der Teufel muß mir die Freundschaft für Euch angetan haben."

„Was soll das? Was hast du mir zu entdecken?" fragte Hermann verwirrt.

„Die Heimlichkeiten der Bahre!" kreischte die Alte und leerte das Kelchglas. „Genieße das Leben, junges Blut, stampfe die Erde im Tanze, schlürfe das Öl und Feuer der Traube, bette dich auf den Hüften des Mädchens; denn wenn du im Sarge dich streckst, so wird es anders, greulich und fürchterlich. Die einen sagen, es sei aus mit dem letzten Hauche, das ist nicht wahr; die andern glauben, frei und ledig fliege die Seele auf vom Kote zum Himmel, das ist auch nicht wahr. Die einen lügen wie die andern; ich weiß es besser: Leben und Tod sind nicht geschieden wie Schwarz und Weiß; ein entsetzliches Grau steht dazwischen, die Verwesung. Da fühlt sich das modernde Fleisch noch als Fleisch, da möchte das Blut, das in Klumpen und Wasser auseinander rannte, noch beisammen bleiben und vermag es nicht, da brennt in schaudervollem Schmerze das Auge, dem die Säfte vertrocknen. O welches Wort nennte diese Pein! Welcher Jammer reichte an solche Verwüstung! Warum soll ich allein diese Furcht tragen, an welcher das Menschengeschlecht umkäme, wenn sie die Wahrheit erführen? Einer wenigstens muß mit mir zittern und beben, und der eine sei du!"

„Wahnwitzige, schweige!" rief Hermann, dem bei diesen Reden das Zimmer sich umdrehte.

„Wahnwitzig? Ich bin die Prophetin; du, höre mir zu! Ich weiß es; denn ich habe es erfahren. Schon hatten sie mich ins Leichentuch gelegt; die Kerzen brannten zu meinem Haupte, die schwarzen Männer wurden bestellt, und ich konnte mich nicht regen und rühren. Alles begann in meinem Leibe vorzugehn, buchstäblich, wie ich es Euch gemeldet, und die Würmer rüsteten ihre Zähne zum Nagen. Ich war nicht lebendig, und ich war nicht tot, ich war zwischen beiden. So wäre es dann fortgegangen, Schritt vor Schritt bis dahin, wo die arme in eins gefügte Kreatur, zerrissen, zersplissen, in der Luft stürmet und weht, als Erde friert, klebt und starrt, auf den feurigen Zungen der Flammen hüpft und lodert und immer noch von sich weiß und wieder zu sich kommen möchte, aber nicht kann. Hast du das klägliche Ächzen nicht gehört in der Natur? Es ist der Hülferuf der verwesten Seelen, die so umherflattern. Und mit andern Worten haben das die Priester schon gesagt, wenn sie vom Fegfeuer sprachen. Mich aber gelüstete nicht nach diesem; in der letzten Angst rief ich den Starken zum Beistande, und der erhörte mich. Er sachte das Lebenslicht in mir an, daß es Herr wurde über das Elend und die faulen Düfte; da konnte ich die Finger regen und bald darauf die Hand. Die Leute sahen es, sprengten mir flüssige Geister in das Antlitz und sagten darnach: ‚Diese ist von den Toten erstanden.‘“

Sie strich ihre schwarzen Haare und hing sie sich wie Schlangen um das Haupt. — „Sage mir, wer bist du, Unheimliche, und woher stammst du?“ fragte Hermann, dem die wilden Reden durch Mark und Bein dröhnten.

„Ich bin eine Nonne aus Spanien“, versetzte die Alte, gierig trinkend. „Ich betete öfter als die andern alle zur Jungfrau Maria und den Heiligen, war über die Maßen fromm. Keine Übung konnte mir streng genug sein; die erste war ich auf und die letzte von dem Chore. Sie nannten mich die Begnadigte, und ich stand in hohen Ehren weit und breit umher. Da brach der Krieg herein, unser Kloster wurde von den fremden Scharen

erstürmt. Durch Rauch und Flammen, bei dem Zetergeschrei der Schwestern, welche mit zerrißnem Schleier die Gänge hinabirrten, drang der schöne Pole zu mir, ergriff mich und schleppte mich in die Kirche. Dort auf dem Altare, unter dem Bilde derer, welche wir die Mutter Gottes hießen, bezwang er mich, ungerührt von meinem Weinen und Flehen. Ich schickte die jammervollsten Bitten in den Schmerzen der Wollust empor zu dem Bilde, mir zu helfen und meinen himmlischen Brautkranz zu schützen; aber es war umsonst, und ich lag da, vernichtet und mir selbst ein Ekel. Da erkannte ich, daß die Heiligen von Holz seien und der Himmel ein Rauch und verfluchte Gott noch an der nämlichen Stätte. Folgte nach diesem dem Polen und lebte mit ihm in verschiednen Landen in großer brünstiger Herrlichkeit. Das Kind aber, so ich von ihm empfangen, trug ich aus in der Verachtung Gottes, immer in mich hineinsprechend: ‚Wachse, du Frucht meines Schoßes, ohne ihn, der da ist das uralte Nichts!‘ Und da es zur Welt kam, hatte es sich nicht wie die andern Kinder, welche weinen, wenn sie geboren werden; nein, es hat gelacht und der Wehmutter ein Gesicht geschnitten, als sie es in ihren Händen auffing.

„Aber ich war unselig ohne Gott; denn der Mensch muß einen Herrn haben. Wie ich diesen gefunden in den Ketten der Zerstörung, sagte ich schon. Er, der Starke, Dunkle ist mein König und Gebieter worden, der mich in alle Wege leitet. Ihr seht mich zweifelnd an und schüttelt das Haupt, weil ich im Walde vom Kreuz zu Euch gesprochen und von Himmel und Hölle, weil ich mich nach wie vor eine gute Christin nenne. Das ist eben seine Güte und Großmut; er erlaubt es uns, damit uns die Menschen nicht steinigen; er rät uns selbst, die Larve zu tragen, und ist zufrieden mit unsres Herzens stillem, verschwiegnem Dienste. Und ich sage Euch, es gibt mehrere dieser Art außer mir. Aber horch, ich höre das Flämmchen; sie soll uns den Tod und die Auferstehung tanzen.“

Die Alte richtete sich auf, wankte in eine Ecke, kniete dort

nieder, stemmte die Arme in die Seite und hob an, ein Lied zu singen, welches Hermann, der, sobald die Türe frei geworden war, hatte entfliehn wollen, mit magischer Gewalt zurückhielt. Bei seinen Tönen trat Flämmchen ein, im vollen, üppigen Putze, schritt, ohne selbst Hermanns zu achten, wie gefesselt und bezwungen auf die Alte zu, senkte vor ihr das Haupt und bewegte sich dann nach dem Takte der Melodie rund im Kreise um ihn.

Die Worte des Liedes waren wieder aus der fremden Sprache, welche Hermann nicht verstand; aber Melodie und Ausdruck gaben den klaren Sinn. Tief und wehmutsvoll klangen die ersten Strophen; ein Schmerz, der keine Grenzen und keinen Namen hat, zitterte in ihnen, aber gehalten und bewußt. Auf einmal fielen in einem ganz wunderbaren raschen Tempo wirbelnde, schneidende Töne ein, und zuletzt sprudelte daraus ein Gewimmel von Lauten hervor, als wollten Rhythmus, Worte, Musik einander aufheben und vernichten, ohne daß gleichwohl die dämonische Harmonie in diesem Aufruhre aller Takt- und Tongesetze unterging.

Angemessen dem Liede waren die Tanzbewegungen Flämmchens. Das Haupt gesenkt, die Arme schlaff am Leibe niederhangend, den Leib matt in den Hüften wiegend, setzte sie die kleinen wie durch Starrsucht gefesselten Schritte, lieblich immer, aber träge in die Runde. Es war mehr ein Schleichen als ein Gehn; die Augen hielt sie halbgeschlossen, die Lippen waren wie von Erschöpfung geöffnet. So gab sie das Bild einer sterbenden Magdalena, an deren süßem Fleische schon der grimmige Freudenhasser nagt. Bald ging dieses Schleichen in ein völliges Stocken über; kaum merklich waren noch die Bewegungen; sie erstarrte endlich, sich auf die Knie niederlassend, zu einer Gestalt von Stein, durch deren Adern und Fibern es nur noch wie ein unseliges Rieseln und Wirbeln lief. Der Anblick dieses schönen Mädchenkörpers, seiner leisen, zuckenden Regungen war unbeschreiblich rührend; die Augen tat sie auf und warf auf Hermann einen erloschnen Blick, vor dem er gleichwohl die seinigen senken

mußte. Denn es rief aus demselben wie mit schluchzendem Munde: „Erlöse mich, o du mein Geliebter, aus den Krallen der zerwühlenden Elemente!“ So blieb sie einige Sekunden haften; dann aber warfen die raschen, schneidenden Strophen der Alten den Aufruhr auch in ihre Glieder. Sie erhob die Arme, sie richtete sich auf ihre Füße, vorwärts und rückwärts flog der Leib, von den geschwungnen Schenkeln bewegt; immer wilder, zerbrochner wurde dieser rasende Tanz; die Glieder schienen sich voneinander zu lösen und dahin und dorthin zu zerflattern; endlich schwebte das lemurische[1] Gebilde hauchartig in den Lüften; denn kaum den Fußboden noch berührten die Spitzen der Zehen. Die Kreise hatte das tanzende Schattenähnliche aufgegeben, in einer geraden Linie schwebte es gegen den Sarkophag in der Nische, von welcher die Alte den Vorhang hinweggezogen hatte, und zitterte dann mit ängstlichem Wenden von seinem Mumieninhalte zurück. Nachdem dieses Hinan- und Zurückschweben einige Male stattgefunden hatte, verklang das Lied der Alten.

Welches Ende das geisterhafte Schauspiel genommen, hat Hermann nie erzählen können. Er hatte, als er das gespenstische Schweben eine Zeitlang angeschaut, vor dem verwirrenden Anblicke die Augen geschlossen und sich mit abgekehrtem Gesichte wider die Wand gelehnt. Da er sich umwendete, war er allein.

Noch immer rauschten die Weisen des Balls fort, noch immer hüpften unfern fröhliche Menschen, und hier waren ihm Offenbarungen des Grabes geworden! Die Menschen, welche Zauberstätten betreten, deren Augen und Ohren in das Wesen und Weben solcher Orte verstrickt werden, büßen Sinn und Willen ein; die überwältigte Seele lebt Jahre in Augenblicken; das Fernste, Unglaublichste tritt ihr als Wahrheit nahe, die Wirklichkeit hat keine Macht mehr auf sie. In solcher Verfassung war Hermann. Seinen durch Tanz und Wein aufgeregten Geist

[1] Lemuren hießen im römischen Volksglauben die abgeschiedenen Seelen der Menschen, die als Hausgötter teils verehrt, teils gefürchtet wurden. Goethe läßt seinem Faust durch Lemuren das Grab schaufeln.

hatten im Verlauf einer Stunde die fremdesten Gegensätze berührt. Das edelste Menschliche hatte ihm in tiefster Brust mit Liebesarmen geschmeichelt; höllischer Spuk war dieser Seligkeit in aller Pracht des Abgrundes gefolgt. In den Haushalt der Engel und in den der Teufel hatte sein erblindendes Auge schauen müssen; leider fehlte ihm die Festigkeit des Dante, welcher einst die Last solcher Gesichte unverzagt zu ertragen wußte.

Ohne zu wissen, was er tat, hob er jetzt selbst den Deckel des Sarkophages ab und starrte gedankenlos die trocknen Züge der Mumie an. Eine Weile hatte er so gestanden, als durch die Türe, die nach dem Naturalienkabinette führte, der Kurator eintrat. — „Ich bringe eine gute Neuigkeit", sagte dieser. „Johanna verlangt noch nach Ihnen; zu so später oder so früher Stunde, denn es geht auf zwei Uhr, kann diese Bestellung nur das Beste bedeuten. Gewiß ist in ihr der einzige richtige Entschluß, den sie fassen konnte, aufgekeimt, und Sie sollen ihr denselben ausführen helfen. Gehen Sie schnell zu ihr!"

Hermann ging. Draußen auf dem Gange verließ ihn jener. Der Ball hatte aufgehört, unten fuhren die Wagen ab. Die Alte sah er umhertaumeln und auf den Vorsälen die Lichter und Lampen auslöschen. Als er bei ihr vorbeiging, lachte sie ihn an und rief: „Ihr schleicht noch zu Eurem hohen Lieb? Nun, eine glückselige Nacht!"

Er öffnete sacht Johannas Zimmer. Es war dunkel; der Duft süßen Räucherwerks floß ihm entgegen. Er meinte, sich geirrt zu haben, trat einen Augenblick auf den Gang zurück und sah die Türe an. Aber das war seine, das war Johannas Türe! Er tastete im Zimmer nach einem Stuhle, setzte sich auf denselben und wollte erwarten, daß seine Freundin mit Licht komme.

Da hörte er leise die Vorhänge des Betts rauschen. Was er noch von Besinnung gehabt hatte, schwand. Er wankte der Gegend zu, von welcher das Rauschen vernommen worden war. — „Johanna?" fragte er glühend, bebend. — „Ja", antwortete es kaum hörbar unter innigem Weinen. Ein Busen und Leib,

dessen Berührung die Glut des Fiebers in ihm entzündete, drängte sich aus den Kissen ihm entgegen. Weiche Arme umschlangen ihn; er sank auf das Lager, welches ihn erwartete, und die Wogen des höchsten Genusses schlugen über ihm zusammen.

Fünfzehntes Kapitel.

Man hat den Maler gelobt, welcher, die Grenzen seiner Kunst erwägend, auf dem Opfer der Iphigenia dem Vater Agamemnon das Haupt verhüllte.[1] Zu diesem oft angeführten Beispiele müssen auch wir unsre Zuflucht nehmen, wenn wir bekennen, daß unsre Feder die Empfindungen nicht schildern mag, welche Hermanns Brust zerrissen, als der Tag in sein Gemach schien. Es gibt ein Bewußtsein, von welchem kein menschliches Wort das Genügende aussagen kann. Ach, und dennoch sind die Dinge möglich, die so wütende Schmerzen in uns hervorrufen, und werden uns Armen auferlegt!

Im tiefsten Dunkel war er nach seinem Lager zurückgekehrt. Aus unerquicklichem Schlummer mit dem Morgenrote emporfahrend, wollte er sich überreden, das Erlebte sei nur ein lasterhafter Traum gewesen. Aber da brannten und schmerzten seine wunden Lippen noch von wilden Küssen; da fehlte seinem Finger der goldne Ring, den er zu tragen pflegte und der ihm unter reizenden Liebesspielen entschmeichelt und abgestreift worden war.

Er war unglücklich, ganz unglücklich. Ein Heiligtum war geschändet, ein Götterbild von seinem hohen Stande schmählich in den Kot gestürzt worden. Er ging in den Garten; die Bäume schienen ihm falbe Asche statt des Laubes auf ihren Zweigen zu tragen, Luft und Sonne waren ihm zuwider. In die Laube, worin er sich niedergesetzt, flog ein Vögelchen und sah ihn unschuldig-neugierig an. — „Willst du meiner spotten?“ rief er und schlug nach dem Tiere.

[1] Lessing im zweiten Stück des „Laokoon“.

Im Garten wie im Hause war alles still. Die jungen Leute, die Diener verschliefen ihre Anstrengungen. Flämmchen war nicht zu sehen.

Die Alte kam, ein dampfendes Getränk auf silbernem Teller tragend, und sagte feierlich-höhnisch: „Ich bringe Euch Stärkung, Ihr muntrer Ritter. Seht Ihr wohl? Nun habt Ihr doch getan, was der Starke, Dunkle mir versprochen hatte. Ihr lagt so recht der Tugend im Schoße, nicht wahr?"

„Fort, du Scheußliche!" rief Hermann und schleuderte heftig die Alte zurück, daß die Tasse auf den Boden fiel und das Getränk verschüttet wurde. — „Ei behüte und bewahre, laßt nur meine Knochen ganz!" murrte sie und schlich davon.

Ein Reiter sprengte an das Gittertor, in welchem Hermann den nach dem Schlosse des Herzogs gesendeten Boten erkannte. Er zog einen paketartigen Brief aus der Tasche und sagte: „Ich bringe Antwort." — „Gebt sie an die gnädige Frau ab!" versetzte Hermann.

Er zitterte, Johannen zu sehn. Er schauderte vor dem Gedanken, ihr Zimmer zu betreten, auf dessen Schwelle sich die Erinnerungen der Nacht mit Furienantlitzen lagerten. Die Vernichtung wäre ihm willkommen gewesen.

Ein Knabe kam und sagte: „Sie werden im Birkenholze erwartet." — Bewußtlos schwankte er hin; Johanna trat ihm dort entgegen und rief: „Ich selbst in schlimmer Lage, soll noch andern helfen. Medon, seiner Haft entwichen, ist hier in unsrer Nähe, spricht mich um Rat an. Sie ließ ich holen, um Schutz und Beistand bei diesem unseligen Wiedersehen zu haben, da ich doch schwächer bin, als ich meinte."

Eine Gestalt im Mantel näherte sich, schlug die Verhüllung zurück, und Medons bleiches, verwildertes Antlitz wurde sichtbar. Er stürzte vor Johannen nieder. — „Vergeben Sie mir alles, was ich an Ihnen getan!" war sein erstes Wort.

„Stehen Sie auf, Medon!" versetzte Johanna. Sie sind unglücklich; wie vermöchte ich Ihnen zu zürnen? Wir Frauen

haben die Eigenheit, selbst unsre Irrtümer zu lieben; in diesem Worte werden Sie eine Beruhigung über mich und mein Gefühl für Sie jetzt und künftig finden. Es war ein Irrtum, daß ich Sie liebte, aber ich habe Sie geliebt; vor dieser Wahrheit zerschmilzt alles Bittre und Zürnende."

Der Unglückliche brach in ein unendliches Weinen aus. — „Ist keine Hoffnung, daß wir uns je wiedersehen?" fragte er leise.

„Keine", versetzte sie. „Ich habe abgeschlossen mit Ihnen und mir. Ich könnte noch für Sie dulden und leiden, aber nicht mehr mit Ihnen leben."

„So höre denn, daß in diesem Augenblicke, der mich auf ewig von dir scheidet, mein Herz sich für ewig an dich knüpft!" rief Medon mit aller Glut der heftigsten Leidenschaft. „Ja, nun, da ich dich einbüße, sehe ich, was ich verscherzt habe! Diese Anmut und Hoheit konnte mein sein, und ich Sinnloser warf sie hin um Nichtiges!"

„Enden wir!" sagte Johanna, „auch mich verläßt die Kraft. Gehen Sie aus Europa! Meine Briefe, welche ich Ihnen nach Ihrem verborgnen Aufenthalte senden werde, öffnen Ihnen durch Freunde die Mittel und die Wege. Hier nehmen Sie die Hälfte dessen, was ich besitze! Sie dürfen nicht Mangel leiden. Und nun gehn Sie, daß Sie kein Späher ausforscht. Fassen Sie sich! Die Verzweiflung ist für schwache Seelen."

Er bedeckte ihre Hand mit inbrünstigen Küssen, dann verschwand er zwischen den Bäumen. Johanna wandte sich zu Hermann und sagte zu ihm mit der himmlischen Ruhe und Klarheit, welche ihre Worte an Medon durchleuchtet hatte: „Auch wir scheiden. Die Herzogin schreibt mir, daß sie bei ihrem Anerbieten, mich wieder aufnehmen zu wollen, beharre. Mein Wagen ist bestellt. Dieses Paket sendet sie für Sie. Leben Sie wohl! Ich fühle keine Reue, daß sich mein Wesen Ihnen in schrankenloser Zärtlichkeit ergab. Vielleicht löset das Leben, gewiß der Tod dieses schöne Rätsel des Gemüts; die selige Nacht, in der es aufblühte, gehört uns beiden zu unveräußerlichem Eigentum."

Hermann war unvermögend, zu antworten. Er sank auf eine Steinbank, als sie ging. Die Welt wankte vor seinem Geiste in ihren Grundfesten. — „Erhalte mir das Licht im Haupte, du heilige Macht da droben!“ rief er und rang die Hände. „Diese war Johanna, die Reine, die Unbefleckte! Sie lächelte und redete auch noch ganz so wie mein lieber hoher Engel von ehedem.“

Er erbrach das Paket. Die der Herzogin einst anvertraute Brieftasche, das geheimnisvolle Vermächtnis seines Vaters, war in demselben. Folgende Zeilen hatte die Herzogin in französischer Sprache dazu geschrieben:

„Mir ist hinterbracht worden, welche Unsittlichkeit Sie auf unsrem Schlosse sich erlauben zu dürfen meinten. In dem durch Ihr Verhalten mir aufgeregten Gefühle bin ich außer stande, länger, was Ihnen gehört, zu bewahren, und entlaste mich durch die Rücksendung der bisher geübten Pflicht.“

„Recht so!“ rief Hermann und lachte ingrimmig. „Unsre Sünden werden uns zu Tugenden, und um das Unschuldige verwerfen uns die Menschen. Es ist nur eine kleine Zugabe zu großem Elend. Venus Urania ist bei Nacht nichts als die Hetäre Kallipygos[1]; aber wenn die Sonne wieder scheint, stellt sich die Göttin in Worten und Mienen unverletzt her. Schein und Schaum die Welt und die Wahrheit, oder umgekehrt: Schein und Schaum das allein Wahre! Nun wäre ich ja wohl auf dieser hohen Schule der Folterkünste, aus welchen böse Geister das Leben wirken, genugsam vorbereitet, zu erfahren, was die Lippen meines alten Vaters mit in das Grab genommen haben.“

Er öffnete das Portefeuille und las den Inhalt.

* * *

Wenn es erlaubt ist, bei einem Werke des Orts und der Stunde, welche ihm das Dasein gaben, zu gedenken, so sei dem

[1] D. h. mit schönem Hintern. Die berühmteste, so zubenannte Statue des Altertums befindet sich im Museum zu Neapel.

Verfasser gegönnt, ein solches Taufzeugnis hier niederzuschreiben. Wunderbar übereinstimmend war der Boden aller Verhältnisse, auf welchem das gegenwärtige Buch dieser Denkwürdigkeiten wuchs, mit dem Inhalte desselben. Denn seltsame Ereignisse mußten beschrieben, die unvereinbarsten Gegensätze in den Schicksalen der Personen, welche uns beschäftigen, dargelegt werden. Und heimatlos war der Verfasser zu der Zeit, zwischen zwei Städten[1] flüchtig hin und her geschleudert, in ein labyrinthisches Geschäft mit Menschen und Dingen verstrickt, an welchen selbst die Götter ihre Meister finden könnten. Was Wunder, daß diese grause Harmonie der Äußerlichkeiten und Stimmungen mit seiner Aufgabe ihn oft fürchten machte, letztere werde ungelöst in jenen Knäuel der Umgebung sich verlieren.

Da tat ihm ein ehrwürdiger geistlicher Freund die stille Arbeitszelle in dem aufgehobnen Kloster hinter ruhig säuselnden Bäumen und friedlich dunkeln Bachwellen auf. Für diese Freistatt sei dem guten Abte Beda der Dank auch hier bezeugt, dessen ihn mein Mund schon oft versichert hat. Der Liebesdienst wurde zur rechten Zeit erwiesen und war daher wie alles, was zur rechten Zeit kommt, ein unschätzbarer.

[1] Diese Städte waren Elberfeld und Düsseldorf und der weiterhin genannte Freund der Staatsprokurator (spätere preußische Justizminister) Simons, der dem durch einen Gichtanfall ans Zimmer gefesselten Dichter sein stilles, im Grünen gelegenes Haus zu Elberfeld zur Verfügung stellte, wo Immermann die größere Hälfte des 3. Bandes der „Epigonen" schrieb.

Achtes Buch.

Korrespondenz mit dem Arzte 1835.

Between the acting of a dreadful thing
And the first motion all the interim is
Like a phantasma or a hideous dream.
(Brutus in Julius Cäsar.[1])

I.

Der Herausgeber an den Arzt.

Sie erinnern sich vielleicht kaum noch unsrer Zusammenkunft in *, wo ich Sie inmitten der damals Ihnen kurz zuvor untergebnen Anstalten und im Feuer einer frischen, mannigfaltig wirkenden Tätigkeit traf. Der Umfang dieser Geschäfte, welche Ihnen neu waren, der Lebensatem, den die große Stadt dem wissenschaftlichen Manne zuhauchte und dessen Macht sich noch nicht durch Gewöhnung abgeschwächt hatte, mochte in Ihnen eine erhöhte Stimmung hervorgerufen haben. Unsre Unterhaltung war die inhaltreichste. Mit schlagenden Worten gaben Sie mir in der Kürze den deutlichsten Begriff von dem Stande Ihrer Wissenschaft in der Gegenwart.

Ich würde mich, wie ich schon andeutete, vermutlich sehr irren, wenn ich glauben wollte, daß meine Person und Erscheinung in Ihnen einen Eindruck zurückgelassen hätte, nur von fern dem-

1 Bis zur Vollführung einer furchtbaren Tat,
Vom ersten Antrieb, ist die Zwischenzeit
Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum.
Shakespeare, Julius Cäsar, 2. Akt, 1. Auftritt, Vers 65 (nach A. W. Schlegels Übersetzung).

jenigen gleichkommend, welchen ich mit mir fortnehmen durfte. Es ist mir so angeboren, bedeutenden Menschen gegenüber mich still zu verhalten, da ich es für einen größeren Vorteil erachte, ihnen zuzuhören, als mich selbst vorzutragen.

Dennoch wage ich, als seien wir einander Freunde und Vertraute geworden, Sie um eine Gefälligkeit anzusprechen, und zwar um eine große. Es gibt Dienste, welche so sehr in einem allgemeinen Interesse erbeten werden dürfen, daß deren Leistung auch gegen den ganz Fremden vielleicht kaum mit Recht zu versagen ist.

Lassen Sie mich Ihnen bekennen, daß mich nicht der Anteil an Ihrem Institute und nicht Ihr öffentlicher Ruf mich zu Ihnen trieb, sondern daß ich aus einem mehr persönlichen Beweggrunde kam. Nahe hatten Sie einem Teile der Personen aus den höchsten Ständen und der mittleren Schicht der Gesellschaft gestanden, deren Schicksale sich eine Zeitlang auf eigne Weise berührten und durchkreuzten. Sie waren in der Verkettung der Leidenschaften und Umstände durch Rat und Tat, in Liebe und Widerwillen selbst handelnd gewesen.

Durch Zufall auf die Betrachtung jener aristokratisch-bürgerlichen, politisch-sentimentalen Haus- und Herzensereignisse geführt, durch Neigung bei der Betrachtung festgehalten, wünschte ich den Mann kennen zu lernen, welcher in diesen Dingen — verzeihen Sie mir den Ausdruck! — hin und wieder den Mephistopheles gespielt hatte.

Nun war aber Ihre Erscheinung ganz verschieden von meinen Gedanken. Ich bemerkte nach den ersten Reden, welche wir wechselten, daß Ihre Seele eine philosophisch-religiöse Färbung erhalten hatte, die zu meinem Bilde von Ihnen nicht paßte. Überrascht durch diese Entdeckung, vermochte ich daher auch nicht, das Gespräch auf jene Begebenheiten zu lenken, die mich so sehr beschäftigten, und es entspann sich die Unterredung allgemeinen Inhalts, welche, so anziehend sie auch für mich war, dennoch meinen Wünschen widerstritt.

Denn zwölf Jahre bin ich den Lebensvorfällen der Menschen, welche, wie wir alle, als duldende Epigonen den von einer früheren Zeit uns hinterlaßnen Kelch auskosten mußten, aufmerksam gefolgt; ich habe niedergeschrieben, was ich von ihnen erkundete, und mich bestrebt, die verborgnen Fäden nach den bekannten Tatsachen ergänzend darzulegen. Wie weit mir dieses Werk gelungen, vermag ich zwar nicht zu entscheiden; gewiß aber ist es, daß die Bücher dieser Geschichten, teils im Plane bedacht, teils in der Anlage entworfen und teils in der Ausführung vollendet, einen großen Abschnitt meines eignen Lebens hindurch mir unausgesetzt-treue Begleiter waren.

Jetzt sind die Entwicklungen nach tiefem Dunkel tröstlich erfolgt. Fröhliche Kinder umspielen die Kniee derer, welche einst unrettbar verzweifeln zu müssen schienen; leidende Seelen haben sich in edler Tätigkeit erholt; nur die starren, eigentlich schon im Leben toten Naturen, nur einige lieblich-wilde Auswürflinge geheimer Sünde oder gottschändender Vermischung umhüllt das Schweigen des Gewölbes oder deckt die grüne Erde, welche alles zuletzt mütterlich verhüllt.

Aber eine düstre Zwischenzeit trat diesen heitern Ausgängen vor. Am Schlusse meines Werks fühle ich mich unfähig, jenen wesentlichen Teil desselben zu liefern. Alles war damals verdeckt, entweder von den Vorhängen des Krankenbettes oder von dem Siegel der Beichte oder von der Scham der sich selbst zerwühlenden Brust. Die Geretteten bewahren ihre Erinnerungen zu heilsamer Scheue vor den Ungeheuern, welche unser Dasein umlagern; aber sie reden nicht davon; sie entziehn sich der Mitteilung über diese Gemüts- und Geistesnächte, wenigstens gegen mich.

Das neunte und letzte Buch, das Buch der Entwicklungen, ist geschrieben, und ich würde allenfalls auch das achte zusammenphantasieren können. Aber etwas Halbrichtiges würde mir selbst am wenigsten genügen. Gerade für diese Zwischenzeit wäre mir diplomatische Treue höchst erwünscht. Ich habe oft die Feder schon angesetzt, aber sie unwillig immer wieder weggelegt.

So müßten die „Epigonen" vielleicht ein im Wichtigsten verstümmeltes Bruchstück bleiben, wenn Sie, mein Herr, sich nicht helfend in das Mittel schlagen wollen. Sie waren in jener Zeit den Leidenden nahe; es ist unmöglich, daß Ihnen verborgen blieb, was mir zu entziffern nicht gelingen will. Ich weiß nicht, ob ich recht tue; es gibt vielleicht eine Leidenschaft für die Wahrheit, die wir gleich den andern bezwingen sollten. Wenn dem so ist, so kann ich wenigstens ihrer nicht Meister werden, und ich bitte, ja ich beschwöre Sie, meinem Drange nachzugeben, mir Ihre Kunde von dem Verlaufe der beiden Jahre, welche ich meine, und die Sie kennen, nicht vorzuenthalten.

Schreiben Sie mir, was das Gewissen der Herzogin bedrückte, welches Unglück auf der Ehe Johannens gelastet, was beide Frauen nervensiech machte, welche Antriebe den Herzog so unvermutet dahin brachten, alle seine Güter dem Widersacher abzutreten!

Mit einem Worte: Lösen Sie mich auf einige Zeit in der Autorschaft ab und übernehmen Sie die Redaktion des vorletzten Buchs, es sei, in welcher Form Sie wollen!

II.

Der Arzt an den Herausgeber.

Drei Briefe, jeder spätere immer noch dringender als sein Vorgänger, liegen auf meinem Pulte. Daß mich Ihr Ansinnen überraschen mußte, haben Sie selbst wohl vorausgesehen; daß ich mir Zeit nehmen würde, Ihnen zu antworten, war natürlich. Geschäfte und Pflichten mancher Art haben das Ihrige dazu beigetragen, diesen Brief länger zu verzögern, als ich wollte.

Ich soll zum Memoiristen werden, ich, der Arzt, der alle Hände voll zu tun hat, seine Patienten wahrzunehmen, die Aufsicht über die Anstalt zu üben, Ministerialberichte zu verfassen, Doktoranden und Pharmazeuten zu prüfen? Zum Memoiristen über Personen, die mir so nahe stehn, ja zum Teil über mich selbst

und über eine Zeit, an die ich nicht gern zurückdenke? Dilettieren soll ich in einem Fache, während ich allenfalls in dem andern mein Zeichen aufweisen kann? Es müßte sonderbar zugehn, wenn Sie mich überredeten, aber verschwören will ich es nicht; denn der Anblick eines Feldes, welches uns versagt worden ist, wie Sie ihn mir öffnen, hat etwas Lockendes und reizt uns, wie der Rachen der Klapperschlange den Vogel anzieht.

Vor allen Dingen, ehe ich mich entschließe, muß ich die Bücher in Händen haben, deren Sie erwähnen. Mich verlangt, zu erfahren, wie Sie uns, die wir an keinen Beobachter dachten, abzuschildern vermochten, und darnach will ich sehn, was zu tun ist.

III.

Derselbe an Denselben.

Ihre Hefte haben die sonderbarste Nachwirkung in mir zurückgelassen. Soll ich mich eines Gleichnisses bedienen, so möchte ich sagen: Die Bienen arbeiten in ihrem Stocke, tragen Honig ein, halten in den Zellen ihre kleinen Kriege ab und meinen, das alles für sich in völligster Abgeschiedenheit zu tun. Aber der Korb hat an der Rückseite ein Glasfenster und einen Schieber. Diesen öffnet dann und wann der Lauscher und lugt in das stille Getreibe. So haben Sie uns verstohlen betrachtet, freilich mit Vorsicht; sonst würden wir die Scheibe zu verkleben gewußt haben.

Die Tatsachen sind ziemlich richtig, soweit dies bei einer Erzählung, welche Rücksichten zu nehmen hatte, überhaupt möglich war. Die Psychologie ist so so. Hin und wieder ging es wohl anders in uns zu, als Sie geahnet haben, wenigstens in mir.

Am wahrsten sind die Figuren, welche die Menge vermutlich für Erfindungen halten wird: Die Alte, der Domherr, Flämmchen. Es ist zu loben, daß Sie diesen Blasen der von Grund aus umgerüttelten Zeit nichts hinzugefügt, noch ihnen etwas abgenommen haben.

Sie klagen sich der Leidenschaft für die Wahrheit an. Lassen

Sie sich denn die Wahrheit gefallen, daß ich mich bei Empfang Ihres ersten Briefes wirklich Ihrer und unsrer Unterredung nicht erinnerte. In meinem Zimmer drängen sich der Menschen viele. Auf mein Fach und, wenn ich sonst noch ein Buch zur Hand nehme, auf die Engländer mich beschränkend, kannte und kenne ich Ihre Schriften nicht. Es ist besser, daß ich als Fremder Ihnen gegenübertrete, und daß unsre Bekanntschaft auf eine solide Art vermittelt wird, als daß ich mich gegen Sie mit faden Komplimenten abfinde, die in der Regel nachmals sich auf die eine oder andre Art bestrafen.

Der Zeitabschnitt, in welchen unsre Entwicklungskrankheiten fielen — denn so möchte ich die Geschicke, welche uns betrafen, nennen — war vor vielen geeignet, ein deutsches Sitten- und Charakterbild hervorzubringen. Es war Friede im Lande geworden; die alten Verhältnisse schienen hergestellt, das Neue war auch in seinen Rechten anerkannt; alle Bestrebungen hatten eine feste, naive Färbung, während die neuesten Weltereignisse jegliche Richtung an sich selbst irre gemacht und in das Unsichre getrieben haben.

Die Gefühle und Stimmungen jener Periode — der letzten acht oder neun Jahre vor der Julirevolution — liegen fast schon als mythische Vergangenheit hinter uns. Der Adel suchte sich mittelalterlich zu restaurieren; das Geld glaubte treuherzig, wenn es nur den privilegierten Ständen den Garaus machte, so werde die Welt den harten Talern gehören; der Demagogismus wollte studentenhaft die Festung stürmen, die Staatsmänner meinten nach Ideen regieren zu können; es gab Schriftsteller, welche mit großer Macht die Einbildungskraft beherrschten; ein Denker[1] stand unter seiner weit sich breitenden Schule und katastrierte den Geist. Was ist von allem dem übrig geblieben? Die französische Thronveränderung hat abermals das Antlitz der Welt verändert, und so wenig ich in weichliche Klagen über dieses Ereignis und

[1] Hegel.

seine Folgen auszubrechen geneigt bin, so muß ich doch sagen, daß die Jahre, welche ihr vorangingen, an geistigem Gehalt und an einer gewissen Dichtigkeit des Daseins die Gegenwart übertrafen.

Man könnte Ihnen also Dank wissen, daß Sie es unternommen, ein Zeugnis jener verschwundnen Zeit aufzustellen. Aber zwei Fragen möchte ich an Sie richten.

Wenn Sie die Neigung so unwiderstehlich zur Betrachtung der menschlichen Schicksale treibt, warum schreiben Sie nicht lieber Geschichte selbst? Da hätten Sie die volle Traube am Stocke vor sich und könnten uns einen gesunden, reinen Wein zubereiten, während Sie in der Sphäre, welche Sie wählten, notwendig mischen müssen und also auch nur einen Zwittertrank hervorbringen.

Die zweite Frage ist: Was soll das Publikum mit diesen Büchern anfangen? Die Hauptperson wird die Menschen schwerlich interessieren, da sie keine „Tendenzen" hat. Und was ist daran wichtig, daß ein Bürger mit einem Fürsten über dessen Güter prozessierte, daß wir ein Karussel veranstalteten, daß es in den Häusern des Mittelstandes noch hin und wieder häuslich herging, daß an unsrem Sitze der Intelligenz allerhand Liebhabereien und Theoriewirtschaften getrieben wurden?

Meine Meinung über den Wert dieser Zustände habe ich oben angedeutet; aber sie ist nicht die Meinung der Menge. Sie wird auf solche Geringfügigkeiten mißschätzend herabsehn.

N. S. Auf einige Fehler,

. . . quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura . . .[1]

muß ich Sie doch aufmerksam machen.

---

[1] „. . . die entweder Nachlässigkeit beging, oder vor denen die menschliche Natur zu wenig auf der Hut war."
Horaz, Episteln, 2. Buch: An die Pisonen, V. 352 f.

Hermann will als Neunjähriger die Einverleibung seiner Vaterstadt Bremen in das französische Kaiserreich erlebt und als Siebenzehnjähriger in den Donnern von Lützen gestanden haben. Da aber jenes Ereignis im Jahre 1810 stattfand und die Schlacht von Lützen nur drei Jahre später vorfiel, so widerspricht seine Rede aller Chronologie.

Der Jude aus Hameln, der falsche Demagoge, behauptet, von neununddreißig Tyrannen verfolgt zu werden, was nach der deutschen Verfassung völlig unmöglich ist.

Der Amtmann vom Falkenstein tritt schon im ersten Teile als Jagdgenosse Hermanns auf, und doch wird im zweiten so getan, als ob der Held erst bei dem Karussel die Bekanntschaft dieses Mannes gemacht habe.

Die Interpunktion und Orthographie steht nicht recht fest. Es sind mir sogar Grammaticalia aufgestoßen, die freilich wohl mehr dem Abschreiber zur Last fallen; denn von Ihnen setze ich voraus, daß Sie Ihren Schulkursus durchgemacht haben. Ob aber alle Leser und besonders diejenigen, welche sich Kritiker nennen, diesen guten Glauben teilen werden, steht dahin.

IV.

Der Herausgeber an den Arzt.

Ich bin an der Elbe geboren und erinnre mich aus meinen Kinderjahren einer großen Überschwemmung dieses Stroms. Weit über die Ufer, ja über die niedrigeren Dämme hin wogte die graugelbliche Wassermasse mit weißkräuselnden Wellenhäuptern; Landstraßen und Fluren waren verschwunden, nur in der Ferne deuteten Turmspitzen und Waldsäume das Feste noch an. Man führte mich auf die Brücke, von welcher man in dieses wogende Getöse hinabsah, und meine Begleiter forderten mich auf, über das große Naturschauspiel zu erstaunen. Ich aber konnte an dem wüsten Einerlei, an dem Unabsehlichen, Nichtzuunterscheidenden keine Größe entdecken und blieb in meiner Seele

ganz ungerührt. Die andern schalten mich verstockt, fanden aber gleichwohl auf meine Frage, ob Millionen Tonnen Wassers, zusammengegossen, eben mehr wären als Wasser, nichts zu erwidern. Gleich darnach reiste ich in unser Oberland, in den Harz, welcher einen Teil der Fluten aus seinen von Schnee und Regengüssen geschwellten Wässern dem Strome zugesendet hatte. Wild und hastig stürzten die Flüsse, Flüßchen und Bäche dem ebnen Lande zu; aber jedes Bette hatte seine eigentümliche Gestalt. Die Wände faßten noch das Gerinne, welches hier rasch und tosend fortschoß, dort sich um Baumstücke oder Felsblöcke brausend wirbelte und jegliche dieser schäumenden Adern gewissermaßen zu einer lebendigen Person machte. Hier ward nun mein Entzücken laut; ich konnte mich nicht satt sehen an diesem Toben und Wesen und sagte, das sei das wahre, große Naturschauspiel, wenn die Kräfte so besonders und für sich aufträten und doch so innig zusammenhingen. Denn Seitenspalten und Nebenkanäle verknüpften diese Söhne des Gebirgs; die Elementargeister reichten einander die silberweißen Arme.

Die Knabenerinnerung soll eine parabolische Antwort sein auf die Frage, warum ich statt der Familiengeschichten nicht Welt- und Zeitgeschichte geschrieben habe und warum ich *sie* vermutlich niemals schreiben werde.[1] Mir erscheint *ihr* Geist nur in großen Männern; nur die Anschauung eines solchen vermöchte mir den Sinn für irgend eine Periode aufzuschließen. Wir besitzen aber keinen, haben seit Friedrich keinen besessen. Napoleon schien sich eine Zeitlang dazu anzulassen; aber es fehlte ihm die letzte Weihe, das organisierende Genie. Er hat nicht einmal vermocht, einen originalen französischen Staat zu schaffen; seine Institutionen sind schon jetzt veraltet. Im Laufe der Jahrhunderte wird er nur wie ein Attila und Alarich, die Vorläufer Karls des Großen, dastehn, und diesen zweiten Karl, diesen Erneuer des mürbe gewordnen Weltstoffs, werden unsre Augen

[1] Immermann hat später in den „Memorabilien" beides vereinigt.

leider nicht mehr erblicken. Was ist also das politische Leben unsrer Zeit? Eine große, weite, wüste Überschwemmung, worin eine Welle sich zwar über die andre erhebt, aber gleich darauf von ihrer Nachfolgerin wieder umgestürzt und zerschlagen wird. Ich kann daran nichts Schönes erblicken. Leider haben die Beherrschten mehr Geist als die Herrscher. Deshalb vermag nicht einer dieser feste Gestalt zu gewinnen, und jener sind viele, so daß sie sich gegenseitig aufheben.

Ich fühle mich daher immer versucht, von der Ebne, in welcher diese Wogen als Revolutionen, Thronstreitigkeiten, Kongresse und Interventionszüge sich brausend mischen, aufwärts nach dem Gebirge emporzusteigen, welches durch seine hinabgesendeten einzelnen Fluten jene allgemeine Wasserwüste erschafft. Nie sind die Individuen bedeutender gewesen als gerade in unsern Tagen; auch der Letzte fühlt das Flußbette seines Innern von großen Einflüssen gespeist. Dort also, auf entlegner Höhe, an grüner Waldsenkung, zwischen einsamen Felsen, im Rücken der politischen Ebne, wachsen und springen meine Geschichten. Jeder Mensch ist in Haus und Hof, bei Frau und Kindern, am Busen der Geliebten, hinter dem Geschäftstische und im Studierstübchen eine historische Natur geworden, deren Begebenheiten, wenn wir nur das Ahnungsvermögen dafür besitzen, uns anziehn und fesseln müssen.

In diesem Sinne reicht die Gegenwart oder die jüngste Vergangenheit dem, welchem das besondere, gegliederte Leben mehr gilt als der unentschiedne Strudel, in welchen die verschiednen Strömungen der Lebenstätigkeiten endlich zusammenrinnen, wenn sie in den Konflikten des Öffentlichen einander begegnen, des Stoffes die Fülle dar, und es ist nicht nötig, in die Zeiten der Kreuzzüge oder der Jesuitenherrschaft oder des Dreißigjährigen Krieges zurückzugehn, um bedeutsame Anschauungen zu gewinnen.

Man hat unsre Tage mit denen der Völkerwandrung verglichen. Das römische Reich zerfiel in jenen, und die Germanen traten an dessen Stelle. Auch wir hatten so ein römisches Reich

an der Autokratie der Fürsten oder gewisser allgemeiner Begriffe. Beides neigt sich zu seinem Untergange, und die Individualitäten in ihrer schrankenlosen Entbindung stehn als die Germanen der Gegenwart da. Noch haben sie nur zerstört; nicht das geringste Neue ist von ihnen bisher erfunden und gebildet worden. Mein Sinn, in welchem etwas Dichterisches sich nicht austilgen lassen will, neigt sich mit Wehmut und Trauer dem Verfallenden zu, denn die Musen sind Töchter der Erinnrung; aber eine Tatsache läßt sich nicht ableugnen, nicht verschweigen.

V.

Derselbe an Denselben.

Nachschrift um Nachschrift. Dieser Brief soll nämlich eine sein.

Daß Hermann bei seiner Rede an die Herzogin im Feuer der Emphase sich an der Chronologie versündigt, und daß der falsche Demagoge behauptet hat, von neununddreißig Tyrannen verfolgt zu werden, ist historische Tatsache, welche mir der Held noch vor wenigen Wochen bestätigte. Dagegen ließ sich also nichts machen.

In Betreff des Amtmanns vom Falkenstein bin ich unschuldig. Sie haben die Bleistiftkorrektur an der Seite übersehen, nach welcher der Satz so lautet:

„Unter den Hausbeamten, welche bei diesen Zurüstungen mitwirkten, bemerkte er wieder seinen Jagdgenossen, den Amtmann vom Falkenstein, einen Mann von unangenehmen Manieren, dessen Wesen etwas Aufdringliches hatte. Hermann erfuhr u. s. w."

Sollten Setzer und Korrektor gleichfalls den Bleistift übersehn, so diene dieser Brief zur dereinstigen Berichtigung.

Über Orthographie und Interpunktion hege ich meine Grillen. Alles in der Welt hat sein individuelles Leben bis zu den Buchstaben, bis zum Kolon, bis zum Punkte hinunter. Inkonsequenzen machen erst das Dasein aus; warum mißgönnt man es den

kleinen Schelmen, zuweilen außer der strengen Regel der Feder zu entschlüpfen und sich auch wohl einmal in krauser Willkür zu emanzipieren. Ein Komma will sich in der Spalte des Kiels bilden; plötzlich aber überkommt den Narren ein Stolz, und zum Semikolon avanciert erscheint er auf dem Papiere. Im Gegenteil: ein großer Buchstabe bekehrt sich, da es eben noch Zeit ist, vom Hochmut, und siehe, als demütig-frommer kleiner steht er da. Zusammensetzungen geraten in Zank und Hader, häuslichen Zwist; flugs rücken sie auseinander wie grollende Eheleute, um vielleicht auf der nächsten Seite schon wieder in der schönsten Eintracht verbunden zu sein. Das spitzige, giftige ß stößt das gute runde s über den Haufen, und was dergleichen Vorfälle mehr sind, von denen Adelung[1] und Wolke[2] nichts gewußt haben.

Eigentliche Grammaticalia begehe ich wohl nicht, da ich, wie Sie richtig vermuten, in meiner Jugend eine gelehrte Schule besucht habe, überdies aber auch nachmals mich immer mit Lesen und Schreiben beschäftigte. Sollte der Kopist dergleichen gemacht haben und der Korrektor sie stehen lassen, so wäre das freilich schlimm für den Stil; aber ich glaube nicht, daß es mir bei den Lesern schaden würde.

Die meisten Autoren tragen sich mit dem Gedanken, der Leser nehme das Buch zur Hand, um sich zu belehren oder doch etwas Neues zu erfahren. Grundfalsch! Der wahre Leser greift danach mit dem Gefühle des Patronats; der Schriftsteller ist sein Klient, und in je traurigeren Umständen dieser sich befindet, je kläglicher die Rede ist, die er an ihn hält oder schreibt, desto größeren Eindruck macht er auf den guten Patron.

---

[1] Johann Christoph Adelung (1732—1806), als Sprachforscher und Lexikograph der bedeutendste Vorgänger Jakob Grimms; besonders zu nennen ist sein „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" (Leipz. 1774 bis 1786, 5 Bde.). — [2] Christian Hinrich Wolke (1741—85), philanthropischer Pädagog, Basedows Gehilfe und Nachfolger in Dessau. Er brachte der durch ihre künstliche Frühreife bekannten Emilie Basedow mit drei Jahren das Lesen bei, um alsbald zu den fremden Sprachen überzugehen. Wolke war ein Sprach- und Schriftreiniger bedenklicher Art.

Daher kommt das wunderbare Glück der ganz erbärmlichen Schriften. Bei ihnen bleibt der Leser im stäten, ihm so wohltuenden Genusse des Mitleids gegen das menschliche Elend.

VI.

Derselbe an Denselben.

Doch von den Minutien[1] zum Ernste zurück.

Lassen wir das Publikum! — Es gibt kein Publikum mehr. Dieses Wort setzt eine Anzahl empfänglicher Hörer voraus. Wer hört nun noch, und wer will empfangen? Leicht ist es, hierüber verdrießlich zu werden und zu schelten, schwerer, das Phänomen in seinem Ursprunge zu begreifen, in seinen Folgen mit Gleichmut zu erdulden.

Und doch entspringt die scheinbare Gefühllosigkeit der jetzigen Menschen für Schönes, Geistiges nur aus der von mir in meinem vorletzten Briefe erwähnten Überfülle der Geister. Jeder ist von einem unbekannten Etwas überschattet, welches die Seelen erhebt und gänzlich beschäftigt; alle haben eine große Aufgabe in sich zu verarbeiten, keiner ist müßig. So sehe ich Zeit und Zeitgenossen, entgegenstehend manchen in den Büchern der „Epigonen" verlautbarten Stimmen, an. Wie sollen sie fähig sein, zu nehmen, da sie schon mehr haben, als sie bewältigen können?

Die Literatur ist eine Literatur der Einsamen geworden. Der sinnende und bildende Geist wird von einer ewigen Notwendigkeit getrieben, sich zu offenbaren, und zur Vollständigkeit dieser Offenbarung gehört die äußere Erscheinung. Man schreibt daher und läßt drucken nach wie vor, ohne die Aussicht der Vorgänger zu haben, gelesen zu werden. Anfangs und in der Jugend bereitet dieses Verhältnis bittre Schmerzen; es ist so traurig, sich mit einer Welt von Anschauungen, Gedanken und Empfindungen in der Wüste zu sehn; allmählich beruhigt sich das Ge-

[1] Von den geringfügigen Dingen.

müt, und endlich kann in der durchgeprüften Seele das Bewußtsein einer glorreichen Dunkelheit entstehn, welches so unzerstörbar schön ist, daß man es mit nichts vertauschen möchte. Oder ist es nicht besser, unter Reichen als Wohlhabender zu verschwinden, denn unter Bettlern mit seinem Etwas sich hervorzutun?

Ich schrieb den „Merlin“[1] und wußte sein Schicksal vorher, nämlich, daß man seiner nicht achten werde. Glauben Sie, daß mich dieses Wissen niedergeschlagen hat? Keine der Entzückungen, aus welchen jenes Gedicht entsprang, hat es auch nur im mindesten getrübt. So habe ich an den Büchern der „Epigonen“ gearbeitet, ohne irgend etwas davon zu erwarten, was man Wirkung nennen könnte. Und dennoch sind mir die Stunden, Tage und Wochen, welche ich ihnen widmete, unverfinsterte, liebe Erinnerungen.

Die Pfade zum Heldentume sind immer steil, die Pfade zu dem, welches ich meine, vielleicht die steilsten. Zart und weich soll der sein, der sie wandelt, und doch auch wieder die Kraft des Ajax haben, um die himmelansteigenden Felsen zu bewältigen. Dennoch gelingt es wohl, emporzuklimmen, wenn wir nur verstehn, uns mit dem Blute unsrer Sohlen auf den Absätzen der Klippen neben den furchtbaren Tiefen festzuleimen.

Lassen wir also das Publikum und helfen Sie mir nur, wie ich gebeten, mein Werk vollenden!

VII.

Der Arzt an den Herausgeber.

Niemals bin ich in der Stärke Materialist gewesen, wie Sie angenommen haben. Darin muß ich zuvörderst Ihre Geschichten berichtigen.

Religion wird einem jeden angeboren, und nach meiner Meinung ist der Vorwurf, daß man keine habe, womit die frommen Seelen sehr freigebig zu sein pflegen, der schwärzeste, welcher

[1] Abgedruckt im vorliegenden Bande.

einem Menschen nur gemacht werden kann; denn er wirft ihn zu den Tieren hinab. So hatte ich früh beim Abdämpfen und Präzipitieren[1], bei dem Öffnen und Zerschneiden der Leichen gefühlt, daß ein Etwas vorhanden sei, welches im Feuer des Schmelzofens sich nicht fangen lasse, vor keinem Agens niederfalle, dem Messer und der Sonde immerdar entfliehe. Dieses Etwas trieb doch nun aber unleugbar Gestein und Metall, Blatt und Blume hervor und figurierte „das kleine Königreich, Mensch genannt". Wer durfte mir verwehren, es Gott zu nennen?

Aber dem Arzte wird es schwer, über dieses Eine und Einfache zur Wärme zu gelangen. Er ist seiner ganzen Stellung nach auf Betrachtung der Mannigfaltigkeit verwiesen; er darf darin nicht nachlassen, wenn er nicht sehr bald zurückgehn will, und so pflegt es denn zu kommen, daß der Mehrzahl meiner Standesgenossen der den Erscheinungen untergebreitete Urgrund, das Heilige, das Imponderabelste, etwas Theoretisches wird, an dessen Vorhandensein zwar keiner zweifelt, mit welchem aber gleichwohl wenige eine Beziehung anzuknüpfen vermögen.

An dieser Beziehung mangelte es auch mir. Mein Gott war der des Amsterdamer Philosophen[2], der mit einer intellektualen Liebe von Anfang an sich selbst, aber sonst nichts andres Liebende. Er ließ mich gehen; ich ließ ihn meinerseits wieder seine unendlichen Kreise in sich beschreiben. Zuweilen stieg wohl eine Ahnung in mir auf, daß wir einander noch einmal begegnen würden; aber sie hatte weder Form noch Farbe und war mir gleichgültig. Gegen alle Vermittlung durch die Kirche verspürte ich aber den entschiedensten Widerwillen.

Was mich auf das Schloß des Herzogs brachte, mich dort einige Jahre festhielt, wird man aus Ihren Geschichten herauslesen können. Es gibt Dinge, über welche der Mann, auch wenn sie abgetan sind, gegen den Mann sich auszusprechen immer Scheu empfindet. Der Gemahlin des Herzogs an einem frem-

[1] Ausdruck der Chemie: einen Niederschlag (ein Präzipitat) hervorrufen. — [2] Spinoza.

den Orte, durch welchen sie reiste, in einer leichten Unpäßlichkeit genaht, entschied sich mein Lebensgang zur Nachfolge in die einsame Gegend, wobei ich mir vorsagte, daß Beweggründe des Interesses meinen Entschluß rechtfertigten.

Leidenschaften, besonders unerwidert-verzehrende, löschen immer auf eine Zeitlang Gott und Himmel in uns aus. Der Ferne schwebte nur noch wie ein leichtes blasses Wölkchen an meinem Horizonte und verbarg sich wohl auch ganz hinter den schwarzen Dunstschichten, welche die Luft oft genug trübten. Byron ward mein Prophet, mein Evangelium. Ein glühend-geistiges Verlangen in mir blieb ungestillt; die Folge davon war, daß, wenn ich auch dem da droben nichts anhaben konnte, ich doch gegen seine irdischen Gefäße, die Seelen, eine Nichtachtung faßte.

Doch ich sehe, daß ich schon in das hineingeraten bin, wovor ich mich hüten wollte, nämlich in das Erzählen. Noch zwar betrifft alles nur mich; nun aber verschlingen sich meine Begebenheiten in die andrer Personen, und die erste Bedingung wäre, deren Einwilligung zu weiteren Berichten zu erhalten.

Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich schon an die Herzogin und an Johannen geschrieben, den Damen Ihr Werk übersandt und die Entschließung auf die Bitte des Autors anheimgestellt habe.

Warten wir denn ab, wie weibliches Gefühl sich in diesem Falle benehmen wird! Darauf müssen wir wohl beide submittieren[1].

VIII.

Derselbe an Denselben.

Hier die Antwort der Herzogin und Johannens. Ihr Wunsch ist erfüllt, freilich mit Widerstreben; indessen haben Sie Ihren Willen, den die Schriftsteller überhaupt in der Regel durchzu-

[1] Soviel wie: dem müssen wir uns wohl beide unterwerfen.

setzen wissen. Schon bin ich selbst mitten in den Kreis dieser Memoiren gerückt, und werde Ihnen wohl nicht widerstehen können, wenn Sie fernere Berichte verlangen.

Bekenntnisse der Herzogin.

Sind wir Frauen denn nur auf der Welt, um zu leiden? Im stillen, frommen Kreise meiner Zöglinge, durch den Sarg des Gemahls von einer früheren unruhigen Zeit geschieden, ausgesöhnt mit der Schwägerin, wird mein Auge in Regionen zurückgenötigt, worin alles schwankte, gärte und schien. Mit Erschrecken sehe ich, daß ein Fremder, in welchem ich zuletzt diese Fähigkeit vermutet hätte, meinen Schritten unbemerkt folgte, meine Gesinnungen erriet und Schwächen auffand, wo ich nur Tugenden zu haben glaubte.

Ich kann nicht umkehren auf einen andern Ausgangspunkt, muß des Weges wandern, der mir allein gerecht ist. Möglich, daß ich zu manchen Zielen auf demselben nicht gelange; aber soll ich das Erreichbare aus dem Auge verlieren und mich abmühn, das, was mir doch versagt bleiben wird, mir scheinbar anzueignen?

Die Orientalen halten es für Sünde, das Bild einer Person zu malen. Es ist gewiß auch unrecht, das geheime Leben andrer so schwarz auf weiß zu töten; denn was bleibt davon auf dem Wege vom Kopfe durch den Arm in die Feder übrig? Nur in einem liebevollen Geiste können die Buchstaben wieder Leben gewinnen, und das Beste wird immer sein, was er zwischen den Zeilen liest.

Eins tröstet mich: meine Grundempfindung, daß wir nicht oft genug an uns erinnert werden können. Und eine solche Erinnrung war mir das Buch. Zugleich lehrte es mich, wie seltsam unerwartet oft das im Leben eintritt, was kurz zuvor als eine Täuschung sich hingestellt hatte.

Ich verzeihe dem Verfasser. Er ist offenbar zu dieser Arbeit

genötigt worden; nicht leichtsinnig, nicht willkürlich hat er sie unternommen. Wenn er von seiner Leidenschaft für die Wahrheit gegen Sie redet, so hat er gewiß recht. Dieser Affekt bemächtigte sich vieler Menschen — leider, daß er mit Schonung und Rücksichtnehmen selten zu vereinigen ist.

Lassen Sie mir nur einige Tage Zeit! Ich muß den unerwarteten Fall erst überdenken. Als der Autor an mich schrieb, war sein Begehren so dunkel und unbestimmt gefaßt, daß ich nicht wußte, was er meinte, und am allerwenigsten auf eine Produktion vorbereitet war, wie die ist, welche ich nun kenne.

* * *

Daß jemand ein Werk, woran er jahrelang geschrieben, dem Feuer preisgeben werde, weil andre sich dadurch unangenehm berührt fühlen, wäre grausam, nur zu denken. Die „Epigonen" werden also unvernichtet bleiben; sie werden ihren Gang über Straße und Markt nehmen. Sollen nun die Zeiten, welche freilich nur wir allein kennen, durch Erdichtungen entstellt werden? Soll unser Bild gerade in der wichtigsten Krisis unsres Lebens undeutlich und verworren der Menge entgegenschwanken, deren Bekanntschaft wir jetzt notgedrungen machen müssen?

Ich sehe schon, ich werde dem Zwange unterliegen, der meine stockende Feder bedrängt.

* * *

Nun ja, auch ich habe gefehlt; auch mich bewahrte eine klösterliche Erziehung und das innigste Grausen vor dem Schlimmen nicht ganz unverletzt. Eine Täuschung war es von Hermann, daß ich anders als mit freundlichen Gedanken bei ihm geweilt, so lange er unter uns auf dem Schlosse war; aber in den Dünsten solcher Einbildungen schreitet schon das Böse heran.

Großer Gott, wie soll es eine arme Frau anfangen, ihr Inneres vor andern zu enthüllen? Aber ich sehe diese gezwungne Konfession als die letzte mir vom Himmel auferlegte Buße an

dafür, daß ein Hauch sich über den Spiegel meiner Seele breiten durfte, und deshalb will ich mich ihr auch nicht entziehn.

Als Hermann uns verlassen hatte, glaubte ich die frohsten Tage im Nachgenusse der letzten schönen Stunde erleben zu dürfen. Das Dokument, welches uns in unserm Eigentume schirmen sollte, war gefunden und durch ihn, der mir so manchen Beistand geleistet hatte. Immer stand er vor mir, wie er freudeleuchtend das Pergament emporhielt; meine Gedanken ruhten an ihm wie an einer festen Säule.

Aber es war kaum eine Woche vergangen, als mich dieser Trost nicht mehr befriedigte. Eine Unruhe ergriff mich, von der ich mir keine Rechenschaft geben konnte; es fehlte mir, was ich nicht zu nennen wußte; mein Sinnen schweifte über Buch und Stickerei hinaus, wenn ich sie, um mich auf etwas zu heften, zur Hand nahm. Dem Gemahle, welchem ich doch vor allem Zutraun über jedes Begegnis meiner Seele schuldig war, verbarg ich diese peinigende Zerstreutheit und zwang mich, in seiner Gegenwart so zu erscheinen wie sonst. Wie tief wucherte schon das Unkraut in mir!

Am bedrücktesten fühlte ich mich des Abends — sonst meine liebste Tageszeit! Die Nacht, welche früher die Ruhe Gottes über mich gebracht hatte, schien mich nun in ein Unendliches, Wüstes zu führen, vor dessen hohlbrausenden Wogen meine Seele erzitterte. Ich schlummerte zwar auch jetzt nie ohne Gebet ein; aber die Worte desselben regten mich zu wehmütigen Tränen auf. Es gemahnte mich, als könne ich mir selbst während des Dunkels abhanden kommen, als könne der Mensch, verwandelt, schlimm aufstehn, der sich gut und unschuldig niedergelegt habe.

Eines Tages sagte ich plötzlich unversehens laut für mich hin: „Es ist ja natürlich, daß ich ihn vermisse, war er doch beständig um uns! Warum soll man sich nicht an einen Freund gewöhnen können.“ Ich erschrak heftig, da ich diese Worte gesprochen hatte.

Mein Zustand war sehr schlimm. Nach und nach hatte sich

aus dem Gefühle des Zwangs, welches mir die Gegenwart des Herzogs einflößte, eine stille Furcht, aus der Furcht eine Abneigung entwickelt. Ich rechtete, ich haderte mit ihm; ich meinte, er vernachlässige mich, und wenn er mich aufsuchte, so bestrebte ich mich eher, ihn zu vermeiden. Der Herzog war unglücklich, ohne daß es mich schmerzte; seine stillen Blicke fragten mich, was er mir getan habe. Ich schlug die meinigen nieder, um nur nicht aus der Verschanzung des Trotzes und der Hartnäckigkeit, in welcher ich nun schon eingewohnt war, gelockt zu werden.

Von Franklin[1] hatte ich gelesen, daß er die ihm obliegenden Pflichten nicht auf das Geratewohl hin erfüllt, sondern über seine Sittlichkeit förmlich Buch gehalten habe. Ich beschloß, etwas Ähnliches bei mir einzurichten. Vielfach war ich angesprochen, als Hausfrau, als Erzieherin, als Armenpflegerin. Ich legte mir ein Heft mit verschiednen Rubriken an, in welchem ich abends vor dem Schlafengehn die Werke des folgenden Tages einzeln verzeichnete. Auf der Gegenseite sollten die Unterlassungen als Debet diesem Kredit gegenüber eingeschrieben werden. Eine Kolumne war den allgemeinen menschlichen und christlichen Tugenden, der Sanftmut, Bescheidenheit, Verträglichkeit u. s. w., gewidmet.

Gewissenhaft besorgte ich eine Zeitlang diese moralische Rechnungsführung. Da es mir Ernst war, der Öde meines Zustandes zu entrinnen, da ich nicht feierte und lieber zuviel als zuwenig mir auferlegte, auch seit meiner Jugend die höchste Achtung vor allen ausdrücklichen Verpflichtungen hegte, so füllten sich die Spalten meines Buchs ziemlich an; immer geringer wurden die Rückstände, je weiter ich in der Übung der guten Werke vorrückte, und nach Verlauf eines Monats war ein beträchtlicher Überschuß aus der Bilanz ersichtlich.

[1] Benjamin Franklin (1706—90), der bekannte nordamerikanische Staatsmann, Erfinder (des Blitzableiters) und Schriftsteller, der seine Lebenserfahrung vor allem niedergelegt hat in den „Sprichwörtern des alten Heinrich".

Diese Beschäftigungen und die damit nicht selten verknüpfte körperliche Bewegung machten mich ruhiger. Mein Schlaf wurde wieder erquickend, und ich hielt mich für hergestellt. Meine Gedanken an den Abwesenden waren oder schienen in den Hintergrund gedrängt; das Behagen der Häuslichkeit war mir zwar noch nicht zurückgekehrt, die Stunden, welche ich mit dem Herzoge zubrachte, behielten etwas Formelles; indessen setzte mich dies nicht in Erstaunen. Schon früh hatte ich mich mit der Vorstellung vertraut gemacht, daß der eigentliche Atem des Lebens doch nur die Pflicht sei, welche man mit Überwindung übe, und daß der Mensch gegen nichts vorsichtiger sein müsse als gegen das Glück. Hatte ich nun früher mir oft im stillen gesagt, daß mir das Dasein ohne den Gemahl zur Einöde werden, daß ich seinen Verlust nicht überstehn, daß ein Ersatz für ihn mir undenkbar sein würde, so mußte die jetzige etwas kältere Empfindung mir als offenbarer Gewinn erscheinen. Nun fühlte ich, daß ein stilles Zurückziehn mich nicht zerstöre, daß er, eingeordnet in den ganzen Zusammenhang meines Lebens, zwar darin eine hohe, vorzügliche Stelle einnehme, aber doch nicht Grundfläche und Spitze der Pyramide ausmache. Über diese Entdeckung jauchzte ich und glaubte, durch sie eine Bürgschaft unantastbaren Seelenfriedens erhalten zu haben.

Wie täuschte ich mich, wie fern war ich vom Ziele, da ich es schon mit den Händen zu fassen meinte!

Ich litt, obgleich ich sonst gesund war, seit einiger Zeit an einer erhöhten Reizbarkeit der Nerven, welche sich besonders dadurch äußerte, daß mir unwillkürlich Phantasmen vor die Augen traten. Diese blieben zwar nur einen Moment sichtbar; während der kurzen Dauer desselben hatten sie aber die ganze sinnliche Deutlichkeit wirklicher Gegenstände. So sah ich nicht selten ferne Gegenden, in welchen ich einst gewesen war, abwesende Personen, besonders Verstorbne, zeigten sich mir in schnell vorüberschwebenden Schattenbildern. Ein eigentümlicher Zug dieser Wahngesichte war, daß keine Neigung sie hervorrief. Nur Gleichgültiges

erschien, oft das, woran ich seit Jahren nicht gedacht hatte. Der Arzt verordnete mir allerhand Mittel, welche aber nichts halfen, im Gegenteil meine Konstitution noch mehr aufregten. Ach, leider wird es nur zu sehr verkannt, daß die Krankheiten, wenigstens ein Teil derselben, weit mehr sittlicher als sinnlicher Natur sind, und daß daher in vielen Fällen Tränke und Pulver wenig nützen können!

Eines Abends kam ich aus einem benachbarten Dorfe zurück, wohin ich zu Fuß gegangen war, um Kranke zu besuchen. Ich wollte das Schloß noch bei guter Zeit erreichen, in welches andre Hülfsbedürftige bestellt worden waren. Nur ein Bedienter folgte mir. Ich ging etwas rasch und wählte, um früher nach Hause zu kommen, den Weg über den dem Schlosse gegenüberliegenden Hügel, obgleich derselbe an der einen Seite durch Dornen und Steilheit etwas beschwerlich war. Vom frühen Morgen an war ich tätig gewesen; es hatten sich gerade recht viele Pflichten und Geschäfte an diesem Tage zusammengedrängt, und ich dachte nicht ohne Selbstzufriedenheit daran, wie mancherlei ich werde zu Buche tragen können.

Auf einmal war es mir oben auf dem Hügel, als wenn sich um meine Füße unsichtbare Schlingen legten, oder als ob ich an einen Stein stieße, der zugleich meine Schritte gewaltsam hemmte. Ich kann diese Empfindung durchaus nicht genauer beschreiben; sie war zwischen Schmerz und Lähmung, und am nächsten komme ich ihr in Worten, wenn ich sage: sie hatte Ähnlichkeit mit dem Gefühle des sogenannten Einschlafens der Gliedmaßen. Ich war unfähig, weiter zu gehn, meinte zu fallen und wußte doch, daß ich mich werde aufrecht halten können. In dem nämlichen Augenblicke erhob sich die Gestalt des Abwesenden aus dem Boden, deutlich, daß mir die Knöpfe an seinem Kleide erkennbar wurden, neigte sich gegen mich, legte — mit welcher Scham schreibe ich dieses nieder! — seinen Arm um meinen Leib und zog mich an seine Brust. Mich verließen die Sinne, und als ich von einem ohnmachtähnlichen Zustande erwachte, fand

ich mich auf einer Rasenbank sitzend wieder, von dem zitternden Bedienten gestützt, der mir stotternd und totenbleich erzählte, daß ich plötzlich wie vor einem entsetzlichen Schreckniſſe gestarrt, dann gewankt und einen angstvollen Schrei ausgestoßen habe.

Meine Verfassung war fürchterlich. Messer durchschnitten mir die Brust. Die Sünde hatte sich mir unversehens in nackter Abscheulichkeit gezeigt.

Da war nun keine Zeit zu verlieren, um zu retten, was sich noch retten ließ. Ich blickte umher und sah, daß mich nichts vor dem Gedankenfrevel geschirmt hatte, weder die Ehe noch die guten Werke. Die Kirche allein war der Felsen, an welchen ich mein irrschwankendes Schifflein noch knüpfen konnte. Nach einer qualenvollen Nacht, nach einem durchweinten Tage entdeckte ich mich in später Abendstunde unsrem Geistlichen, und — soll ich es gestehen? — das verzweifelnde Herz trug sich mit der verstohlnen Erwartung, er werde mich nicht so strafbar finden als ich mich selbst. Aber ich hatte mich getäuscht. Ein strenges Gericht ließ er über mich ergehn. In schrecklichen Zügen, in drohenden Beispielen machte er mir anschaulich, daß die Kluft von der Tugend zu der ersten Abweichung von ihr sehr groß, der Raum zwischen dieser und den letzten Tiefen des Lasters aber unendlich klein sei. Er führte mir die Wahrheit, daß der Körper nie, sondern immer nur die Seele sündige, in ihrer ganzen Strenge vor das Gemüt und nannte zur Bezeichnung meines Zustandes ein Wort, welches meine Ohren nie zu hören geglaubt hatten.

Düstre, aber heilsame Tage folgten. Ich ergab mich ganz seiner Führung. Der Arzt, so mancher Freund, der Herzog selbst wollten hemmend dazwischen treten; Gott schenkte mir die Standhaftigkeit, ihre Angriffe zurückzuweisen. Hier galt es das Ewige; da durfte keine Menschenfurcht zu Rate gezogen werden.

Das erste, was der Geistliche vornahm, war, daß er meine moralischen Rechenbücher zerriß. Er untersagte mir die guten Werke, mit denen ich mich gegen Gott auszulösen gewöhnt hatte. Dergleichen, erklärte er mir, sei völlig unnütz und führe immer

nur zu verkapptem Hochmute. Dagegen legte er mir die strengsten Andachtsübungen und eine völlige Versenkung in Gott und die göttlichen Dinge auf. Oft meinte ich, daß ich in diesem Ringen nach dem Unsichtbaren erlahmen werde; aber wundersam stärken die Leiden der Heiligung; wenn unsre Wangen auch darüber bleich werden, so wächst doch freudige Gesundheit durch sie um das Herz. Nach und nach erwarb ich, sagen darf ich es, Fertigkeit im Büßen.

Man wollte mich zerstreun; ich versetzte, daß mir die Sammlung notwendiger zu sein scheine. Erheitrungen sollten mir bereitet werden, mir, die ich von meiner immer wachsenden Heiterkeit schon andern hätte mitteilen können. Diese konnten keine Anfechtungen zerstören. Der Herzog begann, gewiß in guter Absicht, mir unmutig zu begegnen; ich opferte gern den Frieden des Hauses auf dem Altare meines Gottes.

Nachmals gab es noch einen gewaltsamen Krampf in dem schwachen Geschöpfe, der zuletzt in eine Krankheit sich auflöste. Von dieser erstanden, war ich geheilt in jedem Sinne des Worts. Der Weg war mir jetzt ganz gebahnt, von welchem mich auch die schwersten Unglücksfälle nicht haben abbringen können.

Wem kein so reicher Geist gegeben worden ist, daß ihm nur das verworrne Mancherlei des Lebens Beschäftigung gewährt, wer an einfachen Wahrheiten und Grundsätzen die Nahrung seines Innern findet, der soll erziehn. Denn dieses Geschäft besteht nur darin, daß man den jungen Seelen eine Ausstattung schlichter Begriffe mitgibt, mit denen sie durch das Irrgewinde des Markts sich helfen sollen, so gut es gelingen mag. Diese in geduldiger Treue immer zu wiederholen und einzuprägen, habe ich meine jungen Mädchen um mich versammelt.

Ich unterrichte und bilde sie, nicht als ob ich damit etwas Verdienstliches zu vollbringen meinte, sondern weil ich eben dazu passe und an den Ort gestellt worden bin, wo diese Pflicht geleistet werden sollte.

Johannas Bekenntnis.

Von dem kriegerischen Schauspiele, welches die Menge der Fürsten und Prinzen unglaublich glänzend machte, mit dem Generale zurückgekehrt, fand ich Ihren Brief und die Bücher, welche die Herzogin inzwischen gelesen und mir übersendet hatte. Also so haben wir ausgesehen? Sonderbar, daß man von seinem inneren Antlitze keinen Begriff hat, wie oft man sich dies auch einbilden mag! Oder vielmehr, die Sache steht so: Wir wissen um unsre Verhältnisse, Stimmungen, Irrtümer und Schwächen recht wohl; aber sie im Spiegel zu erblicken, ist schauderhaft.

Anfangs war ich auf den Autor bitterböse und keineswegs gemeint, mich wie die Herzogin der durch ihn von Gott mir verhängten Buße zu unterwerfen. Auch der General wollte nichts von Nachgiebigkeit gegen den im stillen an uns herangeschlichnen Memoiristen wissen. Als wir aber die Sache näher bedachten, sahen wir ein, daß meine Geschichte Frauen und Mädchen, in deren Hände unsre Denkwürdigkeiten doch auch wohl gelangen mögen, zur Lehre dienen kann, und daß, wenn auch alle Beispiele die Wiederholung der Irrtümer nie verhüten, die Irrenden doch an meinem Falle zu ihrem Troste erkennen werden, wie das Gemüt uns in großes Leid bringt, die Arme unsres Schutzgeistes aber stark genug sind, uns aus demselben emporzuziehn.

Da käme ich nun in das Fach der Herzogin und wollte auch erziehn. Aber freilich beruht mein Unterricht auf andern Voraussetzungen. Die Stille, Liebe meint, so sehr die Demut ihr auch gebietet, ihre ganze Wirksamkeit vor der Welt als zweifelhaft darzustellen, insgeheim denn doch, daß ihre moralisch-religiösen Vorschriften die jungen Seelen vor dem Strudel bewahren werden. Ich habe dagegen die Überzeugung, daß gerade die edelsten Naturen unsres Geschlechts unbedingt tiefen Verwicklungen dahingegeben sind, welche keine Regel der Klugheit, kein Präservativ der Sitte und keine Andachtsübung aufhält. Viele gehn in denselben unter, wenige werden gerettet. Zu diesen gehöre ich, und wenn auch die Art meiner Herstellung sich nicht

bei jeder Unglücklichen wiederholen wird, so lehrt sie wenigstens, daß das Leben selbst aus seiner Fülle den Stab wachsen macht, welchen die Dressur der Pensionsanstalt nicht darreicht.

Dies will ich erzählen, schlicht, einfach, kurz; zu ausgeführter oder gar kunstreicher Behandlung habe ich weder die Lust noch das Geschick noch die Zeit.

Die Stellung der Frauen in der Gegenwart ist sonderbar. Was hat unsre Mütter beschäftigt, ihren Geist und ihr Gemüt ausgefüllt? Das Haus oder die Gesellschaft. Die Ruhigen wandten sich jenem, die Lebhafteren dieser zu. Nun gibt es aber keine Häuslichkeit mehr im alten Sinne, und aus der Gesellschaft ist der feine Zauber längst verschwunden, durch dessen Verwaltung wir die Priesterinnen und Fürstinnen der Salons wurden. Unser Platz in der Welt ist also leer oder anderweitig besetzt, wie man dieses Mißverhältnis ausdrücken will. Wenn wir uns auch vor der durch die Saint-Simonisten[1] uns zugedachten Emanzipation schönstens bedanken wollen, so läßt sich doch ahnen, daß unser Zustand bedeutenden Veränderungen entgegengeht.

Der Autor hat der Wahrheit gemäß erzählt, daß mich schon als Mädchen auf dem Schlosse meines Vaters das Gefühl eines Vaterlandes mächtig bewegte. Die Natur mußte vielleicht so bei mir verfahren, mir Ersatz durch eine allgemeine Empfindung geben, weil mir der Segen einer gesetzlichen Geburt, mir eine Mutter vorenthalten worden war.

Madame de Staël — wenn ich nicht irre — hat einmal gesagt, daß in Zeiten, wo man auch den Frauen die Köpfe abschlage, ihnen notwendig erlaubt sein müsse, sich um die Politik zu bekümmern. So schlimm steht es nun bei uns nicht. Aber da wir durch die Staatsumwälzungen unser Vermögen einbüßen,

[1] Claude Henri, Graf von Saint-Simon (1760—1825), Urheber des nach ihm benannten Saint-Simonismus, nationalökonomischer Theoretiker. Besonders sein Schüler Enfantin war Apostel der sogen. Emanzipation des Fleisches, einer Lehre, gegen welche die Pariser Polizei dadurch einschritt, daß sie die Versammlungen der Saint-Simonisten verbot.

uns mit den Männern versetzen lassen müssen und Söhne für den Krieg gebären, so scheint uns weder das Recht noch die Veranlassung zu fehlen, an allen den öffentlichen Dingen teilzunehmen, durch welche auch uns Freude und Entsagung, das Lachen und die Träne bereitet wird.

Diese Vorstellungen bewohnten wie in der Knospe den Kopf des jungen Mädchens; es sprach sich und andern dieselben nicht aus. Die Frau, welche Schritte in die Dreißig getan hat, wird wohl davon reden und eingestehn dürfen, daß sie von jeher sie gehabt.

Nun aber ist es eine eigne Sache um dieses Vaterland. Wir sind und bleiben denn doch arme Gefühlswesen, bei welchen der Weg zum Haupte immer und ewig durch das Herz geht. Wenn die Trommel gerührt wird, wenn sie dahinziehn in langen Reihen und die Fahnen den Tüchern und die Tücher den Fahnen Abschied zuwinken, und nun der Busen um Reich und Thron und zugleich um das Schicksal der Lieben bangt, dann die herrlichen, freudigen Kampfes- und Siegesnachrichten erschallen, jeder in diesem Sturme sich zum Außerordentlichen gehoben fühlt, ach und endlich bei dem Friedensheimzuge die Freunde uns die teuersten Güter erobert dahergetragen bringen — dann weiß eine Frau, daß auch sie in ihrer schwachen, furchtsamen Seele eine Empfindung beherbergt, welche über die Spindel und das Nähzeug hinaus reicht; dann dürfen wir uns *eines* Geschlechts mit der Mutter der Gracchen und den Weibern der Numantiner[1] rühmen. Oder auch dann kann unser Geist bewegt und erregt sein, wenn kluge, weltgestaltende Männer im Schweigen des Kabinetts mit der stillen Feder oder der feinen gewinnenden Rede Bündnisse stiften, Provinzen erwerben, die Entschlüsse so leise vorbereiten, welche nachher den Erdkreis erschüttern und die Menschen in Staunen und Verwundrung

[1] Nach ihrer Besiegung durch P. Cornelius Scipio Africanus im Jahre 133 töteten sich die meisten der überlebenden Numantiner gegenseitig, um nicht in des Eroberers Hand zu fallen, der von ihrer Stadt den Beinamen Numantinus erhielt.

setzen. Da wissen wir wohl bei uns die Gegner zu friedlicher Annäherung zu versammeln, Geheimnisse zu empfangen und zu bewahren.

Aber wie wird es im Frieden, im gleichgültigen Gange des Alltags? Statt der Heldentaten Manoeuvres, statt des regsamen Spiels seltner Kräfte ein stockendes Schleichen im Geleise trockner herkömmlicher Tätigkeit. Was soll denn nun die Frau beginnen, welcher die Kleinigkeiten nicht genügen, auf die wir dann einzig und allein angewiesen sind? Da müßte sie etwa Dichterin, Schriftstellerin, Kunstkennerin werden. Aber wenn die arme Seele zu der Einsicht gelangt ist, daß die Lieder ihrer Schwestern am Parnaß nüchtern und dünn erklingen, daß die Bücher der Weiber aus den abgetragnen Gedanken der Männer bestehn, daß sie vor den Bildern und Statuen doch auch nur diesen bevorzugten Geschöpfen nachsprechen, wenn sie also zu allen derartigen Zeitvertreiben weder Lust noch Belieben trägt, womit wird sie dann ihre verlangende, glühende Brust ausfüllen?

Ich hatte nach dem Tode meines Vaters schlimme Tage auf dem Schlosse. Gute Menschen walteten dort; aber unsre Seelen waren zu verschieden. Der Herzog war früh gewissen Personen in die Hände gefallen, welche ihm die größten Vorstellungen von der Würde des Adels beigebracht und ihm die Heiligkeit der Pflicht, alles an die Herstellung dieses Standes zu setzen, eingeschärft hatten. Diese Begriffe regierten ihn mit unumschränkter Macht; er hatte für nichts andres Raum in sich. In den Militärdienst eines kleineren Staates eingetreten, war er rasch von Stufe zu Stufe gestiegen, hatte auch an einigen Vorfällen des großen Kampfs auf der deutschen Seite teilgenommen, aber ohne Liebe und Wärme für die Sache, welche ihn nur insofern interessierte, als er von ihrem Siege den Triumph der Aristokratie hoffte. Meine gute Schwägerin war in Paris erzogen worden und hatte Deutschland erst nach dem Untergange unsres großen Feindes kennen gelernt.

Ich, voll von den Eindrücken einer unbeschreiblichen Zeit,

mochte meinen nächsten Umgebungen wohl wie eine Närrin vorkommen, welche sich abmühte, Schattenbilder der Wirklichkeit unterzuschieben. Der ganze Enthusiasmus eines zwanzigjährigen Mädchens war eins geworden mit dem Enthusiasmus eines Volks; diesen Gewinn festzuhalten, das herrliche Gedächtnis mir nicht zu einem Traume verdämmern zu lassen, war die Aufgabe meines Lebens. Ich baute mir ein kleines Museum aus Erinnerungszeichen und Bildnissen der Feldherrn zusammen, sang meine lieben Schlacht- und Kampflieder am Fortepiano, steuerte von meinen schmalen Mitteln, soviel ich nur entbehren konnte, an die Vereine, welche sich überall zur Unterstützung der Invaliden gebildet hatten.

Man stutzte, verstand mich nicht, lächelte über mich. Ich ließ mich das nicht anfechten. Aber freilich fühlte ich nur zu bald, daß ich mit dem, was mir das liebste war, mich in einer völligen Einsamkeit befinde, und dieses Bewußtsein fiel mit um so größerer Schwere auf mich, als es die nächsten waren, die es mir bereiteten, und als ich voraus sah, daß bald mein ganzer Zustand in dem Hause, welches doch auch als *mein* Vaterhaus gelten sollte, unterhöhlt sein würde. Ich versank in eine Schwermut, die mich auch wohl zuweilen ungerecht gegen das Gute machte, welches mich umgab. Wenigstens muß ich jetzt über manches lächeln, was mich damals gegen die liebenswürdige Frau einnahm, mit der ich nun so verträglich leben kann. Sie hatte z. B. eine ängstliche Sorgfalt für ihre Gesundheit, scheute den Zug, den Tau und was dergleichen mehr ist. Als ich mich einst hierüber im entgegengesetzten Sinne vernehmen ließ, stellte sie mir sehr beredt die Pflicht dar, welche jeder habe, auf solche Weise über sich zu wachen. Ich fand diese bewußte Ansicht von der Sache nur noch egoistischer und schwächlicher und hatte doch unrecht. Denn wie verderben wir uns und andern durch üble Laune die Tage, und wie selten entspringt sie aus geistigen Ursachen, wie viel öfter aus kleinen Indispositionen, welche meistens durch Regime zu meiden wären! Wie hindern oder zerstören

Krankheiten das Glück ganzer Familien! Was begünstigt überhaupt mehr die Entwicklung eines harmonischen Lebensgangs als das leichte, reine Gefühl, welches nur die Blüte vollkommner körperlicher Wohlfahrt sein kann?

In jenen Stimmungen und Verstimmungen lernte ich nun Medon kennen, welcher auf das Schloß kam, mir die erste Nachricht von dem Auffinden der teuren Reste des erschlagnen Freundes zu überbringen. Es wird nicht von mir erwartet werden, daß ich die Geschichte unsrer Herzen — oder vielmehr des meinigen — denn das seine hatte leider keinen Anteil daran — novellistisch erzähle. Nur das muß ich sagen, daß die Herzogin unrecht hatte, wenn sie in ihrem Briefe behauptete, die Sympathie des Mißvergnügens habe uns zusammengeführt.

Nein, es war etwas andres, etwas Höheres von meiner Seite. Medon gehörte zu den geistigen Ruinen, aber zu den mit aller Pracht üppiger Vegetation bewachsnen. Soll es denn einer arglosen Frau ewig verdacht werden, wenn sie der Duft und Glanz solcher Stauden und Blumen anzieht, wenn sie in ihrer Gutmütigkeit nicht zu ahnen vermag, daß unter diesen Reichtümern und Schönheiten der Abgrund laure? Sein Name war mit Auszeichnung im Kriege genannt worden, das mußte ihm wohl zur Empfehlung bei mir gereichen; er brachte mir eine Nachricht, worin für mich ein trüber Trost über einen ungeheuren Verlust lag — wie konnte mein Herz noch einen Rückhalt gegen ihn haben? Endlich, ich fand nach langem Darben jemand wieder, mit dem ich meine Sprache reden durfte.

Ich habe beinahe zwei Jahre hindurch den Namen dieses Mannes getragen, und wer wird mir daher glauben, daß ich über seine frühere Geschichte, über seinen Charakter und seine Grundsätze nur Vermutungen zu geben weiß? Das allein ist mir bekannt, daß ich durch ihn eine Zeitlang sehr elend geworden bin.

Er war aus Franken gebürtig und von einem ehemaligen Jesuiten erzogen worden. Dieser Lehrer hatte ihm die ganze

verschlagne Festigkeit seines Ordens zu eigen gemacht und ihm in jungen Jahren schon den Grundsatz eingeimpft, daß der Zweck die Mittel heilige. Als Jüngling muß ihm etwas Schreckliches begegnet sein; ich ahne, daß er eine Geliebte aus Unvorsichtigkeit getötet hat. Ein solches Mißgeschick mag auf den Menschen die zerstörendste Wirkung äußern. Denn ein Verbrechen läßt sich durch Reue und Buße sühnen; aber wo findet der Beruhigung, welcher als blindes Werkzeug geheimer, gräßlicher Mächte sein Teuerstes vernichtete? Die Sonne geht einer so belasteten Seele unter, und Frostnacht breitet über sie erstarrende Schatten aus.

Er hat mehrere Monate in Wäldern und Felsklüften, dem Wilde gleich, verlebt, wie er mir selbst gestand. Welche Gedanken da sich seiner bemächtigt, weiß nur der finstre Geist des Felsens und des Waldes. Als der große Ruf der Freiheit durch Deutschland erscholl, klammerte er sich an die Hoffnung eines einigen Vaterlandes an, und diese ward nun der Gott seines Busens. Seine tollkühne Tapferkeit im Kriege entsprang wohl aus dem Wunsche, zu sterben. Der Tod ward ihm nicht, und auch das einige Vaterland blieb nach dem Frieden aus. Ein tiefer Haß gegen alles Bestehende, worin er nur das Hemmnis einer besseren Ordnung der Dinge erblickte, bemächtigte sich seiner, um so gefährlicher und hartnäckiger, als dieser Gesinnung jede Leidenschaftlichkeit abging. Viele sind in jenen Tagen gegen Fürsten und Machthaber stürmisch und drangvoll zu Felde gezogen; sie trugen das Panier ihrer Vorsätze im Antlitz; Medon schien dagegen mit allen Einrichtungen der Gewalt zufrieden zu sein. Er gehörte zu den kalten Fanatikern. Diese vermögen, wenn die Umstände sie begünstigen, etwas auszurichten. Denn die Dinge, welche auf solchen Gefilden erstrebt werden, entstehen nicht durch die Begeistrung, sondern durch den Kalkül.

Eine kurze Zeit hat er sich in dem damals aufkommenden geheimen Bundeswesen versucht. Wie diese unzulänglichen Intriguen nach Jahren entdeckt wurden und, zum Schreck vieler, dem im öffentlichen Ansehen fest wurzelnden Manne das Ge-

bäude seines künstlich errungenen Zustandes zertrümmerten, ist in den Büchern unsrer Geschichten erzählt. Lange wirkte dieser Sturz im gesellschaftlichen Leben der großen Stadt nach; niemand hielt sich im Verkehr mit andern mehr sicher.

Ein Geist wie Medon mußte aber sehr bald einsehen, daß sich mit Studenten nichts durchsetzen läßt, und daß überhaupt Verschwörungen nie die Beschaffenheit der Dinge, sondern immer nur ihre Oberfläche und auch diese meistens nur vorübergehend ändern. Er gab daher alles derartige Tun und Treiben auf, sagte sich von den Häuptern und Gliedern los und folgte dem Strome, mit welchem zu schiffen jeder gute ruhige Bürger verpflichtet ist. Sein Name, seine Kenntnisse, seine Persönlichkeit führten ihn in vorteilhafter Art bei den Machthabern ein; es dauerte nicht lange, so war der Grund zu der glänzenden Existenz gelegt, welche unser Autor beschrieben hat.

Indem ich nun daran gehen soll, die Fäden, welche das Gewebe seiner Handlungsweise zusammensetzen halfen, aufzudrehen, fehlen mir fast die Worte, um das Verhältnis von Kette und Einschlag richtig darzustellen. Ein Wahn, ein Irrstreben der schlimmsten Art entbehrt vielleicht schon seiner Natur nach der eigentlichen Gestalt des dichten Zusammenhangs, welchen ihm die schildernde Feder gibt. Nur in Träumen und abgerissen flatternden Momenten mag der so arg Fehlende sich seines Systems bewußt werden. Ich bitte daher den Schatten des Dahingegangenen zum voraus um Verzeihung, wenn die Armut der Sprache mich zu bestimmteren Ausdrücken zwingt, als wie sie der Sache eigentlich gemäß sind.

In den Geschichten der Revolutionen, namentlich in denen der französischen, wird zuweilen das Wort Pessimismus gebraucht. Es bedeutet das Streben der Faktionen, durch künstliche Hervorbringung eines allerschlechtesten Zustandes die Menschen in eine Wut zu stürzen, welche sie blindlings den Planen der Bösen zutreibt. Die Mittel, deren man sich bei diesem furchtbaren Verfahren bedient, sind mannigfaltig; jedoch laufen die

meisten darauf hinaus, daß man entweder die Gegner zu unbedachten Schritten zu bringen weiß oder selbst den Schein feindlicher Operationen erzeugt oder durch gemachten Mangel der ersten Lebensbedürfnisse Kummer und Not unter die Menschen wirft.

Ich weiß nicht anders mich auszudrücken, als: Medon hatte sich vorgesetzt, ein Pessimist in deutschem Sinne zu sein. Voll von dem ätzenden Gefühle, daß die öffentlichen Einrichtungen Deutschlands im Widerspruche mit einer schönen, freien, großen Entwicklung seien, hielt er dafür, daß der Weg zu einer Erneuung unsres Lebens durch das Labyrinth einer vollkommnen Anarchie gehe, und daß dahin nur eine Zersetzung aller moralischen Bande, welche uns zusammenhalten, die er aber für morsch ansah, führen könne. Ob er allein, von jeder Verbindung mit andern gesondert, in dieser entsetzlichen Täuschung einen abenteuerlichen Plan ausgesonnen hat, ob mehrere Teilnehmer einer solchen Verkehrtheit gewesen sind — ich weiß es nicht. So viel ist mir aber klar geworden, daß seine Ratschläge, seine Einwirkungen auf hochstehende Personen verwendet wurden, um unheilvolle Maßregeln hervorzubringen, welche unsre allerdings zweideutigen Verhältnisse in eine nur noch tiefere Zweideutigkeit und Halbheit senken sollten, Maßregeln, welche er mit großem Geschicke und vielem Scheine als nützliche, kluge, billige darzustellen wußte. Und in dieser Absicht regte er auch besonders junge Leute auf, sich zu überheben, die ihnen gezognen Schranken zu verkennen, natürliche, ihnen gemäße Lebenslose mißzuschätzen, so sich innerlich zu Grunde zu richten und sich zu einem gärenden Stoffe der Zeit zuzubereiten. Das war endlich der Grund, warum er Hermann in so törichte Pfade verlockte. Auch er sollte ein Opfer dieser Künste werden, die Herde der Mißvergnügten, Zerstörten mehren.

Ach, mir entsinkt die Feder! Ich habe das dunkle Bild entworfen; erlaßt mir, es auszumalen! Nur so viel noch. Seine eignen Andeutungen und einige Blätter, welche er mir in aus-

forschender Absicht, wie ein Spiel des Witzes, übergab, liehen mir die Züge dar. Die Schrift war nach Art und in der Form des „Fürsten" abgefaßt und hieß „Das Volk". Er hatte, wie Macchiavell[1], darin eine finstre Theorie nach allen Richtungen kapitelweise behandelt. Genug! Genug! —

O, und doch ist das Schlimmste noch zurück! — Wirst du es denn glauben, junge, arglose Seele, die du diese Bekenntnisse liesest, daß wir unsre Brust, heißer Liebe voll, an die Brust eines Mannes legen, und daß er, kalt berechnend, während der Umarmung uns zu einem Hebel in dem Getriebe seiner Entwürfe, zu einem Werkzeuge ausersehen kann? Es ist fürchterlich, sich an dem Gefühle einer Frau zu versündigen; denn der Frevler tötet darin ihren Gott! — Tausendmal ist es gesagt worden: Wir haben nichts als die Liebe; aber es geht damit wie mit allen uralten Wahrheiten: niemand achtet ihrer.

Zwar merkte ich an Medon, als es ihm gelungen war, mein Herz zu überwältigen, oft eine gewisse Unruhe, ein Zerstreutsein, was wie Kälte aussah; aber ich schob diese Dinge auf Verwicklungen, aus früherer Zeit herrührend, auf das Unbehagen, welches auch ihm das Haus des Herzogs erregte, auf momentane Stimmungen, auf das Gefühl des Nichtbefriedigtseins endlich, wovon ausgezeichnete Menschen immer von Zeit zu Zeit heimgesucht werden. Wie hätte ich in meiner Hingebung und bräutlichen Trunkenheit die Wahrheit ahnen können? Aber als wir die Ringe gewechselt hatten, als ich sein Haus teilte und nun Einrichtungen getroffen wurden, welche auf die Absicht einer Sonderung aller Lebensverhältnisse schließen machten, als er sein Zutraun still und höflich zurückzog, die Zeichen und Beweise freundlicher Neigung immer sparsamer und erzwungner wurden, überhaupt unsre Ehe nach und nach die Gestalt eines

[1] Nicolo Macchiavelli (1469—1527), bedeutender italienischer Staatsmann und Geschichtschreiber. Sein „Fürst" („Il Principe") erschien im Jahre 1515.

gewöhnlichen Konvenienzbündnisses unter abgeflachten Personen der höchsten Stände annahm, ohne daß von meiner Seite diese Wandlung durch etwas andres verschuldet war als durch wachsende Innigkeit und steigende Sehnsucht, im Hause mein Alles zu finden, da befiel mich ein Grauen; ich fing an zu argwöhnen, daß ich schwer hintergangen sei, und fühlte die Notwendigkeit, einem schlimmen Geheimnisse auf die Spur zu kommen.

Was mich am meisten erschreckte, war die Art, wie Medon sich gegen mich vor andern benahm. Unsre Zimmer hatten sich nach und nach mit den bekanntesten Personen der Hauptstadt gefüllt; ein glänzender Kreis umgab uns, der mir wohlwollend und achtungsvoll begegnete. Medon erschöpfte sich vor diesen Zeugen in Aufmerksamkeiten gegen mich. Aber sobald die Menschen uns verließen, sobald die Kerzen ausgelöscht wurden, verschwand auch er und barg sich in seinen Gemächern.

Ich hatte mir anfangs vorgenommen, ihn zu beobachten, insgeheim zu forschen und den Falten seiner Seele nachzuspüren. Bald aber verwarf ich diese kleinlichen Mittel als meiner unwürdig und erkannte, auf welche Weise es sich einzig und allein für mich zieme, in dieser Sache zu verfahren. Eines Tages, da ich mich ruhig genug glaubte, erklärte ich Medon zwar mit zitternder Stimme, aber durchaus fest und gesammelt in mir, daß mich sein Wesen befremde, daß es nicht das eines Gatten sei, und daß er mir die Wahrheit zu sagen habe, welche ich sofort, ganz, im unumwundensten Geständnisse von ihm verlange.

Die Kraft der Unschuld und des Rechts muß wohl sehr groß sein, da sie selbst das schwache Weib zur Meisterin des starken Mannes macht. Medon, der sonst jeglichem standhalten konnte, ward durch meine Anrede überwunden. Zwar versuchte er, mir in ausweichenden Antworten zu entgehn; als ich ihm aber erklärte, daß ich diese verwerfe, vielmehr fordre, er solle seine Pflicht erfüllen, und als meine Augen, welchen die himmlischen Helfer in dieser schweren Stunde weichliche Tränen fern hielten, nicht abließen, ihm, der unruhig hin und her ging, zu

folgen, so brach seine Fassung zusammen. Er stürzte mir zu Füßen, barg die errötenden Wangen in meinen Händen und stammelte, so demütig niedergebeugt, seine Bekenntnisse. Er gestand mir, daß er mich nie geliebt habe, daß er überhaupt keine Frau werde lieben können, weil sein Haupt gänzlich von dem öffentlichen Interesse eingenommen sei, daß er allerhand Plane mit den Menschen verfolge, daß er aber eingesehen habe, wie niemand selbstständig auf viele wirken könne, der nicht ein Haus mache, weil jeder ledige Mann über kurz oder lang aus dem Mittelpunkte der Beziehungen an die Peripherie gerate, zum Anhange fremder Verhältnisse werde.

„Unglücklicher!" rief ich vorahnend aus, „und deshalb bedurftest du einer Frau, um deren Sofa sich die Gäste versammeln sollten, die ihnen den Tee einzuschenken bestimmt war! Du mußtest eine Wirtin für dein Intriguenstück haben! Und so hast du kalt und lauernd mit meinem Herzen gespielt, betrügerischen Glimmer für mein reines Gold gezahlt, welches ich dir aus überströmender Fülle verschwenderisch hinschüttete! Hast mich mir selbst entfremdet, nicht aus Leidenschaft, nein, wie der Vogelsteller mit süßgiftigem Tone die Nachtigall aus ihrer grünen Laubzelle in seine Netze lockt!"

Er konnte nichts erwidern und nickte nur seine schweigende Bejahung; dann ging er still und gebückt, ohne die Augen vor mir aufzuschlagen. Bald erhielt ich einige Zeilen von ihm, worin er mir sagte, daß nach dem, was ich nun wisse, er keine Macht mehr über mich haben wolle, und daß es von mir abhange, unser Verhältnis aufzulösen.

Ich antwortete ihm darauf, daß man die Frauen in Europa nicht so von Tag zu Tage nehme und entlasse, daß ich überlegen und zu seiner Zeit das Nötige beschließen werde, daß aber vorderhand unsre Scheinehe fortdauern müsse.

Diese Entdeckungen waren kurz vor Hermanns Ankunft geschehen. Es hatte sich eine dunkle Nacht über mich und mein Leben ausgebreitet. Seine Erscheinung war der erste Lichtstrahl

in dieser Finsternis; sie gab mir wieder die Möglichkeit einer Hoffnung, einer Zukunft. Ich glaube, daß ich nur durch ihn die Stärke zu dem Entschlusse gewonnen habe, den ich nachmals ausführte, als Medon bei der herannahenden Gefahr mich in seine Irrbahn wieder mit fortreißen wollte: mein Geschick nämlich von dem seinigen durch rasche Flucht für immer abzusondern.

Hier schließe ich. So kann eine Frau für die edelsten Regungen büßen. Und von solchem Falle kann sie wieder erstehn.

In der freudigen Rührung, die mich immer ergreift, wenn ich meines gewendeten Schicksals denke, werde auch dem Verirrten ein entschuldigendes Wort nachgerufen! Er schläft fern in dem fremden Lande, jenseit des Weltmeeres. Klima und Kummer zehrten ihn dort auf, nachdem seine phantastischen Verbrechen hier gescheitert waren. Er hat schwer gefehlt, es ist wahr. So übel stehn unsre Angelegenheiten nicht, wie er sich einbildete, und seine Denkungsweise war übler als das Übelste. Aber man erwäge, daß vieles bei uns zusammentrifft, gerade die lebendigen, strebsamen Geister in unheilbaren Trübsinn zu versenken, aus welchem denn auch wohl Frevel der seltensten Art hervorgehen können!

IX.

Der Herausgeber an den Arzt.

Sie haben mir durch die Mitteilung der beiden Bekenntnisse große Freude bereitet. Diese Frauen stellen gewissermaßen die Pole der weiblichen Natur dar. Die eine zieht sich keusch in ihr Innerliches zurück und steigert sich bis zu einer krankhaften Zartheit, welche freilich die nächsten Verhältnisse zerstört, ihre Umgebungen unglücklich macht. Die andre, mit heitern Sinnen gegen die Welt gewendet, wird Patriotin aus Lebhaftigkeit. Besonders anmutig erscheint mir Johanna, und es ist gar lieb und schön, wie sie das scheinbar der Frau ganz Widerstrebende in ihrer weichen Brust verarbeitet. Amor, mit den Waffen des

Mars spielend[1], ist ein reizendes Bild, und ähnlich dem Eindrucke, den diese Zusammenstellung erregt, ist die Empfindung, die man hat, wenn man ihre weißen, feinen, schmalen Hände (bekanntlich die schönsten, welche Gott je in seiner besten Laune einer Frau gegeben) mit den strengen, geschichtlichen, politischen Begriffen gebaren sieht. Daß sie eine Zeitlang ein Opfer ihrer geistigen Weite und Freiheit werden konnte, ist ebenso tragisch als anziehend.

Der Briefwechsel, wenn er ein wahrer ist, vertritt die Stelle des Gesprächs, und dieses besteht aus Rede und Gegenrede. Lassen Sie mich Ihnen also erzählen, was Sie, damals von * entfernt, nicht so genau wissen können: wie nämlich Johanna sich herstellte.

Der Krieg ist nicht so schlimm, als seine Folgen es sind. Man könnte, wenn man Lust an auffallenden Reden hat, sagen: der Krieg mordet erst im Frieden. Außerordentliche Kräfte ruft er hervor, und in denen, welche die Kugel des Feindes nicht trifft, regt er unendliche Erwartungen an. Wie sollten diese auch geringer sein, da jeder ein Unendliches, das Leben, auf das Spiel zu setzen gewohnt war? Nun können aber jene Erwartungen auch nicht im entferntesten befriedigt werden; der schleppende Gang der wieder eintretenden Gewöhnlichkeit hemmt die Seelen und ist doch nicht im stande, sie zu fesseln; dadurch entsteht in feurigen Geister eine Art von Verzweiflung ohne Gegenstand, welche manchen hinrafft, ohne daß sich eine äußere Ursache entdecken läßt. So viel ist gewiß, die eigentlichen Helden einer denkwürdigen Periode überleben sie selten lange.

Zu den Opfern des Krieges im Frieden gehörte unser alter würdiger Freund, der General[2]. Auf seinem Rosse, kühner Reiter, verwegner Reiterführer, war ihm das Leben in jenen unruhigen Zeiten ein tägliches Glücksspiel gewesen. Wo sich ein

[1] Wiederholter Vorwurf der Malerei. — [2] Hier schwebt dem Dichter offenbar Adolf v. Lützow vor, ohne daß dessen Geschick im einzelnen mit dem des Generals zu identifizieren wäre.

Widerstand gegen den Unterdrücker auftat, hatte sein Degen geblitzt; so gingen ihm zehn Jahre in der beständigen Abwechselung der Schlachten und Belagerungen, der Nacht- und Tagemärsche hin. Seine Locken waren sparsam geworden und erbleicht, aber seine Augen scharf geblieben, als die letzten Donner des großen Völkergewitters in Paris verhallten.

Nun kehrte er zurück, Lorbeeren auf dem Haupte, Orden auf der Brust, im Munde des Volks als einer der unermüdlichsten Streiter hoch emporgetragen. Aber wie es zu gehn pflegt: die Menge vergißt sehr bald ihre Begeisterung und erinnert sich derselben erst wieder bei dem Leichenbegängnisse, und die Machthaber werden von großen Verdiensten, die nicht ganz in der Stille geblieben sind, immer nur belästigt. Man lobte ihn, ließ es an leeren Auszeichnungen nicht fehlen; in den wesentlichen Dingen aber fing man binnen kurzem an, ihn zu vernachlässigen. Er wurde so umhergestoßen, wo es eigentlich nichts zu tun gab; endlich schob man ihn sacht beiseite.

Der alte feurige Mann wurde nicht sobald dieser gesetzlichen Unbilden inne, als ihn ein tiefer Verdruß ergriff. Zu stolz, sich zu beschweren, schlang er den Ingrimm hinunter und zehrte dadurch nur noch mehr an seiner Seele. Von Stufe zu Stufe im Mißmute versinkend, hatte er zuletzt weder Hoffnung noch Aussicht vor sich und fühlte diesen trostlosen Zustand um so herber, als ein beschäftigtes, zerstreutes Leben ihm die allgemeinen Hülfsmittel, wodurch sich sonst der geschlagne Mensch aufrichtet, nicht zugänglich gemacht hatte.

Er verzagte an sich und an dem Vaterlande und war in dieser trüben Stimmung im Begriff, seinen Abschied zu fordern und die reinerhaltne, tapfre Kraft als Mietling irgendwo zu vergeuden.

Damals kamen Johanna und die Herzogin nach der Hauptstadt, von Ihnen zur Heilung bedenklicher Nervenleiden dorthin gesendet. Nur mit Widerstreben hatte Johanna Ihrem Befehle gehorcht; sie scheute sich, den Ort aufs neue zu betreten, der so

manche traurige Erinnerung in ihr weckte. Sie mied Gesellschaften und konnte selbst von dem Anblicke ehemaliger Freunde schmerzlich berührt werden. Die Herzogin hielt sich ebenso zurückgezogen; man sah beide Frauen nur auf einsamen Spaziergängen, doch auch dort von dem Auge der Neugier beobachtet.

Eines Tages konnte ihnen der General, der auch fern von den Menschen zu wandern liebte, einen Dienst leisten. Er empfing den artigen Dank der Damen und versetzte, Johanna scharf ins Auge fassend, daß, wenn ihm Dank für die unbedeutende Gefälligkeit werden solle, er ihn nur darin zu finden wünsche, daß er sie nicht zum letzten Male gesehen habe. Er sprach dies mit der Galanterie eines alten Mannes, aber kurz, trocken, soldatisch. Sie, der alle solche Töne zum Herzen dringen, antwortete ebenso entschieden, er möge nur kommen, sie werde sich nicht vor ihm verleugnen lassen.

Dem ersten Besuche folgte der zweite, diesem der dritte u. s. w. Aus kurzen Zusammenkünften wurden lange, aus Gesprächen allgemeinen Inhalts vertrauliche Unterredungen. Sie kam dem feurigen Greise mit der Unbefangenheit einer Tochter entgegen; er lebte in ihr, in ihrem adligen, glänzenden Wesen ein neues Leben. Dennoch blieb er seinem Vorsatze getreu und entdeckte ihr in einer hingebungsvollen Stunde, daß er entschlossen sei, dem Vaterlande den Rücken zu wenden.

Als sie das Nähere von ihm erfahren und gehört hat, wie dieser edle Charakter mit sich, seiner Jugend und seinen Erinnerungen uneins zu werden im Begriff stehe, ist sie in eine große Bestürzung verfallen, und weder Bitten noch Tränen sind gespart worden, den verehrten Helden von seinem Vorsatze abzubringen.

Er bleibt indessen fest und fragt bitter, was ihn denn eigentlich in diesem Staate halten solle, wo man seiner nicht mehr bedürfe. — „Ihre Taten, Ihre Ehre, Sie selbst!“ versetzt Johanna.

„Die Taten sind getan; meine Ehre nehme ich überall mit hin, und was mich selbst betrifft, so weiß ich kaum, wenn ich die

jetzigen Emporkömmlinge betrachte, ob ich der nämliche noch bin, von dem man einmal geredet hat."

Er geht bis zur Türe, dann wendet er sich und sagt mit niedergeschlagnen Augen, aber festem Tone: „Es gibt ein Einziges, was mich an diesen undankbaren Boden fesseln könnte, und das wäre, wenn Sie, Johanna, sich entschließen möchten, die Tage eines alten Soldaten zu teilen. Meine Seele würde dann eine Beruhigung finden und die Ungerechtigkeiten zu ertragen vermögen, unter welchen sie jetzt daniedersinkt." — Ohne eine Antwort abzuwarten, verläßt er rasch das Zimmer.

Am andern Morgen empfängt er einen Brief von ihr, worin sie ihm sagt, daß sie keine Leidenschaft für ihn empfinde, aber ihm herzlich ergeben sei, daß sie überhaupt vielleicht nicht mehr in dem Sinne zu lieben im stande sei, wie die Welt dieses Wort nehme, am wenigsten einen Jüngling, daß ihr ganzes Wesen vielmehr seine Erfüllung nur in einem zweiten, reichen, gehaltvollen, durchgeprüften Leben finden könne. Wenn ihm diese Geständnisse genügten, so sei sie die Seine, sobald eine natürliche Lösung ihres früheren Verhältnisses eintrete; denn zu öffentlichen Schritten gegen Medon könne sie sich nicht verstehen. Vor allen Dingen aber habe er zu bleiben und zu haften am Herde seiner Väter und Fürsten.

Der alte Held war überglücklich durch diese Zeilen. Er eilte zu ihr, versicherte ihr, daß sie ihm sein Dasein zurückgegeben habe, und daß er nicht mehr an seinen Vagabunden-Einfall denke. Sie habe über die Gestaltung der Zukunft allein zu bestimmen.

Hierauf haben beide die Entwicklung der Dinge ruhig abgewartet. Medons Tod machte endlich Johannen frei, und nachdem die Erschüttrung, welche dieses Begebnis in ihr erregen mußte, überstanden war, reichte sie dem Generale ihre Hand.

Ihre Seele wurde dadurch völlig hergestellt, ihr Schicksal gesichert. Kein schönerer Anblick, als die beiden hohen Gestalten, die eine unter dem Schnee des Alters blühend, die andre in reifer Fülle prangend, nebeneinander zu sehen. Die liebenswürdige

Patriotin hat als Frau ihre Lebensaufgabe gelöst; indem sie einem verdienten Feldherrn häusliches Behagen gab, erhielt sie ihn bei seiner Pflicht und leistete dadurch dem Gemeinwesen selbst einen Dienst. Er, sobald er nur wieder fröhlicher und mitteilender wurde, auch von neuem bemerkt, erlebte es, daß man ihn bei einigen Gelegenheiten, die dem Kriege ähnlich sahen, und wo „die hohlen Namen und die Figuranten" es nicht tun wollten, hervorsuchen mußte. Die Scham, welche zuweilen die Menschen ergreift, wenn sie ihrer Verschuldungen sich bewußt werden, brachte es hierauf dahin, daß seine Stellung in der ehrenvollsten Weise geordnet wurde. An seiner Gemahlin hängt er mit der eifersüchtigen Zärtlichkeit eines Liebhabers, und daß an der Seite einer schönen vielumworbnen Frau seine Empfindung etwas von der des Danville[1] hat, gibt dem Bündnisse nur noch einen Reiz mehr.

Nun aber möchte ich von Ihnen wieder allerhand wissen. Ich müßte mich sehr täuschen, oder Sie denken über den Geistlichen und dessen Verfahren etwas anders als die gute, fromme Herzogin. Wie erklären Sie ihre Phantasmen, besonders das auf dem Hügel? Was vermochte sie, an Hermann den harten Brief zu schreiben?

Ließen Sie sich zugleich bewegen, in die Geschichte des Herzogs und Hermanns einzugehen, auch über Sich das Nötige beizubringen, so rundeten sich diese Mitteilungen allgemach aus. Die Flut der Offenherzigkeiten ist einmal hereingebrochen, das Dämmen hilft doch nichts mehr; lassen Sie sie ungehindert und ganz strömen!

X.

Der Arzt an den Herausgeber.

Ja freilich habe ich eine von der Verehrung unsrer lieben Kränklichen verschiedne Meinung über den saubern Heiligen und Priester, der die arme Frau beinahe in das Erbbegräbnis gelie-

[1] Guillaume Danville, Kammerherr der Königin unter Ludwig XIII.; veröffentlichte im Jahre 1624 ein Heldengedicht „Die Keuschheit".

fert hätte. Zuvörderst muß ich über ihn anführen, daß der lose Vogel keineswegs so frisch wie ein neugebornes Kind nach Rom gelangte, was man aus seiner Erzählung von dem hölzernen Herrgottswunder, erlebt im Kloster — man weiß selbst nicht recht, wo — heraushören soll. Vielmehr hatte derselbe zu seiner Zeit, wie man zu sagen pflegt, nichts verbrennen lassen, und die Ehemänner wußten von ihm zu erzählen. Dazwischen war denn allerhand Ästhetik getrieben worden, so daß der ganze Kerl nicht viel über fünfundsiebenzig Pfund wog, als er durch die Porta del Popolo seinen Einzug hielt. Dort über den Sieben Hügeln vollendete der Katholizismus, was die Liederlichkeit angefangen hatte, und brachte ihn einer Nervenschwindsucht nahe, vor welcher ihn ein wackrer deutscher Arzt nur mit Mühe durch die sorgfältigste Kur bewahrte. Sein Geist aber ging unrettbar unter in leistenartigen[1] und sozusagen klebrigen Begriffen. Ob er ein elfenbeinernes Christusbild in einem groben hölzernen Futterale entdeckt oder dies dem Hermann nur vorgelogen hat, um seine sogenannte Bekehrung nazarenisch[2] aufzustutzen, weiß ich nicht; ich würde mich aber jedenfalls schämen, von einer solchen groben Handgreiflichkeit meine Wiedergeburt zu datieren.

Mir ist alle bewußte und sich vortragende Religiosität in der Gegenwart ein Gräuel; denn sie tritt, wo sie sich zeigt, aus dem Rahmen der Kirche, welcher sie angehören will. Sie entbehrt sonach des einzigen Zusammenhangs, durch welchen sie sich als echt beglaubigen könnte. Es gab oder es gibt wenigstens jetzt durchaus keine andre aufrichtig fromme Menschen, als die es unwillkürlich und ohne viel Wesen davon zu machen sind. Wie mich der Anblick des Siechlings, der sich denn auch, um die Sache bis zur Spitze zu treiben, die Tonsur hatte scheren lassen, anwiderte, da ich das Schloß betrat! — Ich erwartete gleich wenig Gutes von ihm.

---

[1] D. h. über ein und denselben Leisten geschlagenen; vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [2] Im Sinne der Nazarener, d. h. der ästhetisierenden Neukatholiken, Künstler und Dichter.

Dieser unglückselige Mensch hatte sich nach und nach gewöhnt, alles in der Welt unter der Verknüpfung von Schuld und Buße anzusehen, und sich so die große, grenzenlose Mannigfaltigkeit, welche durchaus verlangt, daß man vieles mit leichtem Blicke als gleichgültig und läßlich betrachte, in einen grauen, ekelhaften Brei zusammengerührt, von dem zu dieser Stunde eine Kelle voll als Schuld und zu der nächsten eine zweite als Buße einzunehmen sei. Die natürlichen Folgen, die zufälligen Ereignisse waren für ihn nicht mehr vorhanden; in jedem Zahn- und Kopfschmerz sah er ein göttliches Strafgericht.

Daß ein solcher devoter Taugenichts bei Gelegenheit, wenn es eben an Sünde gebricht, auch wohl darauf ausgehen kann, selbige künstlich zu verfertigen, um wieder Stoff für die Pönitenzmühle zu liefern, haben Sie in seinem Verhalten gegen Hermann, was ziemlich nach Kuppelei schmeckt, richtig geschildert, obgleich Sie sonst den Patron viel zu milde behandeln.

Ihm fiel die arme Schwache in die Krallen, als sie sich mit ihren erträumten Gewissenslasten im stillen plagte. Bei Durchlesung und Vergleichung der beiden Bekenntnisse habe ich gefühlt, daß eine, um mich des Ausdrucks zu bedienen, robuste Sittlichkeit diejenige ist, welche uns zu unsrer und andrer Freude durch das Leben geleitet. Auch die Tugend kann kränkeln, scheinbar in ihrer höchsten Blüte vorhanden sein, gleichwohl aber das Geschöpf von einem Irrtume in den andern jagen. Was ist es mehr, daß eine junge verheiratete Frau einige Augenblicke an einen jungen Mann mit größerem Interesse denkt als an den Gemahl, und wie bald heilen Entfernung, Pflicht und Verhältnisse solche leichte Seelenwunden aus! Sie zu einem Gegenstande ängstlicher Betrachtung machen, heißt aber, nach und nach dahin arbeiten, unter lauter Pflichterfüllungen, guten Werken und Andachtsübungen Gatten und Haus aufzugeben.

Doch trägt die Hauptschuld an der ganzen Wendung der Dinge der neophytische[1] Priester. Wäre er, wie ein unschuldiger

[1] Vgl. Bd. 3, S. 138, Anmerkung.

Mann und Diener Gottes es getan hätte, tröstend und beruhigend zu der schönen Selbstquälerin getreten, so würde sie sich in seinem Zuspruche bald ausgeheilt haben. So aber stürzte er sich auf ihr wundes Gemüt wie der Geier auf die Beute, und es ist nicht zu beschreiben, mit welcher kasuistischen[1] Grausamkeit er ihr Inneres zerlegt, der fiebernden Einbildungskraft Schreckniſſe aus dem ganzen Gebiete der Möglichkeit vorgeführt und sie so völlig mit sich uneins, verworren und elend gemacht hat.

Unsre Bestürzung können Sie sich denken. Ohne daß irgend etwas vorgefallen war, floh uns, verbarg sich vor uns die geliebte Herrin, welche als belebende Sonne unsern Kreis erwärmt hatte. Das ganze Hauswesen des Schlosses neigte sich einer Auflösung entgegen; denn die Frau bleibt ja immer und ewig die innerste Seele aller der gemütlich-traulichen Beziehungen, welche verschiedene Menschen zwischen vier Mauern zusammenhalten. Der Jammer des Herzogs war groß. Die Liebe zu seiner Gemahlin war vielleicht der einzige recht menschliche Punkt in ihm, da er sonst freilich wohl nur aus Aristokratie und Repräsentation bestand. Nun behandelte ihn diese angebetete Frau mit Kälte, die zuletzt in einen unverhüllten finstern Widerwillen ausging. Nach und nach konnte ich mir aus einzelnen Symptomen wohl zusammensetzen, daß der junge Fremde an den Gewissensskrupeln der Herzogin schuld sein möge, und in einer unvorsichtigen Stunde, in der guten Absicht, mit dem Gemahle einen vernünftigen Heilplan festzusetzen, entdeckte ich ihm meine Vermutung, welcher ich jedoch die Beteurung hinzufügte, daß ich fest wie von meinem Leben von der völligen Vorwurfslosigkeit der Büßenden überzeugt sei und das Ganze nur für eine Folge überstrenger Begriffe halte. Ich hatte aber diese Mitteilung zu bereuen. Denn er, nach seiner Sinnesweise vermutlich unfähig, eine Pein um nichts zu begreifen, ließ mich durch seine schwermütigen Blicke, seine

[1] Die Kasuistik, die früher als eine Wissenschaft galt, hat es mit den Grundsätzen der Entscheidung bei schweren Gewissensfällen zu tun. Man unterschied im Mittelalter eine philosophische, theologische und juristische Kasuistik.

verfallenden Züge, seine gebeugte Haltung schließen, daß er mehr, daß er wahre Fehltritte argwöhnte.

Alle Versuche, die Schmarotzerpflanze von dem schönen schlanken Stamme, an welchem sie sich festgesogen, abzureißen, wurden mit konvulsivischer Heftigkeit zurückgewiesen. Meine Mittel nahm die Kranke; aber was konnten die helfen? Das beste wäre gewesen, dem geschäftigen Seelsorger eine Dosis Bilsenkraut einzugeben, wozu ich nicht selten — Gott verzeihe mir die Sünde! — bei mir die stille Anwandlung verspürte. Denn wer mir an das Heiligste und Wunderbarste, an den menschlichen Leib, die frevelnde Hand legt, der greift als Feind in des Arztes Gebiet; den hasse ich bis in den Tod.

Da nun aber eine Vergiftung sich doch für mich nicht wohl schickte, so ersann ich ein andres, nämlich ein Abführungsmittel. Es war mir bekannt, daß der Oberhirt[1] der Diözese, seine und seiner Kirche Stellung mit Klarheit überschauend und wohl wissend, daß dem Katholizismus nur noch durch eine heitre Verständigkeit zu helfen ist, trübliche Fanatiker durchaus nicht liebte und alle Versuche, eine gemachte Devotion und Rigorosität früherer Zeiten wieder hervorzubringen, bei jeder Gelegenheit streng zurückgewiesen hatte. Hierauf mich verlassend und mit raschem Entschluß meinen Polacken besteigend, war ich nach einem tollen schweißtriefenden Ritte in der Metropole. Im Offizialate[2] angelangt, ließ ich mich zu einem der ehrwürdigen Herrn führen, von dessen derbem, naturfrischem Wesen ich viel gehört hatte.[3]

Ich fand ihn, seltsam genug, in einer kahlen Arbeitszelle, die kurze Pfeife im Munde, hinter der Flasche und dem grünen Weinrömer, Akten lesend. — „Wundern Sie sich nicht", rief er mir mit heisrem Lachen entgegen, indem er eine dicke Rauchwolke von sich blies und den Römer füllte, „mich unter solchem

[1] Immermann denkt wohl an den Grafen v. Spiegel zu Köln. — [2] Soviel wie Konsistorium; bischöfliche Behörde, der speziell die Leitung der Gerichtsbarkeit zukommt. Der Vorsitzende dieser Behörde heißt Offizial. — [3] Ob der aus den späteren Drosteschen Händeln bekanntere Generalvikar Johann Hüsgen gemeint ist, steht dahin.

Rüstzeuge zu finden! Den Arbeitern im Weinberge des Herrn wird oft schwach zu Mute, und sie bedürfen dann leiblicher Erstärkung."

Ich versetzte, daß gerade diese Umgebung mir Mut mache, mein Anliegen vorzutragen, weil ich ihn für einen von denen halte, welche den Herrn in Freudigkeit suchten, eröffnete ihm darauf, ich sei Doktor und der Leibarzt der Herzogin von *. Die Dame kranke, meine Kur könne aber nicht anschlagen, weil ein andrer, ein Seelendoktor, entgegenoperiere. Wie es nun ein Gesetz der Stereometrie sei, daß, wo ein Körper, sich kein zweiter befinden könne, so gelte ein Ähnliches auch in der Medizin, und deshalb wolle ich ihn, als Beisitzer der höchsten geistlichen Behörde, um abhülfliche Maße angehen.

Das Sokratesgesicht verzog sich wieder zu einem faunischen Lachen; er schürzte seine Nasenflügel empor und fragte ungefähr mit den Worten des Patriarchen im „Nathan"[1] (obgleich diesem im Gemüte ganz unähnlich): „Ist solches ein Problema oder ein wirklicher Kasus?"

Ich erzählte ihm darauf, was ich wußte, und wie ich nun aus dem Memoire ersehe, die Sache bis auf Nebenumstände ziemlich richtig und vollständig.

Der alte rechtschaffne Mann, dessen treuer Wandel nach den Geboten Gottes und nach dem Beispiele der Heiligen allgemein bekannt war, ließ mich kaum zu Ende reden, warf seine kurze Pfeife auf den Boden, daß der Kopf zerbrach, und rief in Selbstvergessenheit: „Den soll ja der Teufel holen!" — Darauf sich kreuzigend und den verpönten Fluch mit üblichem Spruche bereuend, fügte er hinzu: „Zu solcher Sünde hat mich der Zorneifer fortgerissen. Doch nur Geduld, es ist gerade eine Stelle in der wilden Eifel offen, wo er unter den Haferbauern seine Künste versuchen mag. Ihr Herzog hat ihn zwar zu seinem Hauskaplane gemacht; da er aber zugleich die Pfarrei des Orts versieht,

[1] 4. Aufzug, 2. Auftritt.

so ist er unsrer Gewalt unterworfen. Er soll in Bälde versetzt werden."

Nach einigen Gesprächen wurde ich mit dem derben Alten ganz vertraut. — „Diese neumodischen, aufgespreizten Überläufer geben uns viel zu tun", sagte er. „Sie wollen uns Alten vorbeikennen, es immer besser machen als gut, damit nur ja niemand an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zweifle, und bringen solchergestalt manche Unruhe zuwege. Sie laufen umher, stänkern, rühren den Dreck, mengen allerhand Subtilitäten in das Dogma, verfälschen dadurch selbiges und verführen eine Quälerei und Deutelei, davon unsre Kirche gar nichts weiß noch wissen will. Wir müssen jetzt dahin streben, Geistliche zu bekommen, die alert, aufgeweckt, sich helfen können und nicht, wie leider Gottes bis jetzt der Fall war, als Dummerjahne neben den protestantischen Predigern stehn."

Ich konnte mein Erstaunen über diese Freimütigkeit nicht bergen, und er fuhr fort: „Das ist auch so ein alter abgenutzter geistlicher Kniff, über alles hinter dem Berge zu halten, was vor jedermanns Augen offen daliegt. Ich für meine Person habe ihn in den Winkel geworfen, weil ich festiglich an den ewigen Bestand meiner Kirche glaube ohne diese Gaukeleien."

Schon nach acht Tagen kam der Versetzungsbefehl aus dem Offizialate, der zwar große Bestürzung erregte, dem aber nach dem Grundsatze der Obedienz nicht widerstrebt werden mochte.

Die Herzogin konnte dem Gewissensschärfer doch nicht auf sein Dörflein folgen; er mußte sich also damit begnügen, eine ausgearbeitete Heilsordnung zu hinterlassen, und wir sahen dem abziehenden Sykophanten[1] mit stillem Jubel nach.

Bei diesem Siege hätte ich mich beruhigen, ich hätte der Kraft der Zeit vertrauen und erwarten sollen, daß, wenn auch unsre Freundin nach der Entfernung des Priesters fortfuhr, zu beten und sich zu kasteien, diese Exaltation ohne einen immer gegen-

[1] So nannte man in Athen diejenigen, die jemanden wegen verbotener Ausfuhr von Feigen anzeigten; seither bezeichnet das Wort jeden Denunzianten.

wärtigen Schürer und Anbläser allgemach erlöschen würde, zumal da der Nachfolger des Geistlichen ein durchaus mäßiger, heiter denkender Mann war.

Allein auch mich riß die Ungeduld, die uns allen jetzt so eigen ist, fort. Ich wollte das Übel mit Stumpf und Stiel ausrotten und muß mich nun leider selbst eines recht törichten Streichs anklagen. Wie man Sturzbäder anwendet, um durch Erschütterung des ganzen Organismus eine Hauptkrisis zu bewirken, so wollte ich in diesem Falle von einem moralischen Sturzbade Gebrauch machen, durch welches ich zugleich das Luftbild, welches die Phantasie meiner Herrin quälte, auszulöschen und der entnervenden Irrwirkung des Priesters entgegenzutreten hoffte.

Ich ließ also — um kurz zu sein, denn warum soll ich etwas Schlimmes weitläuftig hin und her wenden? — die Herzogin durch dritte glaubwürdige Hand wissen, daß der junge Mann, den wir auf dem Schlosse beherbergt, eigentlich ein ziemlich lockrer Gesell gewesen sei, der ein verkleidetes Mädchen, mit welchem er schon eine Zeitlang gelebt, hier unter uns bei sich gehabt habe.

So weit kann man, in Mißstimmungen und Willkürlichkeiten verloren, von der graden Bahn abkommen.

Der Erfolg meiner Torheit war keineswegs der beabsichtigte, sondern ein sehr trauriger. Ich wurde zur Herzogin berufen, welche, ausgestreckt auf dem Sofa, im furchtbarsten Krampfe lag. Nachdem die verzweifeltsten Mittel diesen gebrochen, entwickelten sich intermittierende Zufälle, welche monatelang anhielten und das zarte Gebilde zu vernichten drohten. Mein Zustand war schrecklich. Ich rannte wie rasend durch Felder und Wälder, verweinte meine Nächte, verfluchte mich und meinen Unsinn. Die Schlaflosigkeiten, woran ich noch jetzt periodenweise leide, sind Nachwehen jener trauervollen Zeit. In einem freien Zwischenraume schrieb die Herzogin den Brief an Hermann und sandte ihm die Brieftasche zurück.

Über das Phantasma auf dem Hügel habe ich selbst meine eignen Gedanken gehabt. Soviel ist gewiß, es war der Hügel und die Stelle auf demselben, wo der Pfaff sich bestrebt hatte, in Hermann den Gedanken an einen Übertritt zur katholischen Kirche mit listigen Entzückungen zu erregen, und wo nachmals der Mordanfall auf den Oheim geschehen war.

Empfängt die Erde einen Eindruck vom Frevel, daß der Ort, wo ein solcher geschah, vergiftet wird und in einem dazu disponierten Gemüte Gedanken, die vom Rechten abirren, hervorzurufen vermag? Seelisches und Körperliches stehn im engsten ununterscheidbarsten Zusammenhange; Körper und Außenwelt wirken auf die Seele; trübe Luft, Steinkohlendämpfe erzeugen Niedergeschlagenheit und Mißmut, Sonnenschein, Gebirgsatmosphäre Heiterkeit und Energie des Geistes.

Ist es nun so ungereimt, anzunehmen, daß jene Wirkung wie jede vollkommne eine Wechselwirkung sei, daß auch die Seele ihrerseits, als höchst durchdringendes Fluidum, auf die Außenwelt Einfluß übe und in ihren stärksten Äußerungen den Boden, diesen analog, zu imprägnieren vermöge? Ja, wenn man konsequent denken, nicht bei Halbheiten stehn bleiben will, so kann man eigentlich nichts andres annehmen. Freilich dürfte man jetzt nur erst als Hypothese hinwerfen, daß der gute Mensch die Luft und den Boden gesund mache, der Böse und die böse Tat dagegen die Stelle verpeste, so daß den Tugendhaften dort ein Schauder, den Schwachen ein Gelüst zum Unerlaubten anwandle. Noch klingt dies barock und aberwitzig; nach hundert Jahren gehört es vielleicht zu den trivial gewordnen Sätzen.

Sie haben schon im zweiten Buche des Volksglaubens erwähnt, welcher diese Dinge für wahr hält[1]. Er spricht überall etwas Ähnliches aus. Wo ein Mord geschah, hat niemand sich gern angesiedelt, ist leicht wieder etwas Übles vorgefallen. Hebel[2]

---

[1] Vgl. Bd. 3, S. 127, Anmerkung. — [2] „Alemannische Gedichte", S. 26, V. 21—24 (9. Aufl. 1852).

singt von dem Platze, wo der Michel, der vom bösen Jäger den Karfunkel empfing, sich den Hals abschnitt:

„'s isch Plätzli näumen, es goht nit Ege no Pflug druf,
Hurst an Hurst scho hundert Johr und giftigi Chrüter;
'S singt kei Troſtle drin, kei Summervögeli bſuecht ſie;
Breiti Doſche hüete dört e zeichnete Chörper."

Der Volksglaube ist aber für die Erkenntnis der natürlichen Dinge eine sehr wichtige Quelle; denn er ist das Unisono derjenigen Menschen, welche Augen und Ohren für sie haben und nicht mit Reflexionen ihnen beikommen wollen. Es tut mir leid, daß ich bei einem Manne, der außer den fünf Sinnen noch einen sechsten hatte — den alten Heim[1] meine ich — unterlassen habe, nachzufragen, ob er in den Zimmern der verschiednen Menschen, welche er behandelte, nicht schon durch den Geruch ihre Individualitäten und Charaktere gewittert hat.

In den Tagen, da die Herzogin noch immer heftig, wenngleich mit der Aussicht der Herstellung, an ihren Krämpfen litt, kam Johanna auf das Schloß. Sie hatte, da sie von dem Siechtum der Schwägerin vernommen, es sich als eine besondere Gunst erbeten, ihr zur Pflege dienen zu dürfen, und deshalb das einsame, ihr vorläufig zur Wohnung angewiesene Landhaus verlassen. Die Herzogin nahm das Anerbieten an, vielleicht mit von der religiösen Vorstellung bestimmt, daß es eine gottgefällige Schickung sei, so wider Willen und Gemüt eine ihr eigentlich unangenehme Frau täglich um sich zu sehen. Indessen wurde aus dieser künstlichen Empfindung bald eine wahre. Johanna, durch das Unglück um Vieles sanfter geworden, schien wirklich zu fühlen, daß es nicht heilsam gewesen sei, sich so eigne Wege gesucht zu haben; auch sie büßte, aber auf ihre Weise, stolz und herrlich auch in der Demut. Ihr Benehmen gegen die kranke Schwägerin war musterhaft; nichts Feineres, Edleres, Leiseres

[1] Ernst Ludwig Heim (1747—1834), bedeutender und sehr populärer Berliner Arzt.

konnte man sehn. Diese dagegen wurde hier zum ersten Male wieder von etwas schönem Menschlichen berührt, und unbewußt mag sie empfunden haben, daß die Segnungen des Gemüts doch tiefer und gründlicher heilen als die Rezepte eines Priesters. Aus der Pflicht, Johannen bei sich zu haben, wurde nach und nach eine Freude, und da sie erfuhr, jene sei wirklich verheiratet gewesen, so fiel die letzte Scheidewand zwischen den beiden Frauen nieder. Ich aber sah, daß innerlich gute Menschen sich von dem Boden des Hauses und der Familie nie für immer entfernen, sondern nach den schwersten Irrungen auf demselben wieder zusammentreffen.

Leider hatte ich an Johannen bald eine zweite Kranke. Kräftige Naturen täuschen sich über sich selbst; die ersten Zeiten nach einem großen Schlage können selbst den Schein erhöhter Gesundheit tragen; aber die Wirkungen bleiben dennoch nicht aus. Sobald das Übel der Herzogin gelinder wurde und die Tätigkeit der Pflegerin nicht mehr unausgesetzt in Anspruch nahm, sank diese zusammen; ihre Gestalt verfiel, nur ihre Augen bekamen ein noch durchsichtigeres Feuer; was mich aber freilich um so ängstlicher machte. Ein tiefer Harm zehrte an ihr, daß sie um ihre Jugendblüte, um die Krone und das Herz ihrer heiligsten Empfindungen nichtswürdig hatte betrogen werden können.

Die folgenden Geschichten will ich Ihnen ohne Vorrede und Kommentar übersenden.

XI.

Geschichte des Herzogs.

Der deutsche Adel war, seitdem die mittleren Stände einen Drang verspürten, sich durch Geist und Tüchtigkeit hervorzutun, in eine gefährliche Stellung geraten. Der Entwickelung männlicher Energie sind Hindernisse förderlich; das Verdienst kann nur auf rauhen Bahnen sich seine Pfade suchen. In dieser Hin-

sicht steht nun der Bürger, wenn er nur einigermaßen erträgliche Verhältnisse für sich hat, bevorzugt da, während es in den höchsten Ständen schon einer außerordentlichen Kraft bedarf, um nicht in dem schwächenden Elemente gar zu leichter und geebneter Tage unterzugehen.

Der deutsche Adel empfand weit mehr, als daß er sich dessen bewußt geworden wäre, die Schwierigkeit seiner Lage, geraume Zeit vor der Revolution, welche zuletzt die tiefe Verderbnis aller gesellschaftlichen Einrichtungen an den Tag legte. Es entstand daher in denjenigen seiner Glieder, welche nicht fähig waren, durch Talent und hervorstechende Begabung die verhängnisvolle Last einer privilegierten Geburt gründlich auszugleichen, ein Streben, durch allerhand Scheinmittel die gefährdete Existenz für sich und die Nachkommen zu retten.

Hier boten sich nun zunächst die von den Ahnen ererbten Besitztümer nach einer Seite und die Illusionen eines vornehm gleißenden Lebens nach der andern dar. So fest wie in diesem Stande hatte sich nirgendwo der Begriff unveräußerlichen Eigentums ausgebildet; gleich eisernen Klammern hielten es fideikommissarische Bestimmungen, Familienstatute, Lehensnexus umwunden; die Scholle um jeden Preis zu erhalten, wo möglich zu mehren, war also das Dichten und Trachten vieler Edelleute, was nun freilich in seinem Gefolge Geiz, Habsucht, selbst Unredlichkeit haben konnte.

Die Leichteren und Lebhafteren gingen dagegen einen entgegengesetzten Weg. Sie wußten oder fühlten, daß der Bürger ihnen noch lange nicht zu den Spieltischen der Fürsten, in das Boudoir hochgeborner Schönheiten, in alle Konvenienzen eines dem Vergnügen und dem persönlichen Selbstgenusse gewidmeten Lebens werde folgen können, daß auch solche flitternde, schimmernde Bestandteile ihnen ein eigentümliches und, wie es ihnen schien, den Plebejern unantastbares Dasein zu erschaffen vermöchten. Sie schritten daher von ihren Gütern zu den Hoflagern, Bädern, Sammelpunkten der eleganten Welt, schwebten wie beflügelte

Götter oder Halbgötter durch die Reihen der niedern Menschen, traten auch wohl auf deren Köpfe.

Beide irrten; denn weder kann der Schein ein Leben erbauen, noch soll derjenige sparen und geizen, der ohne sein Zutun schon mehr überkommen hat als andre.

Oft wechselten jene krankhaften Richtungen in den Geschlechtsfolgen ab; nach dem harten, ängstlichen Vater kam wohl der weiche, alles durchkostende Sohn.

Gegenwärtig hat der Adel eigentlich gar kein Prinzip. Die Standesvorrechte in Masse wirklich noch einmal aufbieten zu wollen, ist eine Hoffnung, die kaum dem Kühnsten schmeicheln möchte; das Eigentum geht von Hand zu Hand; die Flatterien des hohen Tons sind aber meistens auch verwischt. In manchen Edelleuten, deren Sinne diese Prosa nicht genügen will, hat sich daher ein mythisch-poetisches Gefühl abgelagert, welches, über die nächste Vergangenheit zurückgreifend, entlegne Zeiten mit ihrer Treue, Frömmigkeit, mit ihrem Rittermute wiedergebären möchte, der Seele eine gewisse Erhebung gibt, freilich aber ohne allen Gegenstand ist.

In der Familie des Herzogs hatten sich während eines Zeitraums von fünfzig Jahren alle drei Stimmungen und Gesinnungen erzeugt. Der Großvater war ein Mann gewesen, welcher im Notfall auf Feldern und Wiesen selbst mit Hand anlegte, wenn es eben fehlte; er trug das gröbste Tuch und saß am liebsten mit Verwaltern und Bauern in Wirtschaftsgesprächen zusammen. Die Grundstücke zu verbessern, durch Ankäufe abzurunden und außer dem Liegenden noch ein beträchtliches Geldkapital zu hinterlassen, dies waren seine einzigen Lebenszwecke. Um sie zu erreichen, speiste er von Zinn und versagte sich jeden Genuß. Noch zeigte man im Schlosse den Hut, den er dreißig Jahre lang getragen hatte; er war zwar nicht, wie der in der Fabel[1], siebenmal verändert worden, aber durch Stutzen

[1] Vgl. Gellerts „Geschichte von dem Hute" in den „Fabeln und Erzählungen".

und Beschneiden von der ansehnlichen Größe eines dreieckigen bis zu der winzigen Gestalt einer sogenannten Lampe zusammengeschrumpft.

Der Sohn vereinigte nun das gerade Gegenteil aller dieser Eigenschaften in sich. Prachtliebend, empfindsam, phantasievoll, gereichte er seinem Vater, sobald diese Seiten sich zu entwickeln begannen, auch nicht einen Augenblick zur Freude. Gern hätte er ihn enterbt, wenn er nur gedurft; allein er mußte ihn sogar seines eignen Weges gehen lassen, da Graf Heinrich mit der erlangten Mündigkeit Herr eines ansehnlichen mütterlichen Erbteils wurde. Er vermählte sich früh mit einem reizenden Fräulein, welcher aber der Gatte wenig zu statten kam; denn dieser reiste auch nach seiner Heirat viel allein und hielt sich durch die Bande der Ehe in seinen Freuden nicht gehemmt. Zärtliche, an Schwärmerei grenzende Freundschaften schmückten sein Leben, bei den Weibern hatte er ein fabelhaftes Glück; eine zahlreiche Nachkommenschaft war die Frucht so mannigfacher Begegnungen. Um diese kümmerte er sich nicht. Was ihn bewogen, Johannen nach dem Tode seiner Gemahlin ausnahmsweise auf das Schloß bringen zu lassen und sie halb und halb anzuerkennen, hat man nie erfahren.

In dem Ernste des Enkels glaubte der Großvater eine Spur seines Charakters zu entdecken und tröstete sich daran über den Leichtsinn des Sohns. Er hatte ihn beständig um sich, und man vermutete, daß er ihn besonders bedacht haben würde, wäre er nicht vom Tode überrascht worden.

Wie dieser Enkel sich ausgebildet, erzählen Ihre Bücher. Das aber konnten sie nicht erzählen und würden sie auch nie erzählen können, wie er ein Opfer der Schuld seiner Altvordern wurde. Nur ich weiß es. Ich habe keine Verpflichtung, ein Geheimnis daraus zu machen, und die Frauen, um deren willen ich vielleicht schweigen müßte, werden, wenn ich mich irgend ein wenig auf die weibliche Natur verstehe, keinen Blick in die gedruckten Memoiren werfen, nachdem sie schreibend dazu bei-

gesteuert haben. Was aber über alles: ich glaube, daß ich von Ihrer Leidenschaft für die Wahrheit durch Sie etwas angesteckt worden bin.

In den Tagen, wo ich zwischen zwei Krankenbetten, dem der Herzogin und Johannas, meine Sorgen zu teilen hatte, nahm der Prozeß über die Standesherrschaft eine besonders lebhafte Wendung. Es sollte zur Vorlegung des Adelsbriefs geschritten werden, und ich saß im Archiv, davon eine Kopie für den Herzog zu fertigen, welche er zurückbehalten wollte.

Nach Wilhelmis Abgange und bei noch fortdauerndem Mangel eines tüchtigen Stellvertreters verrichtete ich manche Geschäfte, die ein Nichtjurist allenfalls besorgen konnte. Da hörte ich einen lebhaften Wortwechsel in einem Seitenkabinette und sah nach einigen Sekunden den Herzog mit dem Amtmann vom Falkenstein heraustreten. Letzterer sah sehr erhitzt aus und rief: „So wollen mich der gnädige Herr wirklich fortjagen?"

„Bedienen Sie sich anständigerer Ausdrücke, so lange Sie noch in meinen Diensten sind!" versetzte der Herzog, welcher seine Fassung ziemlich beibehielt. „Übrigens sehen Sie selbst wohl ein, daß in einer wohlgeordneten Wirtschaft der Herr zu befehlen und der Untergeordnete zu gehorchen hat, und daß, wo sich die Sache umdrehen will, man schleunig Einhalt tun muß."

Der Amtmann warf einen höhnischen Blick auf meine Arbeit, murmelte: „Ich werde dazu gezwungen" — und verließ das Gewölbe. Ich fragte den Herzog, was vorgefallen sei, und erfuhr, daß er den Trotz und die Willkür dieses bösen Alten nicht länger dulden könne. Er scheine es darauf anzulegen, die Autorität der Herrschaft zu untergraben und habe neuerdings in der Administration des Falkensteins Anordnungen getroffen, die im graden Widerspruche mit den Verfügungen des Herzogs ständen. Darüber zur Rede gestellt, sei nicht einmal eine Entschuldigung erfolgt, vielmehr das freche Erwidern, daß es so besser sei, worauf der Herzog ihm den Dienst gekündigt habe.

Auch mir war das gemeine Wesen dieses Menschen, welches

sich in der letzteren Zeit und besonders seitdem der Rechtsstreit über die Herrschaft anhängig war, immer mehr gesteigert hatte, sehr auffallend gewesen. Er tadelte laut seine Gebieter, hielt sich über sie auf, klatschte und verklatschte, benahm sich überhaupt so, als könne er hier schalten und walten, wie er wolle.

„Das ist die Frucht davon, wenn die Leute zu sehr sich einnisten", sagte der Herzog. „Dieser Reinhard war schon bei meinem Großvater und dessen rechte Hand. Nun muß ich zu einem Schritte gegen ihn übergehen, der mir leid tut, aber nicht abzuwenden ist. Der alte Erich wurde in seiner Heftigkeit beinahe zum Mörder und irrt vielleicht unter Räubern umher, und was soll der Amtmann beginnen, wenn ich ihn, wie ich muß, forttreibe? Man wechsle auch mit den Menschen wie mit den Kleidern; es wird viele Unbequemlichkeit dadurch erspart."

Er sah das Diplom an und fuhr mit einem trüben Lächeln fort: „Auf welchem schwachen Grunde die Pfeiler unsres Daseins stehn! Dieses schlechte und dünne Pergament wäre denn nun die letzte Bürgschaft eines erträglichen Lebens, nachdem so manches sich in meiner Häuslichkeit verändert hat und dieses Schloß zum Siechenhofe geworden ist!"

Einige Wochen vergingen, und des Vorfalls, der uns unbedeutend schien, wurde nicht weiter gedacht.

Mein Schreck war groß, als eines Abends spät der Herzog auf mein Zimmer geeilt kam, blaß, mit verwandeltem Antlitz, bebenden Gliedern. Sprachlos reichte er mir einen geöffneten Brief hin und sank, sich in seinen Mantel hüllend, auf einen Sessel.

Der Brief war von Hermanns Oheim und enthielt eine Nachricht, die allerdings den Festesten erschüttern konnte. Der Gegner schrieb, der Amtmann sei bei ihm gewesen und habe ihm in Betreff der Adelsurkunde, von welcher das Schicksal der zwischen ihnen schwebenden Sache abhange, eine unerwartete Nachricht gegeben. Jene Urkunde sei nämlich verfälscht und vom Amtmann selbst auf unabläßiges Bitten, Dringen und Befehlen

des Großvaters, welcher sich den Prätendenten der jüngeren Linie gegenüber in großer Verlegenheit gefühlt, unter genauer Beobachtung der Kurialien und mit treuer Nachmalung der Kanzleischrift angefertigt worden. Künstlich vergilbte Dinte sei von einem Chemiker leicht zu beschaffen gewesen, auch habe es nicht schwer gehalten, dem Pergamente selbst die Farbe des Alters zu leihen. Man habe einen geschickten Stempelschneider für eine große Summe gewonnen, das kaiserliche Insiegel vorhandnen Mustern in Metall nachzustechen.

Zu solchem Frevel habe der Amtmann sich nur erst dann verstehen wollen, als ihm vom Großvater ein eigenhändiges untersiegeltes Bekenntnis über den ganzen Einhergang ausgestellt und überliefert worden sei. Mit diesem Reverse sei ihm das Schicksal des Hauses in die Hände gegeben worden, und er habe in der Stunde, da er dem Herrn zuliebe so schwer sein Gewissen belastet, geschworen, dies nicht umsonst tun, vielmehr, wenn man ihm einmal nur im entferntesten Sinne schnöde begegne, alsobald das Amt der Rache ausüben zu wollen.

Der Oheim schrieb, daß der Amtmann alle diese Entdeckungen ihm in einem äußerst gereizten Zustande getan habe, und daß von ihm keine Rücksicht auf diese Aussage eines entlaufnen Dieners genommen worden wäre, wenn nicht der ihm gleichfalls überreichte Revers des Großvaters den schlagenden Beweis der Wahrheit geliefert hätte.

Dieser Revers lag in beglaubigter Abschrift bei und enthielt leider die Bestätigung des schmachvollen Ereignisses.

Wer hätte dies ahnen können? Ich starrte den Herzog an, er mich; wir fanden beide keinen Rat in uns. Der Oheim hatte seinem Schreiben die Bemerkung hinzugefügt, daß er aus Schonung diese Mitteilung zuvor privatim gemacht habe und vor Gericht dieselbe nur dann benutzen werde, wenn der Herzog auch jetzt einen gütlichen Ausweg in der Sache verschmähe.

Der Herzog lag stumm und wie ein Toter im Sessel. Da mich sein Schweigen ängstigte, fragte ich ihn, was er auf die

letzte Andeutung beschließen wolle. Er erwiderte mit tonloser Stimme: „Nichts! Wir sind verloren und haben keine Beschlüsse mehr zu fassen. Nur für die Herzogin muß gesorgt werden; das ist das Einzige, was noch geschehen kann."

Da ich ihn in den folgenden Tagen ganz zerschmettert und fassungslos sah (von der Echtheit des Reverses hatten wir uns inzwischen durch die Vorlegung des Originals notgedrungen überzeugen müssen), suchte ich ihn mit allerhand Trostgründen aufzurichten und stellte ihm vor, daß, wenn auch aus den zu Tage gekommnen Umständen der nicht adlige Stand der Ahnin beinahe bis zur Gewißheit erhelle, doch es noch immer sehr zweifelhaft bleibe, ob der Richter die Rechtsbeständigkeit des Übertrags reiner Familienanrechte auf einen Fremden, Bürgerlichen aussprechen werde.

Er versetzte, daß mein Zuspruch den Punkt nicht treffe. Scheinbar habe das Schicksal die Lösung des Knotens vorbereitet, um unter der Hülle dieser Anstalten einen viel festeren und härteren zu schürzen.

Ich merkte, daß die Gefahr, seine Besitzungen einzubüßen, ihn weniger drücke als ein andres nagendes Gefühl. Er war im innersten Mittelpunkte seiner Empfindungen geknickt, zerbrochen. Das Falsum des Vorfahren hatte den Begriff, den er von sich hatte, vernichtet. Die reine Abstammung, auf welche er, wie das Hermelin auf die unbefleckte Weiße seines Pelzes, gehalten, war besudelt durch den Fehltritt, wozu die Angst, zu verlieren, einen geizigen Alten fortgerissen hatte. Seine Tage schienen ihm an ihrer Quelle vergiftet zu sein, und seine Vorstellungen nahmen die krankhafte Verderbnis an, zu welcher es in der körperlichen Sphäre ein Gegenbild in dem scheußlichen Übel gibt, welches ich nicht nennen mag.

Ich versuchte den irregehenden Gedanken die natürlichen Wege zu eröffnen und sagte, daß ja ein jeder der Sohn seiner Taten sei, nur sein Bündel zu tragen, nur seine Schuld zu verantworten habe. Allein diese geistige Krankheitsform, welche

man Aristokratismus nennt, nimmt solche Mittel nicht an; man kann sie nur aus sich selbst durch Illusionen heilen, welche mir nicht zur Hand waren.

Nach und nach rang sich der Herzog zu einer kalten Fassung empor. Er verlangte von mir die Entfernung der Frauen, wenn deren Umstände diese tunlich machten, da er allein zu sein wünsche und die geschäftlichen Anordnungen, welche nun bevorständen, auch nur in der Einsamkeit treffen könne. Sein Wunsch stimmte mit meinen Ansichten überein. Welche üble Wirkung mußte die Verwicklung der Hausgeschicke auf die langsam genesende Herzogin machen, wenn sie davon, wie doch bei ihrer Anwesenheit kaum zu vermeiden war, Kunde bekam! Ich brauchte daher den Vorwand, daß zu ihrer völligen Herstellung nichts kräftiger wirken werde als eine magnetische Behandlung und sandte beide Damen, diese scheinbar einzuleiten, nach der Hauptstadt. Mancher Widerstand war zu besiegen gewesen, insbesondre bei Johanna, welche ich zuletzt nur dadurch zur Abreise bestimmte, daß sie einsehen mußte, wie die Schwägerin ohne sie in der großen Stadt ganz verlassen sein werde. Mein Ernst war es nicht mit dem Magnetismus, gegen welchen ich vielmehr von jeher gewesen bin, da er den Organismus nur noch tiefer zerrüttet. Ich empfahl die beiden Leidenden in die Obhut eines dortigen Freundes, auf welchen ich mich wie auf mein zweites ärztliches Ich verlassen konnte. Diesem band ich ein, daß er meine Heilmethode als Vorbereitung zu jener mystischen verfolgen und so ohne Streichen und Manipulieren den Zweck zu erreichen sich bestreben solle.

Nun waren wir Männer allein, verkümmert, auf dem Schlosse, welches sonst von freundlicher Geselligkeit eine so angenehme Belebung empfangen hatte. Der Herzog schien ruhig zu sein; er erklärte verschiedentlich, daß ich recht gehabt, daß jeder nur für sich und seine Handlungen einzustehen verpflichtet sei, daß die Vergehungen dritter Personen in den Augen der Vernünftigen unsrer Ehre nicht schaden könnten, und was dergleichen mehr

war. Allein mir wurde nicht wohl bei diesem Gleichmute, der offenbar sich als erkünstelt zeigte.

Der Kaufmann hatte seine Anträge gemacht, welche dahin gingen, daß der Herzog die Güter auf den Todesfall abtreten, bei seinen Lebzeiten aber den Nießbrauch behalten solle. Letztres und ein bedeutendes Wittum für die Herzogin sollten den Kaufpreis bilden. Unter diesen Bedingungen war die Zurücknahme der Klage, die Ausantwortung des Reverses und die Geheimhaltung der ganzen Sache andrerseits versprochen worden.

Der Herzog hatte sich nicht einen Augenblick bedacht, den entscheidenden Federzug unter die ihm vorgelegte Abtretungsurkunde, welche die gedachten Punkte enthielt, zu setzen. Als ich ihm über diesen eiligen Schritt Vorstellungen machte, sagte er: „Wollten Sie, daß der Krämer den Namen derer von * an den Pranger schlage? Wäre ich nicht gebrandmarkt? Besteht die Welt aus Vernünftigen? Zudem, ich habe keine Leibeserben, und so möge denn unser altes Geschlecht in diesen gepriesenen jüngsten Tagen erlöschen!"

Ich sah ihn ernst und nachdenklich, oft in später Nachtstunde, durch die Gänge des Schlosses wandern. Er stand vor den Türen, den Geräten, den Wappenschildern still und musterte sie mit zerstörten Blicken. Am längsten pflegte er im Ahnensaale zu verweilen, wo er manches an den Familienbildern ausbessern, die durch Staub und Alter verdunkelten reinigen ließ. Das Bild des Großvaters wurde herabgenommen und beiseite geschafft, das seinige an die leer gewordne Stelle befördert.

Wo es nur irgend geschehn konnte, brachte er das Gespräch auf den Selbstmord, gegen den er sich mit der größten Lebhaftigkeit erklärte.

Alles, was über diesen Gegenstand Verwerfendes von jeher gesagt worden ist, trug er in den mannigfaltigsten Wendungen vor und hob bei diesen Gelegenheiten besonders das Unanständige eines solchen Lebensabschlusses heraus, welcher in den meisten

Fällen eine Menge von verletzenden Nachforschungen und das widerwärtigste Getümmel errege.

Er sprach leider zu oft davon, als daß ich nicht die Absicht hätte durchschimmern sehn und nicht um so besorgter werden sollen. Das Leben mußte ihm, wie er nun einmal war, unter den jetzigen Umständen eine Last sein; das erkannte ich wohl. Dennoch sträubt sich unser modernes Gefühl hartnäckig gegen den Entschluß, sie freiwillig abzulegen.

In meinen trüben Ahnungen wurde ich nur noch mehr befestigt, als ich eines Tages bei einem Gange durch die Bibliothek ein toxikologisches[1] Werk aufgeschlagen fand. Der Leser hatte gerade bei der Seite innegehalten, welche von jenem mit grauenvoller Raschheit spurlos wirkenden Gifte, von der Blausäure, handelte.

Da der Herzog nun fast gleichzeitig über plötzliche Anwandlungen von Schwindel zu klagen begann und seine Ahnung aussprach, daß er vielleicht einmal plötzlich am Schlagfluß sterben werde (zu dem seine Konstitution sich durchaus nicht hinneigte), so wußte ich, daß er zu enden entschlossen sei, wie er gelebt hatte, nämlich ohne Verstoß gegen die äußere Sitte in der Weise, die ihm für einen vornehmen Mann die schickliche bedünkte. Mich erschreckte, mich bekümmerte diese finstre Absicht, und dennoch war bei seinem Charakter keine Hoffnung vorhanden, sie zu wenden.

XII.

Auch eine Bekehrungsgeschichte.

Mich machten alle diese Vorfälle, Mißgeschicke, Krankheiten sehr unglücklich. Das Feuer einer verbotnen Leidenschaft hatte mich unter Menschen getrieben, die sich nun allgemach von mir und voneinander ablöseten. Alles Behagen um mich her war dahin. Meine Zeit schien in dieser Einöde ohne Frucht vergangen zu sein, und die Beziehungen des Lebens kamen mir wie

[1] Die Toxikologie ist die Lehre von den Giften.

kurze Fäden vor, die man mit Mühe von einem verworrenen Knäuel abwickelt. Meinen Kranken widmete ich zwar eine pflichtmäßige Sorgfalt, aber ohne Freude am Berufe zu haben. Das eigentliche Leiden der Welt schien mir dem Arzte so unerreichbar zu sein, daß seine ganze Beschäftigung mir kleinlich und nutzlos vorkam. Wie sich das Leben vor meinen Augen zersetzte, so bröckelte mir auch die Wissenschaft auseinander und wurde ein lockres Aggregat problematischer Einzelheiten, welchen der eigentliche Mittelpunkt fehlte.

Auch mich warfen die Anstrengungen und Gemütsbewegungen, verbunden mit einer starken Erkältung, die ich mir bei einem nächtlichen Ritte zuzog, auf das Lager. Ein starkes Fieber hielt mich drei Wochen lang zwischen glühenden Phantasien gefangen und möchte leicht einen gefährlichen, nervösen Charakter angenommen haben, wären meine Eingeweide nicht frei von jeder Indigestion gewesen.

Als ich erstand, war ich wie neugeboren; ich hatte das Gefühl eines Kindes, dem jeder Gegenstand tausend frische unabgenutzte Seiten zeigt, in den unbedeutendsten Dingen erkannte ich ein Glück, der Gruß eines Bekannten, seine Frage, wie es mir gehe, konnte mir auf einen ganzen Tag Freude machen.

So lebte ich einige Wochen für mich hin, mit Eifer meine Berufsgeschäfte treibend und mich um die Wirrsale der Welt wenig kümmernd. Da wurde mir eines Tages, es war gerade um zwölf Uhr mittags, die wunderbarste innere Erfahrung. Sie kam ungesucht, unvorbereitet, wohl recht, wie das Höchste erscheinen muß.

Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, will gestehn, daß auch nachmals mein Innres voll Schlacken geblieben ist; aber ich kann, wie Cromwell, von mir behaupten, daß ich einmal im Stande der Gnade gewesen bin und deshalb nicht verloren gehn werde.[1]

[1] Diese Bekehrungsgeschichte, die derjenigen des Paulus auf dem Wege nach Damaskus gleicht, hat Immermann selbst erlebt und im wesentlichen mit den Worten des Romans in seinem Tagebuche vom Jahre 1834 erzählt.

Ich wanderte für mich eine grade, keineswegs zur Erhebung stimmende Landstraße hin, ruhig, ohne Bewegung des Gemüts, nur an eine ganz gewöhnliche Tagesobliegenheit denkend. Da, auf einmal, fühlte ich in mir die Existenz Gottes und seine unmittelbarste Gegenwart in mir, so daß ich nun ganz bestimmt wußte: Er ist. Und zwar nicht als Begriff, Idee, sondern sein Dasein ist ein reelles. Der Sitz dieser Empfindung war der ganze Mensch zwar, jedoch hauptsächlich und vorzugsweise das Herz, in welchem sich dieselbe wie ein sanftes Wirbeln gestaltete, welches das Herz zugleich in den Mittelpunkt des Weltalls rückte und es auf einen Zug begreifen lehrte, in welchen Gesetzen der Unschuld, Schönheit und Güte dieses ungeheure Ganze erbaut worden sei. Damals wußte ich auch sofort, daß wir nie Gott anschauen werden, daß vielmehr die Seligkeit darin bestehen soll, einen solchen Moment für immer zu haben, und daß dann Gott, wie ein ewiges Pulsieren der Heiligkeit, in uns die Stelle des fleischlichen Herzens einnehmen wird. Alles dieses war keine Phantasie, keine Spekulation, sondern eine fast sinnliche Gewißheit. Es dauerte nur wenige Sekunden, auch kann ich den Moment nicht näher beschreiben; denn es würde doch nur auf schmückende Armseligkeiten hinauslaufen. Dantes Worte[1] kommen ihm noch am nächsten, wenn er singt:

„All' alta fantasia qui mancò possa;
Ma già volgeva il mio disiro, e'l velle,
Siccome ruota, che igualmente è mossa,
L'amor, che muove 'l Sole e l'altre stelle."

Doch klingen auch sie nur wie Lallen von hoher Musik. Das Ganze aber war ein Gemütswunder, welches sich nachmals nicht hat wiederholen wollen, mir jedoch auch in seiner einzelnen und

[1] Schlußverse des „Paradiso" (XXIII, 142—145) der „Divina Commedia". Gildemeisters Übersetzung lautet:

„Hier schwand die Kraft der hohen Phantasie:
Wie sanft ein Rad umschwingt, so wandte gerne
Mein Will' und Wunsch sich, denn es lenkte sie
Die Liebe, die umschwinget Sonn' und Sterne."

einzigen Erscheinung zur Beruhigung über einen höheren Zusammenhang der Dinge vollkommen genügt. Bin ich Ihnen in meinem Wesen umgestimmt erschienen, so ist es die Nachwirkung dieses Augenblicks gewesen.

Als ich nach Hause kam, fand ich den Ruf zur Vorsteherschaft über die großen Anstalten in der Hauptstadt, mir höchst unerwartet und überraschend, da ich nicht geglaubt hatte, daß meinem Wirken anderwärts Aufmerksamkeit zu teil geworden wäre. Mein Entschluß konnte nicht zweifelhaft sein. Hier traf eine äußere Gunst genau mit einem inneren Glücke zusammen. Meine Verhältnisse hatten sich ausgelebt, und ich erkannte, daß es für mich an der Zeit sei, in neue, bedeutendere Kreise überzugehn.

Man hatte mir den Auftrag erteilt, nach England und Frankreich zu reisen, dort verschiedne Beobachtungen zu Gunsten des Instituts anzustellen. So kam es, daß ich erst nach geraumer Zeit in * anlangte, wo ich denn die Frauen geheilt antraf, Johannen durch den alten, würdigen Kriegshelden, die Herzogin durch ihre jungen Mädchen.

Daß auch bei dieser das Herz, freilich in sehr zarter Weise, die Herstellung vermittelt hat, ist Ihnen vielleicht nicht so bemerklich geworden. Der junge Lehrer, welcher nach dem Tode der Vorsteherin für die hut- und mutterlose Pension, welche er nicht gern untergehn lassen wollte, ihren Schutz anflehte, wirkte durch seine Persönlichkeit wohl bedeutend auf ihren Entschluß, sich der Mädchen anzunehmen, die den Stamm aller nachherigen Zöglinge bildeten. Er gehört zu den jungfräulichen Männern, ist schamhaft, verschwiegen, bescheiden wie keiner. Nun wohnt er schon seit längerer Zeit im Hause der Herzogin, und man kann diese Neigung, obschon sie ganz unschuldig ist und nur die Farbe des Dienstverhältnisses trägt, worin er zu ihr steht, kaum noch Freundschaft nennen. Ich hatte meine törichte Leidenschaft längst besiegt und mochte daher dieses Wirken der Natur unbefangnen Sinnes anschaun. Freilich wurde mir dabei ihre Ironie klar, welche nirgends ausbleibt und hier durch ein eheähnliches Ver-

hältnis für Übertreibungen der Sitte und Sittlichkeit das Gleichgewicht herzustellen gesucht hat. Denn jenes Verhältnis war nach so vielen Gewissenszweifeln, Büßungen und Gebeten dennoch schon bei Lebzeiten des Herzogs eingeschritten.

Der Arzt hat eine große Aufgabe in der Gegenwart zu lösen. Krankheiten, besonders die Nervenübel, wozu seit einer Reihe von Jahren das Menschengeschlecht vorzugsweise disponiert ist, sind das moderne Fatum. Was in frischeren, kürzer angebundnen Zeiten sich mit einem Dolchstoße, mit andern raschen Taten der Leidenschaft Luft machte oder hinter die Mauern des Klosters flüchtete, das nagt jetzt inmitten scheinbar erträglicher Zustände langsam an sich, untergräbt sich von innen aus, zehrt unbemerkt an seinen edelsten Lebenskräften, bis denn jene Leiden fertig und ausgebildet dastehn.

Zwischen diese verlarvten Schicksale ist nun der Arzt gestellt. Er muß, will er seinen Beruf mit Weisheit erfüllen, ein Eingeweihter sein, Gott und die Welt im Busen tragen, er muß gewissermaßen das Amt eines Priesters und Hierophanten[1] üben. Mittel und Wege hat er aufzufinden, wozu ihm die materia medica keine Anleitung gibt.

Unsrer Wissenschaft steht überhaupt eine Umbildung bevor, und wenn es erlaubt ist, der Entwicklung der Dinge vorzugreifen, so möchte ich sagen: Wir werden uns der antiken Richtung wieder näher anschließen. Lange genug haben wir mit Pulvern und Pillen die Natur zu zwingen gewähnt oder den lebendigen Leib an das Kreuz des Systems geschlagen; in Zukunft werden wir mehr beobachten. Selbst der Auswuchs der jetzigen Heilkunde, die Homöopathie, deutet schon diesen richtigeren Weg an, wenn sie verschmäht, die sogenannten inneren Ursachen analysierend sich zur Anschauung zu bringen, in welcher isolierten Analysis auch eigentlich nichts mehr vorhanden ist, was dem Arzte einen Fingerzeig geben könnte.

---

[1] So hieß der erste Priester der Mysterien in Eleusis.

XIII.

Hermann.

So bewegte sich die Welt, worin unser Freund eine Zeitlang einheimisch und tätig gewesen war, gänzlich umgestaltet, in Erbaun und Verfall, Trost und Verzweiflung auf und ab, ohne daß er selbst von diesen Ereignissen etwas verstanden oder an ihnen teil genommen hätte. Mit schwerem Finger hatte ihn das Schicksal berührt, an ihm ein Zeichen gesetzt, welche Gefahren unsre Zeit den Jünglingen bereitet, die, mit Empfindung und Geist ausgerüstet, ungebunden dahinleben zu können meinen.

Nach der Rückkehr von meiner Reise war mein erster Gang zu Wilhelmi, den ich durchaus verwandelt, das zweite Kind auf dem Schoße haltend, neben seiner muntern, artigen Frau antraf. Von den Gemälden und sonstigen Seltenheiten, als deren eifrige Sammlerin die nunmehrige Madame Wilhelmi bekannt gewesen war, erblickte ich nichts, vielmehr sah ich nur eine gewöhnliche elegante Einrichtung. Da meine Augen die verschwundnen Schätze suchten, erriet mich Wilhelmi, und ich wurde als alter Freund gleich in einen Ehekrieg eingeweiht. Die Kunstkennerin hatte seit ihrer Vermählung allen Geschmack an den Antiquitäten verloren, sie, Wilhelmis Einreden ungeachtet, nach entlegnen Kammern verwiesen und wollte dieses ganze Besitztum gern losschlagen, wozu aber der Gatte seine Zustimmung beharrlich versagte. Seine Neigung war die nämliche geblieben. Er suchte die verwiesenen Lieblinge in den engen Räumen so gut als möglich unterzubringen.

Alles dieses erfuhr ich in der ersten halben Stunde durch halb ernste, halb scherzhafte Gespräche, welche jedoch von vollkommner gegenseitiger Zufriedenheit zeugten.

Bald wurde aber die häusliche Szene durch eine Figur gestört, bei deren Erscheinung die Gatten mitleidig und betrübt ihre Blicke niederschlugen. Der Eintretende wollte sich, da er einen Fremden sah, alsobald entfernen; Wilhelmi hielt ihn indessen

zurück, führte ihn mir entgegen und sagte: „Erkenne ihn nur, Hermann, es ist unser alter Freund, der Doktor.“

Hermann gab mir die Hand, lächelte mich wie ein Kind an und sagte: „Hippokrates war der berühmteste griechische Arzt, von der Insel Kos gebürtig, und brachte zuerst die Lehre von den kritischen Tagen auf.“ — Dann setzte er sich neben Wilhelmis Frau und warf von Zeit zu Zeit historische oder philosophische Bemerkungen hin, welche alle richtig waren, nur freilich nicht die mindeste Beziehung zu der Umgebung hatten.

Es ist schrecklich, unvorbereitet den Tod eines Bekannten zu erfahren; aber es erschüttert Mark und Bein, ihn plötzlich lebendig so wiederzusehn.

Niemand hatte mir noch etwas von dieser traurigen Veränderung gesagt. Ich war meiner ganzen ärztlichen Fassung benötigt, um nicht in Tränen bei dem Anblicke des Unglücklichen auszubrechen, der mit blassem Antlitze, erloschnen Augen und einem stäten Lächeln, sonst aber unentstellt dasaß.

Unter einem Vorwande nahm ich Wilhelmi beiseite und begehrte draußen Aufschluß von ihm. Ich hörte darauf die Begebenheiten, welche nun, da ich Ihre Bücher gelesen, mir nicht mehr dunkel sind, damals aber mir völlig rätselhaft vorkommen mußten.

Wilhelmi erzählte mir, daß Hermann mit den Gebärden eines Verzweifelnden von Flämmchens Landhause fortgestürmt sei. Die Landleute hätten ihn in der Gegend mit zerrißnen Kleidern, scheu wie das Wild ihnen ausweichend, umherirren gesehn.

„Wir Zurückgebliebnen“, sagte er, „die wir erfuhren, daß Johanna nach dem Schlosse abgereiset war, wurden über das Ausbleiben Hermanns sehr bestürzt. Ich schrieb an ihn, und da der Brief unbestellt wieder in meine Hände gelangte, so reiste ich selbst nach der Gegend, wo ich denn jene Vorfälle hörte.

„Er war verschwunden, trat jedoch nach mehreren Monaten, während welcher Korrespondenz, Nachfrage, öffentliche Bekanntmachungen vergeblich angewendet worden waren, seinen Aufenthaltsort zu ermitteln, eines Abends, da es dämmerte, in mein

Zimmer, fiel mir weinend um den Hals, sagte, daß er da und dort gewesen sei, aber nirgends Ruhe finde, daß ich ihm ein Plätzchen bei mir gönnen möge, wo er sterben könne.

„Meinen Schreck werden Sie ermessen. Ich sprach mit meiner Frau, die sich kaum zusammennehmen konnte, da sie ihn so außer sich sah und verstört. Wir brachten ihn darauf in einem stillen Gartenzimmer bei uns unter, baten ihn, sich zu schonen, seine Sinne zu sammeln, dann werde sich ja alles finden, was auch vorgefallen sein möge.

„Er ließ sich diese Obsorge gefallen und saß einige Tage vor sich hin. Als ich glaubte, er sei so weit beruhigt, daß man mit ihm reden könne, suchte ich zu erforschen, was sein Innres so gewaltsam aufgeregt hatte. Ich bekam jedoch keine andern Antworten von ihm, als daß er der verworfenste aller Menschen sei, daß nichts auf Erden sich mit seinem Elende vergleichen lasse; ob ich den Ödipus[1] kenne? — Da ich sah, daß ihn mein Andringen schwer leiden machte, so gab ich es auf und habe auch nachmals nicht versucht, sein Geheimnis zu entdecken.

„Nur so viel ist mir aus unwillkürlichen Äußerungen klar geworden, daß das Bewußtsein einer Schuld, die furchtbar gewesen sein muß, seine Brust zerfrißt, daß sich auf dem Landhause Flämmchens das Schlimme begeben haben mag, und daß dieses wahrscheinlich einen Zusammenhang mit dem Inhalte der Brieftasche hat, welche ihm von seinem Vater vererbt worden ist.

„Ich glaubte, Beschäftigung werde ihn am ersten wieder zum Gefühle seiner selbst bringen, und äußerte ihm diese Meinung. Er ergriff sie mit Leidenschaft und rief: ‚Du hast das Wahre getroffen. Beschäftigung mangelt mir. Gibt es nicht manches, was einem die bösen Träume verscheuchen mag: Philosophie, Religion, Kunst, Staatswissenschaft? Versuchen wir es mit diesen erhabnen Mächten und Geistern der Zeit, deren einer uns gewiß hülfreich sein wird!‘

[1] Der bekanntlich unbewußt in Blutschande mit seiner Mutter gelebt hatte.

„Ich hatte leider mit meinem wohlgemeinten Worte nur den Punkt berührt, der die Krisis zum Ausbruch bringen mußte. Es begann eine Zeit, an welche ich mich nicht gern erinnre; denn ich mußte in ihr wahrnehmen, ohne helfen zu können, wie die Seele eines Freundes sich jammervoll auflöste. Er eilte in die Kirchen, schrieb Predigten nach, saß zu den Füßen des Philosophen[1] und las in dessen Büchern bis spät in die Nacht. Er durchstrich die Säle der Galerie, studierte Kunstgeschichte, ging die Staatsmänner seiner Bekanntschaft um praktische Arbeiten an, die sie ihm auch, seinen Zustand bemitleidend, wenigstens zum Schein gewährten. Aber alle diese religiösen, philosophischen, ästhetischen und praktischen Aufspannungen, welche mit einer stürmischen Hast, ja mit Wut betrieben wurden, konnten dem Geängstigten, Versinkenden keinen Anhalt geben. Noch sind Zettel von ihm aus jener Periode übrig, worin er die rührendsten und zerreißendsten Klagen dem Papiere vertraut. ‚Ach‘, ruft er in einer dieser Ergießungen aus, ‚dem befleckten Gemüte steht alles fern! Gott und die Natur, Schönheit und Wahrheit, Staat und Menschenwohl schweben dem ausgeleerten, öden Geiste wie dünne Schatten vorbei, welche er nicht zu fassen, an denen er sich nicht anzuklammern vermag!‘

„So sich abarbeitend, die Kräfte gegeneinander treibend, verfiel er nach und nach in den Zustand, wo nun alles ruht und tot ist, den wir trauernd anschaun, worin wir ihn duldend unter uns wandern lassen, und von dem wohl keine Heilung zu erwarten ist.“

Nachdem Wilhelmi mir diese Eröffnungen gemacht hatte, beobachtete ich den Unglücklichen in allen Stunden, welche meine öffentlichen Geschäfte mir frei ließen. Hier wurde mir die seltenste und bedauernswerteste Geisteskrankheit sichtbar, die ich je wahrgenommen habe.

Hermann war körperlich gesund. Die Bläße seines Antlitzes,

[1] Hegel ist gemeint Mit dem Prediger dürfte auf Schleiermacher angespielt sein.

die Mattigkeit seiner Augen hinderte nicht, daß alle Lebensfunktionen bei ihm den natürlichen regelrechten Gang nahmen. Er aß und trank hinreichend; seine Füße trugen ihn auf meilenlangen Wandrungen, die er in der Umgegend anzustellen pflegte, ohne daß bei der Heimkehr eine Erschöpfung an ihm zu verspüren gewesen wäre; er schlummerte tief und ruhig. Auch war er keineswegs wahn- oder blödsinnig; er las viel, hörte Gesprächen von allgemeinerem Interesse gern zu und ließ seine Bemerkungen vernehmen, die immer verständig, zuweilen scharfsinnig, hin und wieder selbst tief waren. So gab er einst, da wir viel über Schicksal und Selbstbestimmung geredet hatten, den Begriff der Freiheit dahin an, daß sie die Form der Notwendigkeit sei, und führte diesen Satz auf eine Weise durch, welche uns alle in Erstaunen setzte.

Dennoch war er im Kerne des Seins gestört, ja getötet. Das Leben, welches in Freude und Leid, in Begehren und Verabscheuen, in Liebe und Haß, in den Wechselbeziehungen zu unsern Nebenmenschen besteht, war in ihm durch eine schreckliche Erinnrung ausgelöscht. Er weinte und lachte über nichts; ein stehendes gleichgültiges Lächeln machte seine Züge zur Maske. Er wollte nichts und wendete sich von nichts hinweg; er hatte keinen Freund und keinen Feind; die besondern Verhältnisse andrer waren für ihn so wenig vorhanden als seine eignen; mit einem Worte: das Individuum schien in ihm völlig untergegangen zu sein. Nur allgemeine Gedanken und Vorstellungen nahm diese Seele wie ein leeres Gefäß noch auf, ohne die Federkraft zu besitzen, sie in ihr Eigentum zu verarbeiten und daraus die Nahrung zu Entschlüssen zu saugen.

So lebte er, scheinbar ein Mensch, aber ohne Anteil, und in der Tat den Kreisen, welche unser Dasein umschließen, entrückt, seine Tage hin. Die Zeit war für ihn keine Zeit, denn er empfand den Wechsel der Begebenheiten nicht, der Ort kein Ort, denn keine Sympathie fesselte ihn mehr an eine Stätte. Es war der Zustand der Pflanze, er vegetierte.

Daß in einer so vernichteten Seele dennoch richtige Anschauungen, ja Ideen einkehren konnten, bestätigte meine alte Überzeugung von der Natur der menschlichen Seele überhaupt. Wir sind weit mehr Depots des geistigen Fluidums, welches durch das Universum streicht, als daß wir es selbsttätig erzeugten. Auch hier sind die Volksredensarten von den Gedanken, die einem Gott, und denen, die einem der Teufel eingegeben, wohl zu beachten und tiefen Sinnes. Nie hätte ich freilich gewünscht, den Beweis für meine Hypothese durch einen Menschen zu erhalten, dessen Los mir nahe ging. Meine Abneigung gegen ihn war schon früher verschwunden gewesen; ich hatte mir seine guten Seiten klar gemacht, und seine jetzige Krankheit schnitt mir durch das Herz.

Ich sah ein, daß in diesem Falle am allerwenigsten positiv zu verfahren sein werde, daß man treu aufmerkend neben dem Leidenden stehen und irgend ein günstiges Ereignis abwarten müsse, was zur Heilung benutzt werden könne. Am erwünschtesten wäre mir gewesen, wenn ich der verborgnen Quelle des Kummers hätte auf die Spur kommen können; allein in dieser Beziehung scheiterten alle meine Versuche. Der Unglückliche verschloß die Ursache seiner Schmerzen in tiefster Brust, und auch die Brieftasche war verschwunden. Wir durchsuchten in seiner Abwesenheit alle Winkel des Zimmers, ließen Schränke und Kommoden öffnen; umsonst! sie war nicht zu finden.

Eine Geschäftsreise führte mich in die Nähe von Flämmchens Landhause. Ich machte einen Abstecher dorthin, weil ich glaubte, ich würde vielleicht da einige Aufklärungen über diese dunkle Geschichte erhalten. Das Haus war unter Sequestration, welche die Verwandten des Domherrn ausgebracht hatten. Das Witwenkind hatte man mit der Alten ausgetrieben, da binnen der gesetzlichen Zeit kein Leibeserbe erscheinen wollen. Neue Leute befanden sich im Hause, welche mir nichts, was mir diente, sagen konnten.

Als ich nach * zurückkehrte, war Johanna an der Hand des Generals soeben aus ihrer Dunkelheit hervorgegangen. Wie sie

sich bis dahin fast menschenscheu abgeschlossen hatte, so verspürte sie nun das Bedürfnis, mit ihren alten Freunden aufs neue anzuknüpfen. So besuchte sie denn auch Wilhelmis Haus und erfuhr dort Hermanns Schicksal.

Ihr Mitleid war grenzenlos. Mir machte sie die bittersten Vorwürfe, daß ich ihr die Sache verborgen, wozu ich meine guten Gründe gehabt hatte. Sie verlangte von mir die Erlaubnis, den Kranken zu sehn, zu sprechen; ich weigerte mich auf das Bestimmteste, dieselbe zu erteilen, da alle Aufregungen mir in seinem Zustande bedenklich zu sein schienen.

Indessen, wie die Frauen sind, die zuweilen hartnäckig auf ihrem Sinne bestehn: sie gibt das Vorhaben nicht auf, dessen Ausführung die mächtigsten Gefühle ihrer Brust heischen. Im stillen erforscht sie, daß zu dem Gartenzimmer, worin er wohnt, ein besondrer Zugang über den Hof führt, und macht sich eines Morgens allein und heimlich auf, ihn zu besuchen.

Der Kranke saß, da sie eintrat, mit dem Rücken gegen die Türe gekehrt. Liebreich begrüßt sie ihn; er wendet sich und starrt, regungslos wie eine Bildsäule, sie an. Sie will ihm die Hand reichen, er aber zieht mit den Worten: „Wir sind nicht in Griechenland, wo die Gräuel erlaubt waren!“ einen Dolch aus dem Busen und zückt ihn mit schrecklicher Gebärde auf sie, die vor Entsetzen in die Knie zu sinken meint. Dann läßt er das Mordgewehr fallen, wirft auf sie einen Blick des Abscheues, der sich tiefer in sie einbohrt, als dem Dolche möglich gewesen wäre, schlägt die Hände vor das Gesicht, stößt ein Jammergeschrei aus, daß Wilhelmi es im Vorderhause hört, und springt an ihr vorbei aus dem Zimmer.

Wilhelmi kam, außer sich vor Bestürzung, zu mir. Wir fanden Johannen ohnmächtig, die uns nur langsam, von der fürchterlichen Szene bis zum Sterben erschüttert, das Vorgefallne entdecken konnte. Wir suchten nach dem Unglücklichen; er war verschwunden. Durch Gärten, an unbewohnten Hintergebäuden vorbei, mußte er seine Flucht genommen haben. Alle Erkundi-

gungen nach ihm an den Toren, in den Umgebungen der Stadt waren fruchtlos.

XIV.

Der Herausgeber an den Arzt.

So sehen wir die Männer der Nichtigkeit oder dem Tode entgegengehn; denn auch der Oheim seufzt unter der Last seiner Besitztümer die letzten Hauche eines ersterbenden Lebens. Nur die Frauen, die Schwächsten, und die am verlorensten zu sein schienen, sind beschwichtigt.

Eine sentimentale, genußsüchtige Vergangenheit hat heimliche Irrungen aufgehäuft, an welchen die schuldlosen Enkel sich zu plagen haben. Die Verhältnisse sind verschoben, die Menschen voneinander entfernt, sich halb fremd geworden; der Held ist kindisch, und nur die Maschinen des Oheims arbeiten wie von je in toter, dumpfer Tätigkeit fort.

Aber die Gegenwart ist im Besitze unendlicher Heilungs- und Herstellungskräfte, und ich wüßte diese unsre brieflichen Unterhaltungen, welche etwas chaotisch sind, wie ihr Gegenstand die Zeitfolge aufheben und zuweilen in spätere Tage vorausgreifen, nicht besser abzuschließen als mit den Worten Lamartines, wenn er sagt: „Ich sehe kein Zeichen des Verfalls im menschlichen Geiste, kein Symptom der Ermüdung oder Veraltung. Zwar sehe ich morsch gewordne Einrichtungen, die dahinstürzen; aber ich erblicke ein verjüngtes Geschlecht, welches der Atem des Lebens beunruhigt und in jedem Sinne vorwärts stößt. Dieses wird nach einem unbekannten Plane das unendliche Werk wieder aufbaun, dessen stäte Erschaffung und Herstellung Gott dem Menschen anvertraut hat: sein eignes Geschick."

Neuntes Buch.

Kornelie.

1828—1829.

Über allem Zauber Liebe!

Erstes Kapitel.

Kornelie stützte das Haupt des Oheims. „Ist dir diese Lage recht?“ fragte sie ihn mit sanfter Stimme. „Ja, mein liebes Kind“, versetzte der Alte. „Wie wohl tut mir der Atem deiner Sorgfalt! Es ist recht schön von dir, daß du von der grünen Wiese hereingekommen bist, einen hinsterbenden Greis zu pflegen.“

„Du wirst dich erholen, Vater“, sagte Kornelie. — „Nein, meine Tochter“, antwortete der Oheim, „wir werden bald voneinander gehn. Ein arbeitsames Leben zehrt auf; es ist ein sonderbares Gefühl, deutlich das Kapital seiner Kräfte überschlagen zu können, aus deren nicht zu berechnendem Reichtume man in der Jugend mit so verschwenderischen Händen schöpfte. Ich habe diese Empfindung jetzt oft.“

Der Dirigent einer Abteilung des Gewerbebetriebs trat ein, um die Meinung des Prinzipals über eine neue Anlage einzuholen. — „Verfahren Sie hierin ganz nach eigner Einsicht!“ erwiderte der Oheim, nachdem er sich die Sache hatte vortragen lassen. „Sie müssen sich nach und nach gewöhnen, selbstständig zu handeln.“

„Welche Besorgnisse Ihnen auch Ihre Gesundheitsumstände einflößen“, sagte der Mann nicht ohne Rührung, „Besorgnisse,

die, will es Gott, sich als ungegründet ausweisen werden, so seien Sie überzeugt, daß Ihre Weisheit unsre unverbrüchliche Richtschnur immerdar bleibt, daß keiner von uns an eine Zukunft nach Ihnen denkt."

Eine andre Türe ward gewaltsam aufgerissen, Ferdinand stürmte herein, die Jagdtasche an der Seite, die Flinte über den Rücken geworfen. Er warf ein paar Feldhühner Kornelien zu Füßen und rief: „Da hast du einen Braten in die Küche!" — Dann entfernte er sich ebenso laut, wie er gekommen war, ohne von dem Kranken Notiz zu nehmen. Dieser schickte ihm einen kummervollen Blick nach; der Geschäftsmann sah seufzend vor sich nieder, Kornelie weinte still in einer Ecke des Zimmers. — „Fürchten Sie nichts!" sagte der Kommerzienrat zu seinem Freunde. „Ich werde Verfügungen treffen, daß die Schöpfungen unsrer redlichen Mühe, die Anstalten, zu deren Begründung sich Kenntnisse, Fleiß und gegenseitiges Zutraun so vieler Männer verbinden mußten, nicht zusammenstürzen, wenn zwei Augen sich schließen, daß sie wenigstens nie von den Launen eines unbändigen Jungen abhangen sollen."

Als jener das Zimmer verlassen hatte, sagte Kornelie: „Er wird gewiß noch anders und besser, Vater."

„Nein", erwiderte der Kranke, „ich täusche mich nicht mehr mit leerer Hoffnung. Die wilden, verderbten Neigungen sind zu tief bei ihm eingewurzelt; ich muß ihn aufgeben und seinen Weg ziehen lassen; denn es ist fruchtlos, gegen des Menschen Natur anzugehn. Liederlich wird der Bube nun auch; ich habe das leider erfahren. Großer Gott, wie war es möglich, daß zwei stille, einfache Menschen wie meine Frau und ich ein solches unstätes Wesen erzeugen konnten?"

Kornelie suchte den Leidenden zu beruhigen, und der Abend ging in Gesprächen mit dem Prediger, der sich, als es dunkel geworden war, wie gewöhnlich einfand, friedlich hin.

Der Oheim hatte, als er die Abnahme seiner Kräfte merklicher werden sah, von manchen seiner Eigenheiten abgelassen;

sein Wesen war von Tage zu Tage gütiger und milder geworden. Die Geschäfte ruhten schon seit einiger Zeit fast ganz in den Händen der Untergebnen, und wenn ihm auch die Erhaltung des Ganzen am Herzen lag, so nahm er doch an dem Einzelbetriebe und an dem merkantilischen Resultate wenig Anteil mehr. Dagegen hatte sich seine Neigung für die Pflanzen zu einer wahren Zärtlichkeit gesteigert, und eine andre Jugendrichtung, die Liebe zur Chemie, stellte sich ebenfalls wieder ein. Dieser verdankte er die erste glückliche Wendung seines Schicksals. Er hatte als junger Mensch eine große Schiffslast für völlig verdorben gehaltner Ware an sich gebracht und sie durch eine geschickte Behandlung in verkäuflichen Zustand gesetzt, dadurch aber in wenigen Wochen einen Gewinn von vielen Tausenden gemacht. Nun, in seinen letzten Lebenstagen, saß er wieder wie damals, so oft es seine Umstände erlaubten, im Laboratorio vor dem Ofen, glühte und schied, ohne einen weiteren Zweck als die Vermehrung seiner Kenntnisse dabei zu verfolgen. Besonders eifrig untersuchte er die Mischungen der Bodenfläche seiner Besitzungen, da er, wie er scherzend sagte, doch zu wissen wünsche, welchen Elementen sein Staub sich dermaleinst verbinden werde.

Eines Tages ließ er den Prediger, diesem sehr unerwartet, rufen. Nach einigen vorbereitenden Reden eröffnete er demselben, daß er seinen Umgang und Zuspruch wünsche, da er das Herannahen des Todes fühle. Der Prediger, ein verständiger Mann, welcher einen Rückkehrenden von der konsequentesten Denkungsart, welcher sich von jeher allem Kirchlichen so fern gehalten, vor sich sah, begriff wohl, daß er auf die gewöhnliche Weise hier nicht einwirken dürfe, daß er vielmehr vor allen Dingen den eigentlichen Zustand des Kranken zu erforschen habe. Er tat daher einige geschickte Fragen, welche den Oheim auch wirklich dahin brachten, sich über sein Innres ohne Rückhalt auszusprechen.

„Zuvörderst muß ich Ihnen versichern", sagte er, „daß ich mich vor dem Tode durchaus nicht fürchte. Nur für den Müßig-

gänger kann dieser Rechnungsabschluß beschwerlich sein; wer es sich immerdar hat sauer werden lassen, empfindet gewiß endlich ein Bedürfnis, auszuruhn. Weder Gewissensbisse noch Angst vor dem Unbekannten da drüben treiben mich zu Ihnen. Aber es ist so natürlich, daß, wenn die eine Art der Beziehungen zu verschwinden anfängt und eine andre beginnt, man sich über diese aufzuklären wünscht. Diese Aufklärung suche ich nicht unter Heulen und Zähnklappern, sondern mit einem stillen Verlangen, dessen Befriedigung mir das Liebste wäre, was mir hier noch begegnen könnte."

Der Prediger sah wohl ein, daß eine solche Stimmung mit der eigentlichen christlichen Sehnsucht nichts gemein habe. Gleichwohl durfte er, in seinem Amte angesprochen, sich dem Suchenden nicht versagen. Er wählte daher den Weg der historischen Belehrung und schlug dem Oheim vor, sich zuvörderst davon zu unterrichten, wie Lehre und Dogma seit ihrem Entstehen von den Menschen aufgefaßt worden seien und unter ihnen gewirkt haben.

Dem Oheim war dies ganz genehm, und so brachte denn der Prediger von da an in jeder Woche mehrere Abendstunden bei seinem Patrone zu, ihm aus einem Handbuche der Kirchengeschichte vorlesend und seine Erläutrungen hinzufügend. Mit großem Interesse verfolgte der alte Mann die Entwicklungen der christlichen Kirche und wies oft mit vielem Scharfsinne die Verwandtschaft unter den verschiednen Lehrmeinungen und Sekten nach. Sehr bald hatte er ausgefunden, daß das eigentümliche Leben des christlichen Geistes sich in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung erschöpft, und daß alles Spätere doch nur mehr in Wiederholung und Modifikation einer schon früher dagewesenen Entfaltung bestanden habe.

Bei den Gesprächen über diesen Gegenstand erwähnte der Prediger einst des Umstandes, daß sich auch die Versuche der frühesten Häretiker[1], den göttlichen Geheimnissen auf magische

[1] Ketzer.

oder sinnliche Weise beizukommen, bis in die jüngsten Zeiten erneuert hätten. — „So befand sich hier ganz in der Nähe", sagte er, „vor etwa hundert Jahren, eine Gemeine, welche alle Schwärmereien der Gnostiker[1] und Manichäer[2] in sich vereint wieder aufleben ließ und ziemlich lange ihr Wesen trieb, bis die herrschende Kirche sie mit solcher Strenge unterdrückte, daß nicht einmal ihr Gedächtnis in den Nachkommen geblieben ist und auch ich von ihrem Dasein nichts wissen würde, hätte ich nicht ihre Geschichte, von einem Märtyrer der Sekte aufgeschrieben, ganz zufällig unter vergeßnen Papieren gefunden. Woher sie ihre Irrtümer genommen, ist mir dunkel geblieben; aus den Papieren ging so viel hervor, daß die Bekenner jenes Wahns geringe Leute gewesen waren, von denen sich nicht vermuten ließ, daß sie die Sache aus gelehrter Kunde geschöpft haben sollten. Ich bin daher schon auf den Gedanken gekommen, daß sich gewisse Einbildungen immer von Zeit zu Zeit wie Krankheiten von selbst aus dem Leben der Kirche erzeugen, und daß namentlich die böse Täuschung, dem Göttlichen durch geheime Zeichen und eine willkürliche Allegorie beikommen zu können, fortwuchern wird, solange es ein Christentum gibt.

„Auch ihre Begräbnisstätte habe ich vor kurzem entdeckt", fuhr der Prediger fort. „Sie liegt in einer einsamen wüsten Gegend, und wie durch Instinkt getrieben, haben sie sich ihren Ruheplatz um Trümmer bereitet, die wohl ohne Zweifel dem Heidentume angehören. An den vermorschten hölzernen Kreuzen und Denktafeln sowie an einigen roh und dürftig zugehauenen Steinen lassen sich noch sonderbare Embleme erkennen, die ohne Zweifel eine mystische Bedeutung hatten. Wenn es Ihnen gelegen ist, so kann ich Sie einmal dorthin begleiten. Die Sache

[1] Der besonders im 2. Jahrhundert blühende Gnostizismus ist eine christlich-philosophische Geistesrichtung von oft phantastischem Tiefsinn, der sich vor allem um den Erlösungsgedanken schlingt. Immermann hat gnostische Ideen besonders im „Merlin" behandelt. — [2] Eine nach ihrem Stifter Manes sich benennende Sekte, die im 4. und 5. Jahrhundert, zumal im Orient, verbreitet war und sich mit dem Gnostizismus nahe berührt.

ist immer merkwürdig genug, um eine Spazierfahrt bei schönem Wetter zu verlohnen."

Der Oheim erklärte sich mit Vergnügen dazu bereit, und man beschloß, den ersten heitern Tag zum Besuche dieses Altertums anzuwenden.

Einmal um jene Zeit sagte der Oheim zum Prediger: „Ich fühle, daß auch das religiöse Organ von Jugend auf geübt sein will, und daß im Alter die Fasern zu zähe werden, um in dieser Hinsicht noch mit Erfolg sich etwas anzueignen. Aber so viel begreife ich, daß etwas, was die Menschen neunzehn Jahrhunderte hindurch beschäftigt hat, kein Possenspiel sein kann, und Sie mögen daher, wenn wir auseinander gehn, von mir die Hoffnung schöpfen, daß ich vielleicht anderwärts nachholen werde, was ich hier versäumt habe."

Auch gegen die Katholiken war der Oheim nachgiebiger und freundlicher geworden. Er sah jetzt gelassen zu, wenn sie durch das Haus zur Messe gingen; ja, er schenkte dem Altare ihrer Kirche eine neue prächtige Bekleidung und ließ an die Stelle der messingnen kostbare silberne Leuchter setzen. Hierüber mußte er selbst lächeln. Scherzend rief er aus: „Im Grunde bleibe ich mir doch treu: ich mache den Schaffner jetzt bei dem lieben Gotte, wie ich ihn lange auf irdische Weise gemacht habe."

Zweites Kapitel.

Nicht lange nachher fuhr der Oheim mit dem Prediger nach dem Kirchhofe der verschollnen Sektierer. Der Weg ging bald von der Landstraße ab und wurde für die Pferde beschwerlich, da er, ohne in das eigentliche Gebirge zu führen, sich über lauter wellichtes, zerbröckeltes und zerfurchtes Erdreich schwang. Endlich verlief er sich zwischen hohen Lettenwänden[1], wo allenfalls mit einer schmalen Karre durchzukommen gewesen wäre, der breitspurige Wagen aber bald festsaß. Der Kutscher hielt und

[1] Letten sind bunt gefärbte, weiche, leicht lösliche Schiefertone.

erklärte, nicht weiter fahren zu können. Der Prediger, welcher bei seinen Fußwandrungen nach dem entlegnen Orte auf diesen Umstand nicht geachtet hatte, machte sich laute Vorwürfe über seine Unbedachtsamkeit; der Oheim tröstete ihn indessen, ließ aus Baumzweigen und Wagenkissen eine Tragbahre bereiten und nahm die Kräfte zweier jungen Bauern, welche in einiger Entfernung vorübergingen, für dieses Transportmittel aus dem Stegreife in Anspruch. So gelangte man denn doch, wenn auch später, als man gewollt, an das Ziel.

Der Ort, auf einer Höhe zwischen heidekrautbewachsenen Hügeln gelegen, war außerordentlich einsam und mußte durch sich selbst schon Gedanken der Melancholie erwecken. Eine niedrige Mauer, die aber an den meisten Stellen zu Trümmern zerfallen war, umschloß einen runden Platz von mäßigem Umfange. Was der Prediger für die Überbleibsel eines Heidentempels angesehen hatte, war die Substruktion[1] eines kleinen achteckigen Gebäudes, von welcher nur hin und wieder noch einige Steinzacken über der Erdoberfläche emporragten. In der Mitte des inneren Raums nahmen sie eine tiefe Versenkung wahr, in welche ein Bächlein, welches von den Höhen herabkam und sich unter der Mauer durch Bahn gemacht hatte, sein Wasser ergoß. Um diese Trümmer — der Hünenborn, wie der Prediger sagte, von den Landleuten geheißen — hatte die Sekte ihre Toten rings im Kreise bestattet. Aber die Gräber waren zum größten Teil schon wieder eingesunken, die Kreuze verfault, die Steine lagen umgefallen in aufgerißnen Erdrinnen oder neigten sich gegeneinander. Über eine ganze Reihe tiefer Höhlungen, durch das Einstürzen mehrerer Gräber entstanden, hatten die Landleute, welche ihren Fußweg nach einem nahen Walddorfe über die Höhe nahmen, eine Notbrücke von Baumstämmen, Leichensteinen und Kreuzen gemacht, deren sie sich bedienten, wenn Regenwasser diese Senkungen ausfüllte. Alles war an dem verlaßnen Platze eigen, traurig;

[1] Soviel wie Fundament.

die Bilder der Vergänglichkeit hatte schon wieder die Hand der Vergangenheit berührt. Der Boden schien nicht die Fruchtbarkeit andrer Orte, wo menschliche Leiber verwesen, zu haben; ein kümmerliches Gras bedeckte spärlich den weißgelblichen Grund; hohe, fahle, dürre Halmen stachen lang und spitzig aus demselben hervor, sonst zeigte sich weder Baum noch Staude; nur über den sogenannten Hünenborn neigte eine große Trauerweide, deren Stamm aber auch schon im Absterben war, ihre mattgrünlichen Zweige.

Nachdem der Oheim am Arme des Predigers einen Gang zwischen den Gräbern hindurch gemacht und sich an den noch erhaltnen Kreuzen sowie an einigen Steinen rohe Schlangenzeichen hatte vorzeigen lassen, ruheten beide in dem alten Gemäuer unter der Trauerweide. Der Prediger sprach seine Meinung aus und behauptete, daß jene Bildwerke genau mit denjenigen übereinstimmten, deren sich in den ältesten Zeiten die Ophiten[1] bedient hätten. — „Was mich Wunder nimmt", sagte der Oheim, „sind die Steine. Sie haben mir erzählt, daß die Sekte nur aus armen Leuten bestanden habe; woher nahmen diese das Geld zu so kostbaren Denkzeichen?" — „Auch mir fiel dieser Umstand auf", versetzte der Prediger, „bis ich entdeckte, daß in * noch vor hundert Jahren eine Steinmetzenzunft bestanden hat, ähnlich den mittelalterlichen Gilden dieser Art. Wahrscheinlich hat das Geheimnis, welches jene Zunft in ihre Verhandlungen wob, sich mit dem Geheimnisvollen der Sekte als etwas Wahlverwandtem berührt; Mitglieder des Gewerks mögen zu ihr gehört oder sich wenigstens zu ihnen hingeneigt, Steine und Arbeit ihren Bestattungen umsonst oder für die billigsten Preise geliefert haben."

Der Oheim warf aufmerksame Blicke umher, scharrte mit seinem Stabe in dem harten, steinichten Boden und sagte: „Ich müßte mich sehr trügen, oder das Erdreich hat hier eine eigentümliche alkalisch-ätzende Beschaffenheit. Die geringe Vegetation und jene gelben Halmen, welche sich immer an Orten derartiger

[1] D. h. Schlangenverehrer; Benennung für eine Anzahl gnostischer Sekten des christlichen Altertums.

Bodenmischung finden, bringen mich auf diese Vermutung. Ich hätte große Lust, etwas Erde von hier mitzunehmen und sie zu Hause auszulaugen."

Einer der jungen Bauern, welcher achtsam zugehört hatte und endlich begriff, wovon die Rede war, mischte sich in das Gespräch und sagte: „Der Herr hat ganz recht: unser Gerber braucht, um seine Felle gar zu machen, nichts als diese Erde; sie tut dieselben Dienste wie Lohe."

„Es ist schade", sagte der Oheim, „daß nicht in neuerer Zeit hier jemand bestattet worden ist. Bei der Aufgrabung würden sich gewiß nach dem, was ich höre, merkwürdige Resultate finden."

„O", rief der junge Bauer, „davon könnte man die Probe auch zu Gesichte bekommen! Es ist kaum etwas über ein Jahr her, daß hier ein neugebornes Kind verscharrt wurde, und ich weiß noch genau die Stelle, wo dies geschah."

Ein Verbrechen befürchtend, fuhren beide Männer zusammen. Jener aber lachte und sagte: „So schlimm, wie die Herrn glauben mögen, verhält sich die Sache nicht. Ich hatte nahebei im Felde etwas zu tun, da sah ich ein junges Weibsbild mit einer Alten, die im Gesichte ganz gelbbraun war, vorübergehn. Mich konnten sie nicht erblicken, weil ich hinter einem Busche stand; ich aber bemerkte durch die Spalten der Zweige alles sehr wohl. Die Junge, welche bleich, aber bildschön war, ächzte und stöhnte; man konnte ihr anmerken, in welchem Zustande sie war, und daß ihre Stunde sie überfallen hatte. Die Alte führte sie und sprach ihr zu, und beide gingen nach dem Hünenborne. Ich folgte ihnen und versteckte mich draußen hinter einem Mauerstücke, das Gesicht abgekehrt, da es doch für mich nicht anständig war, in diesen Nöten den Weibern nahezukommen. Nun hörte ich da, wo Sie jetzt sitzen, kläglich stöhnen und wimmern und nach einer Weile den lauten Schrei ausstoßen: ‚Es ist tot!' Ich meinte, jetzt sei es an der Zeit, mich auf ziemliche Weise zu nähern, kroch eine Strecke zurück, richtete mich dann auf und ging wie von ungefähr auf den Hünenborn zu. Sowie

mich die Alte erblickte, winkte sie mir. Sie kniete unter der Trauerweide und hielt die Junge in den Armen, die matt und kraftlos ausgestreckt lag. Zwischen ihnen lag das neugeborne Kind auf Zweigen des Baums. Die Mutter weinte bitterlich und blickte zuweilen so nach dem Kinde, daß es mir durch Mark und Bein ging. Die Alte sagte, ich solle es begraben, und wollte es in ihr buntes Kopftuch einwickeln, was aber die andre verbot. Sie sagte, so wie es sei, solle es in die Erde kommen; die sei gut und sanft, alles andre tauge nichts. Ich höhlte hierauf an der Mauer mit meinem Werkzeug eine Grube in der Erde aus und baute darüber ein kleines Gewölbe von Steinen. Das Frauenzimmer nahm das Kind auf, herzte es; dann gab sie es mir. Sie wollte auch einen goldnen Ring dem Kinde mitgeben, besann sich aber und sagte seufzend: ‚Den will ich doch noch behalten.‘ Hierauf brachte ich das Neugeborne in die kleine Gruft, bedeckte dieselbe mit Schieferplatten und schaufelte Erde darumher, daß alles eine Festigkeit bekam und die Tiere den Leichnam nicht herauszerren oder die Regenwässer mein Gebäude nicht zerstören möchten.“

Nach dieser Erzählung, die der junge Mensch mit einfachem Wesen, in guten schicklichen Worten vorgetragen hatte, schwiegen der Oheim und der Prediger eine geraume Weile. Endlich sagte letzterer: „Ihr habt unrecht getan, Eurem Pfarrer die Sache nicht sogleich anzuzeigen. Wer weiß, welcher Frevel hier dennoch in die Erde versenkt worden ist.“

„Und wo blieben jene Personen?“ fragte der Oheim.

„Ich mußte sie nach unsrem Dorfe bringen“, versetzte der junge Bauer. „Dort verweilten sie einige Tage, bis die Junge soweit gestärkt war, fahren zu können. Darauf besorgte ich ihnen eine Fuhre, und sie zogen von dannen, ohne zu sagen, wohin. Von ihren Gesprächen habe ich auch nicht viel verstanden. Sie redeten Deutsch; aber es waren lauter Sachen, die mir unbekannt waren.“

„Wüßtet Ihr wohl die Gruft des Kindes noch zu finden?“ fragte der Oheim.

„Ei, warum denn nicht!“ rief der junge Mensch. „Dort in der Ecke ist sie.“

Wirklich sah man in einem Winkel der zertrümmerten Mauer eine rundlichte Erhöhung von Erde, welche frischer war als der Boden umher; denn kein Grashalm hatte noch in ihr Wurzel geschlagen.

Da der Oheim seine verlangenden Blicke nach dem Erdhügel warf und dem jungen Bauer etwas sagen zu wollen schien, woran ihn die Gegenwart seines Freundes hinderte, so rief dieser: „Tun Sie, was Sie nicht lassen können! Nur erlauben Sie mir, daß ich mich so lange entferne; denn meine Priesterpflicht ist, die Ruhe der Gräber zu schützen, nicht sie zu stören.“

Er ging. Sobald er den Rücken gewandt hatte, sagte der Oheim zu dem Bauer: „Tue mir den Gefallen und öffne die Gruft; denn ich bin äußerst neugierig, die Einwirkungen dieses Bodens auf den Leichnam zu erfahren.“

Jener hatte Bedenken, die der Oheim indessen zu überwinden wußte. Er trennte mit seinem Grabscheit vorsichtig die Erde von den Steinen, nahm, nachdem sie bloßgelegt worden waren, den obersten ab und rief, in die Höhlung blickend, verwundert aus: „Wie das glänzt!“

Der Oheim ließ sich zu dem Platze geleiten. Die Abendsonne warf glühende Strahlen in die kleine Gruft, und bei diesem Scheine nahm er ein wunderbares Schauspiel wahr, in dessen Anblick er lange mit stummem Ergötzen versunken stand. Auf allen Punkten der Wände, welche das Grab umschlossen, war der vom nahen Wasser angegriffne Kalk des Bodens in Kugeln, Zacken, Büscheln und Spitzen hervorgequollen und bildete mit seinen mannigfaltigen krystallinischen Gestalten, welche, tropfenbehangen, im Sonnenlichte farbenreich glänzten, eine funkelnde Zaubergrotte, in deren Mitte die Überbleibsel des Neugebornen lagen, zum reinlichsten, weißesten Skelette verzehrt, derart, wie man kleine Tierkörper verwandelt wiederfindet, welche die Hand des Naturforschers in einem wimmelnden Ameisenhaufen beisetzte.

Alles Fleisch und alle Weichgebilde hatten die Einflüsse dieses Bodens in so kurzer Zeit völlig aufgesogen; nur die zarten Knöchlein waren bisher nicht zu überwinden gewesen. Auch sie besetzten und umzogen zarte Krystalle, ähnlich dem Flitter und Schmelz, womit die Andacht an heiligen Orten die Gebeine der Märtyrer zu zieren liebt, und so lag das Leuchtende zwischen den leuchtenden Wänden. Der Oheim wollte die Hand nach den von der Natur geweihten Resten ausstrecken, zog sie aber zurück und sagte: „Nein, dies ist zu schön, als daß man es nicht, so wie es ist, lassen müßte."

Er befahl, den Deckstein wieder aufzulegen, und gebot dem Bauer, noch sorgfältiger, als zuvor geschehen, die Erde umherzuschütten, damit das schöne Phänomen so lange als möglich bewahrt bleibe.

Den Prediger befremdete die Schweigsamkeit des alten Mannes auf dem Heimwege. Er war ernst und schien eignen Gedanken nachzuhangen. Endlich sagte er: „Wenn uns die Kirchengeschichte lehrt, daß der Mensch auf dem Wege zum Göttlichen sich fast immer in das Gebiet des Absurden verirrt, so hält die Natur in ihrer regelrechten Tätigkeit zu jeder Zeit die frischesten Wunder in Bereitschaft. Sie haben mich an einen Ort geführt, wo eine aberwitzige Schlangenbrüderschaft ihre Toten begrub, und an demselben Orte entdeckte ich etwas, was meiner Sinnesart die ihr gemäße religiöse Erhebung gab."

Er hatte in seiner Bewegung selbst verabsäumt, Erde von jenem Platze mitzunehmen, wie er doch behufs einer chemischen Behandlung zuvor willens gewesen war.

Drittes Kapitel.

Es war ihnen aufgefallen, daß Kornelie sich nicht unter der Pforte des Hauses zeigte, dem Oheim töchterlich aus dem Wagen zu helfen, wie sie sonst pflegte, wenn er von seinen kleinen Spazierfahrten zurückkehrte. Unerwartet fand sie der Prediger in

seiner Wohnung und trat erschreckt zurück, da er an ihrem Gesichte Spuren der äußersten Bestürzung wahrnahm.

Sie warf sich ihm mit einem Tone des tiefsten Schmerzes an die Brust und sagte unter Weinen und Schluchzen, daß sie bei einem Gange nach der Meierei im Holze jemand angetroffen habe, den sie so wiederzusehn nie vermutend gewesen sei. Auf freundliches Eindringen des Geistlichen erfuhr er, daß dieser Wiedergefundne Hermann sei, der sich ganz anders wie ehemals benehme und auch verändert aussehe.

Das arme Mädchen hatte in ihrer Not nirgend hin mit ihm gewußt und ihn vorläufig im Hause des Predigers untergebracht. Sie öffnete ein Seitenzimmer, deutete mit abgewandtem Antlitz hinein; der Prediger betrat dasselbe und erkannte in einem Manne, der früh gealtert war, den Unglücklichen, dessen er sich von seinen früheren Besuchen bei dem Oheim noch wohl erinnerte. Jener las in einer Bibel, die er dort aufgeschlagen gefunden hatte, und begann, sobald er den Prediger wahrnahm, eine Geschichte des Alten Testaments zu erzählen.

Der Prediger, den dieser sonderbare Empfang ganz verwirrt machte, ließ ihn dennoch ausreden und sagte dann: „Dem mag so sein; aber nun entdecken Sie mir, was Sie uns unerwartet wieder zuführt.“ — Hermann strich sich über die Stirn, als müsse er sich erst besinnen; dann versetzte er gleichgültig: „Ich muß doch irgendwo bleiben. Ich bin an vielen Orten hier und da gewesen; meine Kleider fangen an abzureißen, ich habe auch wenig Geld mehr. Nun erinnerte ich mich, daß hier herum Verwandte von mir wohnen, deren Verbindlichkeit es nach römischem und deutschem Rechte ist, für einen dürftigen Angehörigen zu sorgen.“ — Er setzte hierauf, ohne zu stocken, die ganze Lehre von der Alimentationspflicht der Verwandten auseinander und führte die betreffenden Gesetzstellen mit der größten Sicherheit an. Der Prediger, welcher gar nicht wußte, was er aus diesem Benehmen machen sollte, musterte ihn mit erstaunten Blicken. Der Anzug des Unglücklichen war äußerst sauber, die Wäsche sehr weiß, aber

alles bis auf den Faden abgetragen. Die Verwunderung des andern schien ihn wenig zu kümmern; er setzte sich, da der Prediger in seinem Schweigen verharrte, wieder zur Bibel und las darin ruhig weiter.

Kornelie weinte im Nebenzimmer heiße Tränen. — „Wie mager seine Hände sind, wie bleich das Gesicht ist, und an den Schläfen hat er graue Haare!“ sagte sie zum Prediger. „Ist es wirklich so, wie ich denke“, fragte sie mit leiser, von innigen Schaudern unterbrochner Stimme, „hat er den Verstand verloren?“

„Ich kann mich noch nicht in seinen Zustand finden“, versetzte der Prediger. „Seine Worte zeugen von keiner Verwirrung der Geisteskräfte; aber es ist, als ob ein totes Buch und nicht ein lebendiger Mensch rede. Machte es denn auf ihn keinen Eindruck, als er dir unvermutet begegnete?“

„Nein“, erwiderte Kornelie. „Ich war wie vom Schreck gelähmt, als er unter den Bäumen in dieser Gestalt mir entgegentrat. Er aber reichte mir, als sei er täglich mit mir zusammen, freundlich die Hand und bot mir den gewöhnlichen Gruß. So ließ er sich auch von mir willenlos hieher führen.“

„Wir müssen nun überlegen, wohin wir ihn bringen, da er doch hier unmöglich bleiben kann“, sagte der Prediger.

Kornelie wurde blaß, ihre Lippen zuckten, die Tränen, welche schon in den guten treuen Augen versiegt waren, überströmten wieder ihre Wangen. So stand sie eine Weile schweigend da. Endlich fiel sie dem Prediger zu Füßen, drückte seine Hände flehentlich gegen die zarte Brust und rief: „Stoßen wir ihn nicht hinaus in die Fremde! Ist seine Wandrung zu uns nicht ein Zeichen, daß wir ihn behalten sollen?“

Der Prediger wußte von den Hausgeschichten so viel, daß er das Bedenkliche dieser Entschließung einsah. Er stellte Kornelien vor, wie unangenehm es dem Oheim sein müsse, wenn er erfahre, daß jemand, der ihm zuwider sei, von seinen nächsten Umgebungen beherbergt werde, und wie jede Gemütsbewegung den dünnen Lebensfaden des Greises zerreißen könne.

„Das fasse ich wohl", versetzte Kornelie ruhig, „und dennoch müssen wir unsre Pflicht tun. Er scheint still und sanft zu sein, wir werden ihn hier in der Verborgenheit hüten können; alle Sorgfalt will ich anwenden, daß dem Oheim seine Anwesenheit nicht bekannt werde."

Der Prediger wollte noch immer nicht nachgeben. Da rief Kornelie plötzlich mit einer Lebhaftigkeit, die ihn von dem schüchternen, bescheidnen Kinde in Erstaunen setzte: „Wohlan, treiben Sie ihn von Ihrer Schwelle, so nehme ich ihn auf, so soll er in meinem Stübchen wohnen, und ich will mich auf den Söller betten. Auf die Landstraße lasse ich ihn nicht jagen."

Der Prediger sann nach und erklärte sich zuletzt bereit, den Armen wenigstens vorläufig bei sich zu behalten. Dagegen mußte ihm Kornelie die tiefste Verschwiegenheit geloben.

Hermann nahm die Nachricht, daß er bei dem Prediger bleiben solle, wie alles gleichgültig auf. Sein Wirt beobachtete ihn in den nächsten Tagen sorgfältig und fand, was wir schon aus der Feder des Arztes über ihn berichtet gelesen haben. Er suchte ihn auf verschiedne Weise anzuregen, ließ sich von ihm im Garten helfen, strebte durch Gespräche über naturgeschichtliche Gegenstände, in welchem Fache er sich viel versucht hatte, auf seinen Kranken zu wirken, jedoch vergebens. Jener ging auf alles ein, las die Bücher, die ihm der Prediger hinlegte, und sprach im Zusammenhange über ihren Inhalt, blieb aber in die Lethargie versunken, welche alle seine Seelenkräfte umsponnen hielt.

Vor dem Oheim wurde die Gegenwart des Unglücklichen sorgfältig verborgen. Kornelie war, wenn sie sich allein befand, sehr ernst. Ihr Versprechen, welches sie dem Prediger hatte geben müssen, den Kranken nicht zu besuchen, hielt sie gewissenhaft; nur konnte der Prediger, so oft er abends zum Besuche kam, an ihren ängstlich fragenden Augen abnehmen, mit welcher Sehnsucht sie den Nachrichten von seinem Hausgenossen entgegenharrte. Diese lauteten freilich nicht tröstlich und meldeten nur ein trauriges Einerlei.

Um den Oheim vor einer plötzlichen Begegnung zu schützen, waren dem Kranken, der noch immer gern weite Spaziergänge machte, seine Wege vorgeschrieben worden. Er mußte, wenn er frische Luft schöpfen wollte, von den Fabriken abwärts auf einsamen, wenig betretnen Wiesen sich ergehen, die am Fuße waldiger Hügel lagen. Diese Vorschrift ließ er sich auch geduldig gefallen, wie er denn überhaupt alles ohne Widerstreben tat, was seine Pfleger ihm geboten. Nur einmal, als man auch jene Erlaubnis noch für gefährlich hielt und ihn auf das Haus und allenfalls den Garten beschränken wollte, kündigten sich Zeichen einer geheimen innerlichen Wut an, welche die Besorgnis vor einer verhängnisvollen Szene erwecken mußten und zu einer raschen Aufhebung des Verbots nötigten.

Am folgsamsten war er gegen die Frau des Predigers, welche, eine gute schlichte Matrone, ihn auch sehr zweckmäßig zu behandeln wußte. Während die andern ihm doch mehr oder minder merken ließen, wofür sie ihn hielten, tat diese, als sei sein Zustand nichts Abweichendes, als müsse alles so sein, wie es war.

Es war ihr aufgefallen, daß er von seinem Rocke, welcher, obgleich völlig rein gehalten, doch kaum noch in den Nähten hing, durchaus nicht lassen, ja nicht einmal die Säuberung dieses Kleidungsstücks einem andern übertragen wollte. Jeden Morgen klopfte und bürstete er selbst ihn aus. Irgend etwas Besondres hierunter ahnend, schlich sie eines Abends spät, da Hermann schon fest schlummerte, in sein Zimmer, nahm den Rock hinweg und untersuchte ihn. Plötzlich fühlte sie etwas Hartes vorn in der Gegend der Brustteile, trennte an der Stelle das Futter vorsichtig vom Tuche und zog jene Brieftasche hervor, nach deren Eröffnung eine so unglückliche Wendung in den Schicksalen unsres Freundes eingetreten war. Sie war verschlossen. Der Prediger, welcher herbeigerufen und mit dem Funde bekannt gemacht wurde, wollte sie gewaltsam öffnen; seine Frau war aber dagegen und sagte: „Dies möchte, wenn unser Pflegling es entdeckte, ihn aufbringen; seien wir zufrieden, zu wissen, wo aller Wahr-

scheinlichkeit nach das Wort des Rätsels steckt, und stellen wir der Zeit die Lösung anheim. Sie nähte hierauf die Brieftasche wieder ein und tat den Rock an seinen Ort.

Am andern Morgen trat Hermann, den Rock über den Arm gehängt, in ihr Zimmer und erklärte, er werde sich einen neuen machen lassen, dieser sei nachgerade gar zu schlecht und dünn geworden. — „Ich will dir es nur gestehn, Mutter", fügte er hinzu, „der Rock war mir lieb, weil er so viel mit mir ausgehalten hat; aber es ist etwas damit vorgegangen, und nun mache ich mir auch aus ihm nichts mehr. Hebe ihn wohl auf, meine Geheimnisse sind darin."

„Wenn dem so ist, mein Freund", versetzte sie, „so laß uns die Geheimnisse zusammen erwägen! Dergleichen Dinge werden oft besser, wenn vier Augen darüber kommen."

„Das ist unmöglich", erwiderte er, entblößte seine Brust und ließ sie ein Schlüsselchen sehn, welches er am schwarzen Bande um den Hals trug. „Sieh, dieser Schlüssel ist eigen zu der Brieftasche gemacht, von meinen Vätern — denn du mußt wissen, daß ich deren zwei habe — mir vererbt, und doch schließt er nicht mehr dazu. Ich habe es oft versucht, und es wollte immer nicht gehn; auch bin ich überzeugt, daß keine Menschenhand einen dazu verfertigen kann. Also laß du diese Dinge immerhin unter dem Schlosse!"

Er zog sie an sich und flüsterte ihr zu: „Es ist mir recht lieb, daß du mich nicht für verrückt hältst. In meinen guten Tagen traf ich einmal einen Menschen an, den sie in Rußland in die Bergwerke gesetzt hatten, und dem nun Mutter, Vater, Brüder und Braut gleichgültig geworden waren.[1] So ist es mir auch ergangen; muß man deshalb blödsinnig sein?"

Sie erzählte ihrem Manne den Inhalt dieses Gesprächs. Ihm wurde die Sache immer unheimlicher, da sein geordneter, einfacher Lebensgang einen so fremdartigen Bestandteil nicht wohl ver-

[1] Vgl. das dritte Buch im ersten Teil.

tragen mochte. Er schrieb unter der Hand an den Arzt und Wilhelmi, von deren früherer Verbindung mit Hermann er allerhand erkundet hatte. Der Arzt antwortete nicht; er war wieder auf einer gelehrten Reise begriffen. Von Wilhelmi liefen dagegen umgehend einige Zeilen voll des regsten Eifers für den kranken, so lange verschollen gewesenen Freund ein. Er versprach seinen Besuch, sobald ihm nur ein abermaliges Kindbette seiner Frau die Reise gestatten möchte.

Viertes Kapitel.

Das Familiengrabgewölbe war vollendet. Säulen von grauem Marmor stützten ein ernstes Portal, von dessen Stirnfläche ein freundliches: Willkommen! in großen goldnen Buchstaben leuchtete. Am innern Eingange lehnten zwei Genien sich als träumerische Hüter auf die umgestürzte Fackel; das Gewölbe selbst war einfach, aber würdig mit großen Werkstücken ausgesetzt und empfing durch eine Kuppelöffnung, deren Seitenluken das stärkste Krystallglas verschloß, ein dämmerndes Licht.

Diese Begräbnisstätte hatte der Oheim mit großen Kosten und vieler Mühe in dem Berge, den seine verstorbne Gattin geliebt, austiefen und schmücken lassen. Je näher er sich selbst dem Ziele seiner Tage fühlte, desto eifriger wurde sein Bestreben, das Werk noch vollendet, die Asche der ihm so teuren Frau dorthin gebracht zu sehen. Nach seinem Willen sollte der Ort und dessen Umgebung zwar etwas Feierliches, aber nichts Düstres haben. Er ließ den Platz vor dem Gewölbe mit klarem Kies belegen; Zypressen, Taxus und andres dunkelfarbiges Gesträuch mußte die Umsäumung desselben bilden; Mauerwerk, welches in die Runde geführt ward, war bestimmt, den Vorplatz vor dem Verwaschen und Abschießen durch Regenfluten zu schützen; an dasselbe lehnten sich schön blühende Rankengewächse, damit das Auge nirgends durch tote Massen ermüdet werden möchte. In der Tat bekam die Anlage durch den Kontrast der gediegnen Archi-

tektur mit der umgebenden Baum-, Pflanzen- und Blumenwelt einen eignen Reiz, so daß jeder sich gern auf den zu beiden Seiten des Portals zum Verweilen einladenden Steinsitzen niederließ.

Noch ganz zuletzt hatte sich ein bedeutendes Hindernis aufgetan. Der Architekt sah nämlich, als das Gewölbe schon völlig ausgemauert war, daß eine reichliche Flüssigkeit durch den Kalk und Mörtel der Fugen hindurchsinterte und den Raum mit verderblicher Nässe zu erfüllen drohte. Bald hatte er auch die Ursache dieses unwillkommnen Einflusses entdeckt. Oberhalb dem Grabesberge lag nämlich ein beträchtlicher Weiher, der vermutlich durch geheime, erst durch die Arbeit im Berge eröffnete Kanäle jene Wässer der Gruft zusendete. Wurde diese Gefahr nicht abgewendet, so stand, davon mußte man sich überzeugen, dem Mausoleum eine rasche Zerstörung bevor.

Er machte sogleich dem Oheim die Anzeige, welcher sich auf den Berggipfel tragen ließ, die Gefahr, aber auch die Schwierigkeit, entgegenzuwirken, begriff. Die Wände jenes Weihers bestanden nämlich aus Felsen; zwischen denselben blinkte und rauschte das Wasser wie in einer großen natürlichen Schale. Ein Durchbruch der Felsen und eine dadurch zu bildende Abzugsrinne würden so viel Zeit hinweggenommen haben, daß inzwischen wahrscheinlich schon geschehen wäre, was man verhindern wollte.

Davon mußte man also abstehn; auf andre Weise war die Trockenlegung des Weihers zu versuchen. Rasch hatte der Oheim, der in dieser ganzen Angelegenheit mit der schnellen Kühnheit seiner Jugend verfuhr, das entsprechende Mittel gefunden und zur Ausführung gebracht. Große Züge von Pferden schleppten auf notdürftig gebahnten Wegen eine gewaltige Dampfmaschine den Berg hinan, rüstige Maurer arbeiteten Tag und Nacht, den Ofen zu errichten, dessen Gluten die ungeheuren Kräfte der Dämpfe entwickeln sollten. Sobald er stand, stand auch binnen kurzem die Maschine; ein kräftig wirkendes Pumpen-, Saug- und Schöpfwerk, welches in jeder Sekunde mehrere Tonnen Wassers zu entheben vermochte, wurde an den Spiegel des Weihers geführt

und mit den Armen der Dampfmaschine in Verbindung gesetzt. Nun glühten die Kohlen des Ofens, nun hoben sich die langen eisernen Arme der Maschine, griffen in die Öhre der Pumpenstengel, trieben die Schöpfräder um. Die abgezognen Fluten bildeten den Berg hinunter einen Gießbach, und über den wirkenden Kräften ruhte die dichte, schwarze Wolke, welche dergleichen Stätten cyklopischer Feuertätigkeit bezeichnet.

Sobald der Grund sichtbar werden würde, sollten Sachverständige prüfen, ob die Quellen zu verstopfen sein möchten. Jedenfalls war vorauszusehn, daß man nach der Seite des Mausoleums zu durch Letten- und Sandsäcke jede Verbindung mit dessen Wölbung werde aufzuheben vermögen.

Dies wurde für so gewiß gehalten, daß der Oheim, der überhaupt mit krankhafter Ungeduld nach der Beendigung des Werks verlangte, das Austrocknen des Weihers nicht abwarten wollte, um die Beisetzung des Leichnams zu veranstalten. Was ihn in seiner Zuversicht bestärkte, war der Umstand, daß, wie die Wassermasse sich verringerte, auch das Durchsintern bedeutend abnahm, so daß man mit Hilfe einer bleiernen Rinne schon jetzt das Gewölbe entnässen konnte.

Er entwarf daher den Plan zu der Feierlichkeit, die übrigens höchst einfach und schmucklos sein sollte. Seine Geschäftsfreunde und Vorstände hatten sich erboten, den Sarg auf ihren Schultern aus dem Erbbegräbnisse der Grafen herabzutragen. Der Prediger sollte mit der Schuljugend folgen, jedoch wegen Länge des Weges auf diesem kein Lied anstimmen. Oben bei dem Mausoleum wollte der Oheim mit Kornelien und einigen andern jungen Mädchen, deren sich die Verstorbne angenommen hatte, den Zug erwarten. Die Mädchen hatten einen schönen Psalm eingeübt, mit welchem sie die sterblichen Überreste ihrer Wohltäterin begrüßen wollten; unter diesen ernsten Tönen sollte der Sarg in der Gruft niedergesetzt werden und ein kurzes Gebet des Predigers den Schluß der Bestattung machen.

Am Vorabende unterhielt sich der Oheim mit dem Prediger

lange über Dinge, auf welche die Umstände wohl führen mußten. „Ich kann ganz genau meine Lebenskraft berechnen", sagte er, „und sehe voraus, daß ich noch den Winter hindurch vorhalten und erst im Frühjahre, wo alles Mürbgewordne sich sacht von dannen begibt, abscheiden werde. Es ist mir lieb, daß die Natur sich gegen die Eigentümlichkeit meines Wesens gefällig bezeugt, mich nicht unvermutet aus der Mitte ungeordneter Geschäfte hinwegreißt, sondern mir Zeit läßt, mein Haus als ein ordentlicher Wirt zu bestellen. Dieser Winter ist zur Anfertigung meines Testaments bestimmt, und ich darf Ihnen von dessen Inhalte so viel voraussagen, daß ich damit umgehe, eine Art von Fideikommiß zu errichten, um meinem Sohne die Zerstörung des Werks, welches ich mit meinen Freunden gegründet habe, für immer unmöglich zu machen. Es ist sonderbar, daß man noch in seinen letzten Tagen zu Schritten kommen kann, die man bei andern früher nie billigte. Ich war von jeher der entschiedenste Gegner solcher Tötungen des freien Eigentums und sehe nun doch ein, daß es Fälle und Verhältnisse gibt, welche dazu gebieterisch nötigen."

Der Prediger wollte ihm die Todesgedanken ausreden; jener versetzte aber: „Lassen Sie mir doch meinen Kalkül, in dem für mich etwas Angenehmes liegt! Wenn ich sterbe, so wird es sein wie ein kaufmännischer Jahresabschluß, wie eine gewöhnliche Comptoirhandlung. Alles wird darnach im hergebrachten Geleise bleiben; kein Stuhl braucht deshalb verrückt zu werden.

„Wir können uns in Beziehung auf den sonderbaren Akt, der mit nichts, was wir sonst erfahren, Ähnlichkeit hat, von einmal gangbar gewordnen Vorstellungsweisen nicht losreißen, so wenig sie auch auf die Sache passen", fuhr er fort. „Was heißt das: an der Seite seiner Gattin im Grabe ruhn? Ist es nur denkbar, ja wäre es nicht die größte Ungereimtheit, anzunehmen, daß mit der Gemeinschaft der Gruft irgend eine Empfindung für die Individuen verbunden sein sollte? Und dennoch muß ich Ihnen gestehen, daß ich voll wahren Entzückens an diese

Vereinigung mit meiner Frau denke, und daß ich dann das Bild des süßesten, seligsten Schlummers nicht aus dem Sinne verbannen kann, so sehr mir sonst jede Schwärmerei auch widersteht."

„Lassen wir, was wir nicht begreifen, auf sich beruhn! Es hat wohl immer seinen Wert", erwiderte der Prediger. „Gewiß ist es menschlicher und natürlicher, fügt sich in den ganzen Zusammenhang unsrer Vorstellungen leichter ein, den Tod nicht so für sich, sondern gewissermaßen als Fortsetzung gewöhnlicher menschlicher Zustände zu betrachten. Und auf diesen Zusammenhang der Vorstellungen kommt doch alles an. Es gibt kein Volk, welches nicht die letzte Rast in Verbindung mit dem menschlichen Geselligkeitstriebe oder mit den Zuneigungen des Verstorbnen für bestimmte Plätze, da er noch lebte, brächte und jenem Triebe und diesen Neigungen eine Schattendauer über das Grab hinaus beilegte. Nur die abgeschwächte Grübelei, das erkältete Gemüt wird gleichgültig gegen die letzte Wohnung; in den Zeiten der Stärke beherrscht jener freundliche Wahn, wenn man ihn so nennen will, das Volk und jeden Einzelnen. Ich halte nun sehr viel von dem Spruche: ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!'[1] und meine, daß das, was die Menschen im Zustande der physischen und moralischen Gesundheit denken oder auch nur träumen, das uns eigentlich Gemäße sei, womit wir uns zu begnügen haben."

Ein Geräusch im Nebenzimmer unterbrach diese friedlich-traurigen Gespräche. Die Vorstände der Fabriken traten herein, und an ihren Mienen ließ sich abnehmen, daß etwas Bedeutendes vorgefallen sein mußte. Der Oheim, verwundert über den späten Besuch, fragte nach der Ursache, worauf ihm einer ein großes Schreiben, ohne zu reden, mit bedeutenden Blicken hinreichte. Der Prediger sollte es lesen; er besah Siegel und Aufschrift und sagte: „Nach dem Postzeichen kommt es aus der Standesherrschaft."

„Ich will nicht hoffen", rief der Oheim ahnend aus, „daß dort sich etwas begeben hat!"

---

[1] Matth. 7, V. 20.

„Allerdings", versetzte einer; „wir haben, was wir haben wollten."

Der Prediger hatte das Schreiben eröffnet und sagte: „Man meldet Ihnen das Ableben des Herzogs, und jene großen Besitzungen sind nun ebenfalls die Ihrigen."

Die Geschäftsleute konnten ihre freudige Bewegung nicht unterdrücken; der Oheim entließ sie mit einem stummen Winke und saß, die Hände im Schoße gefaltet, das Haupt gesenkt, lange Zeit schweigend da. Der Prediger hatte einen zweiten Brief erbrochen, der von jemand herrührte, welcher sich im Interesse des Oheims auf die erhaltne Todesnachricht sogleich nach dem Schlosse begeben hatte, um etwanige Veruntreuungen der Offizianten und Diener zu hindern. Er berichtete die näheren Umstände über das Ende des Standesherrn. Mit Weglassung des Unwesentlichen schalten wir folgende Stelle seines Briefs unsrer Geschichte ein:

„So versank der Herzog von Tage zu Tage in eine immer tiefere Schwermut. Er hatte seine Geschäfte dergestalt vereinfacht, daß er sie fast allein besorgen konnte. Nur die notwendigste Bedienung litt er um sich; seine Mittags- und Abendmahlzeiten waren einsam; aller Gesellschaft hatte er entsagt. Wenn ihm jemand leise Vorstellungen über diese Absonderung zu machen wagte, so versetzte er, daß ihn seine wankende Gesundheit zu einer so regelmäßigen Lebensweise nötige; jeden Gedanken an einen Schmerz der Seele suchte er durch seine Erklärungen bei andern sorgfältig zu entfernen. Über die Abtretung der Herrschaft an Sie auf den Todesfall sprach er sich mit völliger Ruhe und Fassung aus.

„Wer ihn aufmerksamer betrachtete, mußte die Angabe über seine körperlichen Umstände bezweifeln; denn das äußere Ansehen deutete durchaus nicht auf etwas Krankhaftes. Aber oft kam er nach Hause, am Arme eines Landmanns, hinfällig, wie es schien, und sagte dann, daß ihn ein Schwindel unterwegs betroffen habe, und daß er zu Boden gestürzt sein würde, wenn ihn der Führer nicht aufgefangen hätte.

„Gestern hat man ihn denn tot, auf dem Fußboden seines Zimmers ausgestreckt, gefunden. Noch zwei Tage vorher war an ihm eine merkliche Erheiterung sichtbar geworden. Er hatte sich geäußert, daß er ein größeres Wohlsein verspüre, hatte von Besuchen, die er wieder abstatten, ja von einer Reise, die er unternehmen wolle, gesprochen. Der Landphysikus ist sogleich berufen worden, hat den Körper untersucht und den Ausspruch gefällt, daß ein Schlagfluß den Tagen des Herzogs ein Ende gemacht habe. Diesem ärztlichen Gutachten spricht nun jedermann nach; ich aber habe meine besondern Vermutungen.

„Ich brachte in Erfahrung, daß er seine Angelegenheiten in einer Ordnung hinterlassen habe, die beispiellos sei. Selbst die gewöhnlichen Rechnungen, welche sonst in jedem großen Hauswesen das Jahr hindurch unbezahlt stehn bleiben, sind bis auf die kleinsten Posten quittiert vorgefunden worden. Nun meine ich, daß der natürliche Tod niemand so in Bereitschaft antreffen kann.

„Ist mein Argwohn richtig, so hat er verstanden, die Repräsentation, welche seine Schritte von jeher bestimmte, bis an das Ende zu führen. Es ist ihm möglich geworden, dem Überdrusse am Dasein die beabsichtigte Folge zu geben, dennoch alle zu täuschen und anständig, wie er gelebt, zu sterben. Ich selbst, der ich mich unter einem Vorwande in sein Zimmer geschlichen und mich überall umgesehen habe, konnte nichts Verdächtiges entdecken.

„Die Herzogin, welche sich unfern im Bade * befand, eilte auf die erste Nachricht mit Kurierpferden herbei. Ihr Schmerz ist grenzenlos und exzentrisch; vielleicht schärft ihn das geheime Bewußtsein begangner Vernachlässigungen, zu denen eine überfeinerte Seelenstimmung sie verleitet hat. Man ließ ein Wort vom Begräbnisse fallen, worauf sie wie außer sich ausgerufen hat, daß davon keine Rede sein dürfe, daß der Leichnam über der Erde bleiben solle, von ihr gepflegt und behütet. Wie man diese Laune des Kummers überwinden werde, steht dahin.

„Was die übrigen hiesigen Verhältnisse betrifft, so werden

Sie selbst das Richtige erraten, da Sie die Menschen genugsam kennen. Sie sind nun allhier der Herr und Meister, und Ihnen wendet sich ein jeglicher bereits in seinen Gedanken zu. Man hat mich verschiedentlich um günstiges Vorwort bei Ihnen angesprochen; ich denke, Sie werden in eigner Person prüfen und die Spreu vom Weizen zu sondern wissen."

Da der Oheim in seinem Schweigen beharrte und durch die Nachricht ungewöhnlich erschüttert zu sein schien, sagte der Prediger: „Ich kann es wohl fassen, wie ein großes Glück unsre Natur zu ängstigen vermag. Wir sind doch alle eigentlich nur auf die Gewohnheit eingerichtet und wollen, wenn sich etwas Außerordentliches ereignen soll, dieses uns lieber durch Dulden und Schmerz als durch Genuß und Freude aneignen."

„Sie erraten den Grund meiner Stimmung nicht", versetzte der Oheim. „Jene Todespost verrückt mir mein Konzept; darum setzt sie mich so in Unruhe. Nie habe ich geglaubt, den Herzog überleben zu müssen. Ich war eingerichtet auf Abreise, ich zählte die Stunden bis dahin; nun kommt ein Ereignis, welches auf längeres Verweilensollen deutet. Denn wenn eine vernünftige Macht unsre Schicksale beherrscht, so wird sie mir nicht eine Vermehrung meiner Besitztümer um das Doppelte zuwerfen in dem Augenblicke, wo sie mich zum Scheiden reif erklärt. Ich werde also fortvegetieren, vielleicht noch lange, bis ich dieses neuen Geschäftes Herr geworden bin."

Fünftes Kapitel.

In der Nacht, welche diesem Abende folgte, lag Ferdinand in der Hütte des alten Kammerjägers, mit dem er seit längerer Zeit geheimen, vertrauten Umgang pflog. Spät war er zu ihm gekommen, hatte hastig mehrere Gläser des geistigen Getränks, an welches er sich in dieser wilden Gesellschaft gewöhnen mußte, hinuntergestürzt und war dann nach heftigen und unbändigen Reden eingeschlafen.

Der Alte, welcher auf der einsamen Klippenhöhe — derselben, wo einst die leidenschaftliche Begegnung zwischen Hermann und Ferdinand sich ereignet hatte — abgesondert von aller menschlichen Gemeinschaft hauste, trieb schon eine geraume Zeit in der Gegend sein Wesen. Er bot allerhand Kräuteröle und Essenzen feil, vertilgte die Ratten und Mäuse, und da er zu seinen Mitteln und Hülfsleistungen immer noch einen biblischen Spruch obenein in den Kauf gab, so hielten ihn die Landleute für einen vertriebnen Priester und erzählten sich die wildesten Geschichten von ihm. Woher er gekommen war, wußte niemand; da er indessen einen Erlaubnisschein zu seinem Gewerbe hatte, keinen belästigte und nichts Übles tat, so mußte man ihn unangefochten gehn lassen. Zuweilen hielt er sich in der Nähe der Fabriken auf, sah starr nach dem Herrenhause und murmelte unverständliche Worte für sich hin. Da aber hier ein jeder mit seinem eignen Tagewerke genug zu schaffen hatte, so achtete niemand dessen, was außer dem Arbeitswege lag, und der murmelnde Alte war ihnen schon zur gewöhnlichen Erscheinung geworden, aus der keiner ein Arg hatte.

Er leuchtete dem Schlummernden, dessen Züge von stürmischer Leidenschaft zuckten, mit der Lampe scharf ins Gesicht, blickte nach einem auf dem Tische liegenden blanken Messer und sagte: „Jetzt könnte ich es tun und den Samen der Feinde vertilgen! Sie sind hinter sich getrieben worden; sie sind gefallen und umgekommen vor dir. Denn du führest mein Recht und meine Sache aus; du sitzest auf dem Stuhl, ein rechter Richter. Du schiltst die Heiden und bringest die Gottlosen um; ihren Namen vertilgest du immer und ewiglich."

Er griff nach dem Messer, legte es aber wieder hin und rief: „Stehet nicht geschrieben: wer einen Menschen schlägt, daß er stirbt, der soll des Todes sterben?[1] Ein Jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde.

[1] 2. Mosis 21, 12.

Anschläge bestehen, wenn man sie mit Rat führet, und Krieg soll man mit Vernunft führen. Wie man einen Knaben gewöhnet, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird."

Er setzte sich zu seinen Wurzeln, Ölen und Schmalzen und begann in diesen unsaubern Dingen zu wühlen. Ein widerlicher, für nicht ganz abgestumpfte Geruchsnerven unerträglicher Dunst begann sich zu verbreiten, von dem auch wohl der Schläfer erwachen mochte. Er rieb die Augen, riß sie dann weit auf, sprang von seinem Strohlager empor, stellte sich vor den Alten und rief: „Laß deine albernen Schmierereien und hilf mir!"

„Was fehlt Euch denn, und wo sitzt es, Junker?" fragte der Alte.

„Hier", rief Ferdinand und schlug mit der geballten Faust auf die Brust.

„Sprecht und saget an, daß man Euch verstehe!" erwiderte der Alte. „Vorhin, als Ihr zu mir gestolpert kamt, wart Ihr so außer Euch, daß ich meinte, Ihr hättet vom Bilsenkraut genossen, welches der Menschen Gehirn verstört. Nichts habe ich von allem dem begriffen, was Euren Lippen da entsprudelte."

Der verwilderte Jüngling setzte sich dem Alten gegenüber, stemmte den Kopf auf, und aus seinen Augen brach ein Tränenstrom mit einer Gewalt, wie wenn Quellen sich durch Felsen die Bahn erzwingen. Dieser Regen des Schmerzes erweichte seine Züge, welche, ungeachtet aller Entstellung durch Ausschweifungen, noch immer viel von ihrem ursprünglichen Adel und von der unschuldigen Schönheit der Kinderjahre hatten, so daß sein Anblick jeden Empfindenden mit Rührung erfüllt haben würde. Der Alte aber ließ ihn weinen, rieb gleichgültig seine ekelhaften Spezies ferner ab und sagte nach einer Weile: „Vom Trauern kommt der Tod, und des Herzens Kummer schwächt die Kräfte. Redet endlich! Denn am Lachen und Flennen soll man den Narrn erkennen."

„Er ist wieder da; bei dem Pfaffen versteckt er sich, der Leidige, das Ungeheuer, dem ich das Herz aus dem Leibe reißen

möchte und es in die Tiefe werfen, da, wo es die Füchse fressen!" rief Ferdinand. „Wie lange wird es dauern, so heiraten sie einander! Ich glaubte, es sei vorbei; dein Branntwein schmeckte mir, und der Spaß mit dem Mädchen, zu dem du mich führtest, tat mir wohl; aber nun er wieder da ist, hat sich alles umgekehrt. Ich will nur gleich zwischen des Vaters Maschinen geraten und von ihren Rädern zerquetscht werden, wenn ich Kornelien lassen soll, die mein Leib, meine Seele, mein alles ist, um die ich durch die brennende Hölle ginge!"

„Da wäre nun kein andrer Rat", sagte der Alte, „als Ihr müsset Euch des Kerls zu entledigen suchen. Lauert ihm auf, wenn er allein geht, und stoßt ihn von hinten nieder, so ist der Weg zum Mädchen frei!"

„Wie dumm du bist!" rief Ferdinand. „Mord kommt an den Tag; das habe ich in allen Geschichten gelesen. Sie schlügen mir den Kopf ab, und ich hätte nichts davon. Nein, wozu ich immer Verlangen trüge, das wäre ein Duell auf Leben und Tod. Wenn man darin seinen Gegner niederschießt, so kommt man zwar auch auf die Festung; aber sie lassen einen bald wieder frei. Das erzählte neulich einer über Tisch."

„Ihr habt ja Pistolen; fordert ihn also!" sagte der Alte.

„Und wer versichert mich, daß ich ihn treffe?" fragte Ferdinand. Er sann eine Weile stumm vor sich nieder; dann riß er das Haupt des Alten, der immer in seiner Beschäftigung fortfuhr, gewaltsam beim Schopfe empor, sah ihm mit einem seltsamen Blicke in das Antlitz und sagte leise: „Höre du; weißt du, ob es Treffkugeln gibt?"

Der Alte legte seine Sachen weg und versetzte: „Oho! wollt Ihr da hinaus? In der Stadt haben sie, wie ich mir sagen lassen, einen großen Spektakel und Gesang darüber gemacht. Sie ziehen einen rot an, den nennen sie den Simon oder Samuel[1] — ich weiß nicht recht, wie er heißt — und dann geht ein aber-

[1] Samiel in Karl Maria von Webers „Freischütz".

witziger Lärmen in der sogenannten Wolfsschlucht vor sich. Nichtsnutzige Possen das! Auf solche Lappalien horcht nichts in dem Abgrunde der Kräfte; die muß man an einem andern Zipfel zu fassen wissen. Ob es wahr ist, weiß ich nicht; gesprochen wird davon unter uns Leuten vom Fache.

„Es steht geschrieben im zweiten Buche Mose am einundzwanzigsten[1]: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Seele um Seele. Davon machen sie die Nutzanwendung: Wer seines Lebens nicht achtet, um das Schießblei zu gewinnen, dem wird das Blei auch alles Leben in die Hände geben, an welches er will. Sie sagen, wer ein Stück Blei — aber es muß nicht von einer Kirche sein — mit Todesgefahr erobert, der kann daraus Kugeln gießen, vor denen kein Kraut gewachsen ist. Wißt Ihr ein solches Stück Blei, so tut, was Ihr nicht lassen könnt, und plagt mich nicht weiter; denn es ist hoch Mitternacht, und ich bin schläfrig."

Die Lampe war über diesem Gespräche erloschen. Ferdinand tappte im Dunkeln fort, und der Alte streckte sich mit den Worten: „Wenn ihm nun ein Unglück begegnet, so ist die Brut der Ungerechten zertreten, ohne daß ich schuld daran habe", auf sein Lager.

Sechstes Kapitel.

Am folgenden Morgen bat Hermann die Frau des Predigers um die Erlaubnis, dem Begräbnisse zusehn zu dürfen. Sie wollte davon nichts wissen, weil ihn der Oheim zu Gesichte bekommen könne. Er versprach, auf dem obersten Teile der Anhöhe hinter Büschen verborgen bleiben zu wollen.

Um ihren Mann über das Anliegen zu befragen, ging sie in dessen Studierzimmer. Dieser hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, außer dem Gebete eine kurze Rede am Sarge zu halten, und schritt, Inhalt und Ausdruck in Gedanken erwägend, auf und ab. Er war im Zustande der Meditation von allen andern

[1] 2. Mosis 21, 24.

Dingen immer gänzlich abgekehrt, antwortete daher seiner Frau, ohne recht zu wissen, wovon sie redete, auf ihre Frage zerstreut: „In Gottes Namen! Störe mich nur nicht ferner!“

Der Kranke rief, als er die Einwilligung vernahm: „Das ist mir recht lieb! Ich muß mehr Zerstreuung haben. Seitdem mit meinem Rocke etwas vorgegangen ist, bin ich so unruhig.“

Nach einigen Stunden hörte der Prediger erst, wozu er seine Beistimmung gegeben hatte. Er war darüber sehr erschrocken und wollte durchaus, daß der Kranke von seinem Vorhaben abgebracht würde. Indessen mußte man es gehen lassen; denn Hermann verriet in Farbe und Mienen wieder einen heimlichen Zorn, sobald seine Pflegemutter versuchte, ihm jenen Gang auszureden.

Im Hause des Oheims herrschten sehr verschiedenartige Beschäftigungen. Kornelie übte mit den jungen Mädchen den Psalm ein, welcher an der Gruft gesungen werden sollte, und wand mit ihnen die Kränze, zum Schmuck des Eingangs bestimmt. Der Oheim war dagegen mit seinen Geschäftsleuten in die weltlichsten Beratungen versenkt. Der Vorteil, welcher dem ganzen Fabrikbetriebe und also nach der gestifteten Einrichtung auch ihnen teilweise durch den Anfall der Standesherrschaft zuwuchs, war unermeßlich. Kaum hatten sie das Erwachen ihres Herrn und Meisters abwarten mögen, ihm alles das, was die Nacht hindurch in ihren Köpfen gegärt, vorzutragen; um seinen Frühstückstisch versammelte sich schnell eine zahlreiche Gruppe von Ratschlagenden, Entwürfeverkündenden, welche ihre Gedanken auch sogleich dem Auge durch Listen, Rechnungen und schnell gefertigte Risse anschaulich zu machen sich bestrebten. Einer der Rührigsten wurde noch an demselben Vormittage nach jenen Gütern abgefertigt, um Namens des nunmehrigen Eigentümers Besitz zu ergreifen. Nutzte man die Kräfte, welche durch den neuen Erwerb gewonnen worden waren, in bisheriger schwunghafter Weise, so ließen sich einem solchen Geschäfte kaum noch Grenzen ziehn; nur in England waren die Ähnlichkeiten für derartige Gewerbsgröße aufzufinden. Diese Betrachtungen führten

zu dem Vorsatze, eine bedeutende überseeische Abzweigung des Kapitals zu bewirken.

Der Oheim nahm an der Unterredung lebhaft teil. Jedem Menschen ist eine Signatur in die Seele eingeschrieben, und die Entfernung von diesem Urzeichen der Lebensentfaltung bleibt immer nur eine scheinbare. Auch er hatte eine unruhige Nacht gehabt. Mit siegender Gewalt nahmen ihn die Bilder der neuen Tätigkeiten gefangen und drängten die stillen, entsagenden Vorstellungen zurück, mit welchen er bis zum Ende seiner Tage auszureichen gemeint hatte. Besonders war ihm der Blick verlangend über das Meer gerückt; er wünschte sehnlich eine Herstellung von seinen Gebrechen, um sich noch die Anschauung jener fernen erzeugnisreichen Gegenden gewinnen zu können.

Zwischen diesen Verhandlungen langte eine Botschaft Theophiliens an. Sie hatte den Schlüssel zu dem Erbbegräbnisse der Grafen in Verwahrung und diesen heute den Männern herausgeben müssen, welche den Sarg der Tante von seiner vorläufigen Ruhestätte zu erheben bestimmt waren. Nun bat sie den Oheim schriftlich, allen ferneren Ansprüchen auf die Gruft ihrer Ahnen zu entsagen, welche ihm von keinem Nutzen mehr sein könne, da er für sich und die Seinigen ein eignes Gewölbe errichtet habe.

Der Oheim sagte, nachdem er den Brief gelesen hatte: „Da uns das Schicksal gewaltsam in das Leben zurückdrängt, so wollen wir immerhin den Toten die Toten überlassen. Es ist mir lieb, den Grillen dieser untergegangnen Frau eine Nachgiebigkeit erzeigen zu können. Vielleicht versöhne ich sie dadurch mit mir.“ Er setzte sich nieder, stellte eine verzichtende Erklärung, wie sie dieselbe begehrt hatte, aus und überließ die Gruft der erloschnen Familie dem letzten Sprößlinge zur uneingeschränkten freien Verfügung.

Nach dem Mittagsessen, welches man noch mehr als gewöhnlich abgekürzt hatte, begaben sich die Männer, welche den Sarg tragen wollten, eilig den Schloßberg hinauf. Der Oheim verweilte eine kurze Zeit bei Kornelien, deren Augen über das zer-

streute und der Feier des Tages abgekehrte Wesen trübe geworden waren. Man sah es allen nur zu deutlich an, daß sie das Totenfest abgetan wünschten, um sich den so mächtig andringenden irdischen Hoffnungen mit ganzer Seele hingeben zu können. In ihrer reinen Trauer über diesen grellen Widerspruch der Menschen und Dinge nahm sie den Oheim, als sie mit ihm allein war, beiseite und sagte zu ihm: „Nicht wahr, Vater, wir fahren nach der Bestattung mit dem Prediger spazieren und bleiben auch den Abend für uns?“

„In deiner sanften Frage liegt für mich ein schwerer Vorwurf“, versetzte der Oheim. „Wenn es wahr wäre, daß zwischen den Seelen der Menschen ein wesentlicher Unterschied bestände, wie manche haben lehren wollen! Wenn nur einige zur Erhebung, zum Leben des Geistes bestimmt wären, andre dagegen unwiderruflich in den Schlamm und Tod versinken müßten und alle Mühe, von diesem eingebrannten Male der Nichtigkeit sich zu reinigen, umsonst aufwendeten!“

„Welche Gedanken!“ rief Kornelie.

„Ich will wenigstens hienieden nützen, wie ich kann“, fuhr der Oheim fort. „Zu meinen Beschickungen gehörst auch du, Kornelie; du bist die süßeste derselben. Sollte ich aus der Welt gehn, ehe ich dich an der Seite eines Gatten versorgt weiß, so wird dein Los von mir genügend festgestellt worden sein.“

Kornelie sank ihm zu Füßen und sprach mit leuchtenden Blicken: „Sorge du nicht um mich und nicht für mich, mein Vater! So gewiß dies meine Hand und jenes meine Füße sind, so gewiß weiß ich, daß, wo ich stehe oder mich niederlege, wohin ich gehe und trete, ich behütet und geschirmt bin. Wenn das nicht wäre, so hätte ich ja so früh meine Eltern nicht verlieren können. Glaube mir, mein Vater, mir wird es immer wohl gehn, recht wohl. An meinem Herde wird sich der Dürftige wärmen, und unter meiner Pforte werden die Müden sitzen. Darum entziehe du deinem Sohne und den Freunden, die mit dir gearbeitet haben, nichts von dem Deinigen; Kornelien schenke du nur,

wenn es denn einmal so weit ist, deinen letzten Blick und Hauch; das soll meine Erbschaft sein!"

Er fragte einen Eintretenden, welcher meldete, daß der Leichenzug vom Schloßberge herabzusteigen beginne, nach Ferdinand. Jener versetzte, daß er den Knaben aufgefordert habe, ihm zu folgen, daß dieser aber, ohne ihm Antwort zu geben, den Berg nach der Gegend des Weihers zu hinaufgestürmt sei.

Seufzend machte sich der Oheim in seinem kleinen Fuhrwerke, neben welchem Kornelie herging, auf den Weg. Den Vorplatz des Mausoleums bedeckte eine zahlreiche Menschenmenge, welche nicht die Neugier allein, sondern auch ein dankbares Erinnern herbeigezogen hatte; denn die Verstorbne war die Wohltäterin vieler Bedürftigen gewesen. Die Pforten des Gewölbes waren aufgetan; zu beiden Seiten standen die festlich geschmückten Jungfraun im Halbkreise. Kornelie gesellte sich, sobald sie mit dem Oheim auf der Höhe anlangte, zu ihnen. Er ließ seinen Sessel der Pforte gegenüberstellen und erwartete den Zug, dessen Annahen die in immer dichteren Haufen den Berg heraufdringenden Menschen verkündeten. In der Mitte des Platzes war mit leichten Stäben ein freier Raum für den Sarg, seine Träger, den Prediger und die Schulkinder abgesteckt worden.

Siebentes Kapitel.

Sobald der Sarg niedergesetzt war und die wogenden Menschenwellen, welche nun nicht allein den Platz oben, sondern auch alle Abhänge des Berges überfluteten, sich beruhigt hatten, erhoben die Jungfraun ihre Stimme und sangen den Psalm ab, dessen gehaltne, ernste Melodie die Herzen noch tiefer angerührt haben würde, wenn nicht das vom Weiher herklingende Geräusch der heftig arbeitenden Dampfmaschine den sonderbarsten Gegensatz zu jenen frommen Tönen hervorgebracht hätte. Nach beendigtem Gesange trat der Prediger zum Sarge, verrichtete das Gebet und knüpfte an dasselbe folgende Worte:

„Ihr seid es von mir schon längst gewohnt, meine Zuhörer, daß ich euch in meinen Vorträgen nicht zwischen die Dornenhecken dunkler Glaubenslehren, nicht auf die kalten, leeren Höhen spitzfindiger Grübelei zu führen pflege, weil ich der Meinung bin, daß das Christentum, ist es echter Art, dem Blute gleichen müsse, welches mit den Werkzeugen des Lebens verbunden, sie in ungetrennter Gemeinschaft durchdringend, ihnen eben gerade das Leben schafft, während dasselbe, von jenen Werkzeugen getrennt, für sich allein nicht bestehn kann, vielmehr dann bald sich scheidet, gerinnt und verdirbt. Ich liebe es daher, euch aus noch so geringfügig scheinenden Gelegenheiten, aus eurer Arbeit und aus eurem Gewerbe, aus den kleinsten Vorfällen eurer Hauswesen die Quellen der Erbauung zu öffnen, und bestrebe mich, den Gott, welcher jedem erscheinen muß, wenn er das Samenkorn in die Erde legt oder sein Tagewerk am Webstuhle vollendet hat, vor aller Augen zu enthüllen.

„Laßt mich also auch an dieser Bahre meines Brauchs pflegen. Laßt uns nicht in allgemeinen Todesbetrachtungen, welche ohne Frucht und unnütz sein würden, sondern in dem besondern Hinblicke auf den Fall, welcher uns hier zusammengeführt hat, unsre Gedanken vereinigen!

„Es ist ein Gerede unter den Menschen, daß Mäßigkeit, Nüchternheit, Vorsicht, die heilsame Kälte, welche die Schritte erwägt und den Fuß nicht eher zum Weitergehn aufheben mag, bis man habe, wo man ihn niedersetze, daß diese Dinge, sage ich, zwar gute und einträgliche Eigenschaften seien, daß sie aber zu höheren und seltneren Gewinnen nicht hinzuführen vermögen, und daß sie namentlich den Menschen, welcher mit ihnen begabt ist, unfähig zu den sanften und warmen Empfindungen machen, auf welchen die Liebe ihr schönes Gebäude gründet. Man nennt die Verbindungen, welche nicht im Rausche der Leidenschaft geschlossen werden, Scheinbündnisse; man glaubt, daß bei ihrer Eingehung nur der Trieb der Gewohnheit oder eine herzlose Berechnung obgewaltet haben könne.

„Sehet hier ein Beispiel von der Richtigkeit dieses Redens und Meinens! Über die Jünglingsjahre längst hinaus, ohne stürmische Aufwallung, bedächtig das Wichtige überlegend, knüpfte der verehrte Mann, um den uns eine fromme Feier versammelt hat, das Band, dessen Unzerreißbarkeit eben diese Feier aussprechen soll. Wohl allen denen, welche einander im Augenblicke der ersten, oft so oberflächlichen Bekanntschaft die Ewigkeit ihrer leicht entstandnen Aufregung versichern, wenn sie mit der Innigkeit verbunden blieben, welche hier dem ruhig gegebnen und empfangnen Worte folgten! Sämtlich sind wir Zeugen gewesen der Zucht und Einigkeit, des Vertrauens und des Glücks, aller der Gnaden und Segnungen, welche diese wahrhaft gottgefällige Ehe schmückten. Aber nicht genug, daß sie auf Erden die Bestimmung der göttlichen Einrichtung — das Bild der vollkommnen Menschheit durch zwei darzustellen — im genügendsten Maße erfüllte, auch über das Grab hinaus reichten ihre Einflüsse und Wirkungen. Die Gattin scheidet, und der Zurückbleibende richtet seine Blicke beharrlich der Entschwundnen nach. Fest die Zügel der ihm überwiesenen irdischen Angelegenheiten haltend, blüht ihm doch nur noch Genuß in der Sehnsucht nach ihr, welche seine Augen nicht mehr schauen; sein Gemüt entbrennt zu dem schönen Werke in Erz und Marmor, welches nun vollendet vor uns steht, die sterbliche Hülle der teuren Schlafengegangnen aufzunehmen, an deren Seite er selbst dereinst ruhen will. Sanften Trost empfindet er in diesen Beschwichtigungen, womit unser von Wolken überdecktes Auge sich die Ewigkeit und ihre Geheimnisse anzunähern versucht. Wenn andre Menschen von dem Weine und Brode leben, dessen sie genießen, so läßt sich von unsrem Freunde behaupten, daß ihn die Erinnerung speiste und die Hoffnung tränkte.

„Nehmet denn, ihr Ehelich-Verbundnen, oder die ihr in diesen Stand treten wollt, von solchem Vorgange ein Muster der Nachahmung! Jenes stille Heiligtum, welches heute seine Weihe erhält, der Sarg und der lebende Freund — sie mögen in eurem

Herzen Gelübde erzeugen, würdig des Wortes, welches der Apostel sprach: ‚Wer sein Weib liebet, der liebet sich selbst.‘ In dieser alles umfassenden Liebe zu einem zweiten Wesen ist der Inbegriff jeglicher sittlichen Veredlung gesetzt; der Mensch löset sich von der Selbstsucht ab und empfängt dadurch sein Innres erhöht und gereinigt zurück. Ja, meine Freunde…“

Ein dumpfes Geräusch, wie von dem verworrnen Durcheinanderreden vieler Menschen ließ sich in der Ferne vernehmen. Es kam aus der Gegend, wo der Weiher lag. Der Prediger hielt betroffen inne. Die Menschen wendeten sich nach dem Schalle.

„Es muß etwas an der Maschine zerbrochen sein; man hört sie nicht mehr“, sagte der Oheim. „Gehe einer hin und sehe zu! Welche widrige Unterbrechung!“

Einige Arbeiter schwangen sich den steilen Pfad hinauf, der nach dem obern Teile des Berges und nach dem Weiher führte. Doch nur wenige Augenblicke vergingen, so kamen sie wieder herabgestürzt, totenbleich, mit entsetzten Gesichtern. Der Maschinenmeister folgte ihnen und fiel mit einem Jammergeschrei am Wägelchen seines Herrn nieder. „Was ist geschehn?“ fragte der Oheim erschreckt. „Hat das Werk Schaden genommen?“

„Ihr Sohn liegt zerschmettert oben auf dem Berge!“ rief der Mann, seiner nicht mächtig.

Entsetzt drang die Menge herzu. Man bestürmte ihn mit Fragen, wie dieses furchtbare Ereignis sich begeben habe; er war unfähig, zu antworten. Sprachlos starrte ihn der Oheim an; seine Augen standen ohne Bewegung in ihren Höhlen, seine Lippen verloren die Farbe, sein Haupt ruhte an Korneliens Brust.

„Den Sarg in die Gruft, unsern Vater nach Hause!“ rief das Mädchen, welches inmitten dieser Schreckniſſe die Besinnung noch hatte, deren die andern beraubt waren. Indem man sich anschickte, ihrem Befehle zu gehorchen, rief von den Klippen über dem Mausoleum eine laute Stimme: „Halt!“ und Hermann trat auf ein vorragendes Felsenstück. Die Bauerburschen, welche den Wagen des Oheims zogen, hatten mit demselben eine Wendung

nach vorwärts gemacht, so daß Hermann dem Alten gerade gegenüberstand.

„Tröste dich, Onkel!" rief der Unselige hinunter. „Ferdinand ist dein Sohn nicht; die Tante hatte ihn vom Grafen. Darum verschrieb dir der die Standesherrschaft, damit die Güter dereinst an sein Blut kämen. Frage nur Theophilien, sie weiß alles; aber die Liebesbriefe haben wir verbrannt."

Kornelie fiel nun selbst ohnmächtig in die Arme ihrer Freundinnen. Auch bedurfte das Haupt des Oheims keiner Stütze mehr. Nur die ersten Worte hatte er aus Hermanns Munde vernommen; dann sank er mit einem tiefen Atemzuge in sich zusammen, erdrückt von diesen Schlägen, und der Ruf der Umstehenden: „Er stirbt!" wurde Wahrheit.

Langsam zogen die Burschen den Wagen hinunter nach dem Hause. Schweigend, unter der Last dessen, was sich begeben hatte, schaudernd, ging die Menge von dem Berge. Es war etwas Grauenvolles, diese vielen hundert Menschen zu sehen, deren Lippen das ungeheure Schicksal versiegelt, deren Herzen es versteinert hatte.

Auf einen stummen Wink des Predigers, welcher mit dem Unglücksboten auf dem Berge geblieben war, wurde der Sarg hastig in das Mausoleum geschafft. Er stieg mit dem Maschinenmeister den Klippenweg hinauf. Sie näherten sich dem Weiher. Die Maschine stand. Zu ihren Füßen lagen die blutenden Gebeine eines, der ein Mensch gewesen war. Ein unseliger Anblick!

Nachdem der Prediger sein Entsetzen bewältigt hatte, fragte er den andern: „Wie ist dies zugegangen? Reden Sie jetzt, daß wir alle Tatumstände feststellen und nicht noch Unschuldige zur Verantwortung gezogen werden mögen!"

„Gott weiß es, ich nicht", erwiderte der bewegte Mann. „Schon vor einigen Stunden hatte er sich bei uns hier eingefunden und war spähend um die Maschine hergegangen. Er machte uns auf den gelockerten und halb zersprungnen bleiernen Ring dort aufmerksam, welcher an jenem das Pumpenwerk in Bewe-

gung setzenden Arme hängt, in seinem unverletzten Zustande bestimmt, die Widerstandsmittel gegen etwanige Explosionen der Dämpfe zu verstärken. Seine Frage, ob es wohl möglich sei, dieses Blei dem Balken, wenn er eben niedersteige, mit raschem Griffe zu entreißen, hielten wir für Scherz. Wir antworteten, daß es ja auch Menschen gegeben habe, die zwischen den sausenden Flügeln einer Windmühle hindurchgegangen oder wohl gar geritten seien, und ebenso möge es gelingen, das Blei zu erobern; aber freilich könne der Kopf mit in den Kauf kommen. Er verhielt sich nach diesen Gesprächen still, und wir vergaßen bald die ganze Sache. Nun erschien plötzlich der junge Mann, der bei Ihnen wohnt, und sobald er den sah, wurde er wie von einer rasenden Wut befallen; er blickte bald ihn, bald die Maschine mit grimmig funkelnden Augen an und schoß pfeilschnell auf den Arm zu, da er und der bleierne Ring im Niedersteigen waren. Das taube Eisen faßte ihn, seine Kleider mußten sich in das Gestänge verwickelt haben; denn dreimal wurde er im wilden, fürchterlichen Umschwunge gegen die Balken und von diesen wieder in die Lüfte geschleudert. Augenblicklich ließ ich hemmen; aber schon war es geschehen, und wir hatten, als die Maschine stillstand, nur die zerbrochnen Gebeine aus ihren Klammern und Fugen zu nehmen."

„Eilen wir, hinwegzutun, was die Blicke der Menschen beleidigt!" sagte der Prediger, ließ die jammervollen Überbleibsel erheben und in eine Kiste legen. Auch diese wurde im Mausoleum neben dem Sarge der Mutter beigesetzt.

Unten im Dorfe fand er alles wie ausgestorben. Niemand ließ sich blicken; jeder fühlte eine dunkle Furcht vor herandrohenden Schreckgerichten. Im Herrenhause war Bestürzung, Weinen und Wehklagen. Kornelie lag darnieder und fieberte.

Die Leiche des Oheims hatte man auf einem Bette ausgestreckt. Als der Prediger ihm in das Gesicht blickte, fuhr er zurück und gebot, es mit einem Tuche zuzudecken; die Miene des Toten sei von einer eignen, den Lebendigen nicht heilsamen Beschaffenheit.

Er trat in sein Haus. Dort saß Hermann wie gewöhnlich ruhig über den Büchern. — „Sie haben ihren Oheim getötet!“ rief er ihm mit strengem Tone zu. — Gelassen versetzte Hermann: „Warum schelten Sie mich? Ich meinte es gut. Konnte er sich nicht zufrieden geben, da er hörte, daß der wilde Knabe ihn nichts angehe?“

Achtes Kapitel.

Eine solche Wendung war den Mächten, welchen das menschliche Dasein nur zu leicht verfällt, gelungen. Voraussicht, Klugheit, Berechnung waren zu Schanden gemacht worden; ein furchtbarer Blitz hatte sein grelles Licht auf die Nichtigkeit frommer Zuneigung geworfen; den fürsorglichsten Mann riß das Schicksal mitten aus ungeordneten Verhältnissen in Verzweiflung hinweg. In einem Hause, worin nur der Verstand galt und anerkannt wurde, hatte der widersinnigste Aberglaube seine Flügel, bis zum Wahnwitz treibend, schwingen dürfen, und über Lippen, die nicht wußten, was sie sprachen, war das Geheimnis der Familiensünde elementarisch gesprungen.

Diesen Ausgängen war hier niemand gewachsen. Die Arbeit stockte; mutlos schlichen die Geschäftsleute umher. Man mußte an die Bestattung der Leiche denken, und auch da zeigte es sich, daß der Zorn jener dunkeln Gesetze, welche in ihr volles Recht hier eingesetzt zu werden forderten, noch nicht vorüber sei.

Theophilie, von welcher man den Schlüssel zum Erbbegräbnisse wiederverlangte, weigerte sich, ihn zu geben, und berief sich auf die Entsagungsurkunde, welche der Oheim an seinem letzten Lebenstage ausgestellt hatte. Man bewog den Prediger, zu ihr zu gehn, der denn auch alle Beweggründe der Milde und Versöhnlichkeit anwendete, ihren Willen zu beugen.

Sie ließ ihn ruhig ausreden und sagte dann: „Ich ehre diese Grundsätze des Friedens; aber man kann verschiedne Wege gehn, die alle recht und gut sind. Auch die Vergeltung hat ihre Ehren. Ich bin die Rächerin meiner Familie. Er hat uns im Leben

aus unsrem Eigentume getrieben; dafür versage ich ihm die Ruhe bei meinen Toten. Immer noch eine sehr glimpfliche Rache, sollte ich meinen. Das Geheimnis, welches ich wußte, wäre mit mir zu Grabe gegangen; — der Schlaf verriet es einem fremden Ohre. Nun wurden Versprechungen gewechselt und Briefe den Flammen übergeben, um es ja recht sicher zu bewahren. Aber ein kindisch gewordner Geist plaudert es wider Willen und Absicht dem Sterbenden aus und stößt ihm damit das Herz ab. Ich finde etwas Großes und Göttliches in diesem Hergange; er erinnert an alte Märchen, worin Bachwellen und rauschende Baumzweige das Tiefverborgne an den Tag bringen."

Da er sah, daß sie nicht zu überreden war, so stand er ab; man beschloß, kein Aufsehn zu erregen, indem man Zwang gegen sie versuchte. Die Menschen hatten durch die stattgehabten Ereignisse alle Besinnung verloren. Einer schlug vor, den Oheim im Mausoleum zu bestatten, wie er ja selbst verfügt habe, und die andern billigten seinen Rat, zu dessen Ausführung alles in Bereitschaft gesetzt wurde.

Aber die Natur hat zuweilen in ihrem tiefen Busen ein Gefühl für Wahrheit und will nicht dulden, daß das ganz Unschickliche geschehe. In der Nacht wurden die Bewohner des Dorfs von einem Getöse erweckt, in welchem sie bald das Rauschen stürzender Fluten erkannten. Man machte sich mit Fackeln und Windlichtern hinzu und sah bei deren Scheine den Bergweg zum schäumenden Wasserfalle verwandelt. Unten im Dorfe flossen die Wogen zu einem Bache ab, der an manchen Stellen gürteltief war.

Als es tagte, nahm man ein grauses Schauspiel wahr.

Durch die Eingangspforte des Mausoleums, wie durch einen Brückenbogen, schoß der weißschäumende Strom hergab und hatte Mauerstücke, Bäume, ja auch die Behältnisse, welche die Gebeine der Mutter und des Sohns bargen, mit sich fortgerissen. Diese lagen kläglich umgeworfen, von Schlamm und Graswust widerlich umsäumt, am Abhange des Berges. Ein Teil des Gruftgewölbes war eingestürzt, und dem Ganzen drohte dasselbe Schick-

sal, wenn die Gewalt der immer weiter wühlenden Fluten nicht bald gebrochen wurde.

Die Ursache dieser Zerstörung war nur zu bald entdeckt.

Der Weiher, von der Maschine, an deren Wiederbelebung niemand in der allgemeinen Bestürzung gedacht hatte, nicht mehr ausgeschöpft und überdies durch Regengüsse in den Bergen über seinen gewöhnlichen Inhalt angeschwollen, hatte mit der ganzen Wassermasse durch die verborgnen Rinnen auf die Auswölbung der Gruft gedrückt und wahrscheinlich in kurzer Zeit den Widerstand des Gemäuers überwunden.

Es geschah, was geschehen konnte, um die Gefahr einer Überschwemmung von den Talbewohnern abzuhalten. Die Maschine arbeitete wieder unausgesetzt, so daß der Zufluß zum Gewölbe bald vermindert wurde und man auch von dort dem Elemente entgegenwirken konnte. Das einzige Mittel kräftiger Begegnung war, die Gruft auszuschütten und den Berg in seiner dichten Ründung herzustellen. Dies geschah mit rastloser Tätigkeit. Felsblöcke, Buhnengeflecht[1], Lehm- und Schuttlagen mußten die Höhlung füllen, und nach vierundzwanzig Stunden war von dem schönen Werke der Baukunst nichts mehr zu erblicken als der Marmor der Pforte, welcher unnütz und wehmuterregend aus jenen niedern Stein- und Erdumgebungen hervorblickte. Bei der gewaltsamen Arbeit hatte man natürlich der Wege und Anlagen nicht schonen können, so daß, als die Sache getan war, zertretner Rasen, abgebrochne Stauden, verwüstete Blumenflecke, Sumpf und Nässe den Rahmen um jenes ausgetilgte Denkmal ehelicher Liebe bildeten. Inzwischen wartete der Prediger seines Amtes, ließ im Dunkel des späten Abends Mutter und Sohn erheben und unbemerkt ohne Geleit auf dem Kirchhofe des Dorfs einsenken. Auch war nach diesen letzten trüben Dingen von ihm sogleich ein reitender Bote an den Rechtsfreund des Oheims in der Standesherrschaft abgesendet worden, dort das

[1] Buhnen sind zur Ableitung von Wasser in dieses hineingebaute Dammkörper.

Gewölbe für die Leiche auftun zu lassen und sie so dem Hasse und den wütenden Naturkräften zu entrücken, welche sich hier gegen ihre letzte Rast verschworen zu haben schienen.

Traurig und langsam rückte der schwarzbehangne Wagen in kleinen Tagereisen gegen die Grenze jenes adlig gewesenen Gebietes vor, welches nun die eingefallnen und geschloßnen Augen des bürgerlichen Erwerbers nicht schauten, wo keiner dem neuen Herrn mit verehrendem Gruße entgegenkam. Aber in der Nähe des Schlosses erhielt der Verblichne Gesellschaft; auch der Herzog befand sich auf dem letzten Wege zur Gruft seiner Ahnen. Man hatte, die Bestattung möglich zu machen, die Herzogin unter einem Vorwande zu entfernen gewußt und jene, sobald man erfuhr, daß auch der Oheim dort ruhen solle, beeilen wollen, um fertig zu sein, wenn diese zweite Leiche einträfe. Allerhand Zufälligkeiten verzögerten indessen die Ausführung der Anstalten, und so kam es, daß die beiden Züge in dem breiten Wege, welcher nach dem Erbbegräbnisse führte, zusammentrafen. Der Prediger trat mit dem herzoglichen Kaplane in kurze Beratung, und beide Männer, von einer religiösen Empfindung erschüttert, ordneten an, daß der Tod keinen Vortritt gewähren, sondern seine stillen Untertanen mit gleichen Rechten empfangen solle. Weg und Pforte waren geräumig genug, zwei Särge nebeneinander aufzunehmen, und so gingen die beiden Gegner einträchtig zusammen in die dunkle Wohnung ein.

Nach diesen Entscheidungen des Todes und der Nacht wandten sich die Hinterbliebnen in das Leben zurück. In den Fabriken trat aus den Vorstehern eine Kommission zusammen, welche die Geschäfte in der bisherigen Weise und im Geiste des Verblichnen fortzusetzen sich bemühte. Auf dem Schlosse des Standesherrn wurde von ihren Bevollmächtigten inventarisiert, auf Feldern und Waldgründen vermessen. Die Maschinen begannen wieder zu klappern, die Arbeiter ihre Packen auf den gewohnten Wegen zu tragen; in den Comptoirs schrieb und rechnete man wie früher.

Wenn sie sich nun aber fragten, wer der Herr der unermeßlich angewachsenen Güter sei und für wen alle diese Arbeit geschehe, so war die Antwort von der Art, daß sie, selbst nach allen den wunderbaren und erschreckenden Fügungen des Zufalls, noch staunen machen mußte. Wie man sich wenden mochte, die Lage der Sache ließ sich nicht bestreiten. Der Oheim war ohne Testament, kinder- und geschwisterlos gestorben und Hermann als Neffe daher ohne allen Zweifel sein nächster, gesetzlicher und rechtmäßiger Erbe.

An Verderben und Untergang mag niemand, der seine Hände rüstig bewegt, denken; wie jedoch unter einem solchen Eigentümer ein fast unübersehlicher Besitz, das weitverzweigteste Geschäft sich steigern, ja nur sich notdürftig erhalten lassen sollte, mußte dem klügsten menschlichen Auge verborgen bleiben.

Wilhelmi war angekommen. Auch ihn bewegten die Ereignisse tief, als er ihren Gang und Zusammenhang vernahm. Er meinte einen Augenblick, Hermanns Abspannung durch die plötzliche Nachricht von dem märchenhaften Glücke, welches ihn betroffen, aufzurütteln, aber vergebens. Hermann empfing die Meldung, daß er nun ein Millionär sei, wie etwas Bekanntes, woran er, wie er sagte, gleich bei dem Absterben des Oheims gedacht habe.

Neuntes Kapitel.

Der Oheim war kaum einige Monate tot, als die Folgen einer Verwaltung durch mehrere bereits sichtbar zu werden begannen. Obgleich der Verstorbne in den letzten Tagen seines Lebens nur wenig persönlich eingegriffen hatte, so war er doch der Mittelpunkt alles Wirkens und Schaffens gewesen; in ihm bestand eine Autorität, durch welche das Zweifelhafte entschieden, jedes Wagnis gerechtfertigt wurde. An einer solchen obersten Gewalt fehlte es nunmehr gänzlich; es zeigte sich hier, was in den Welt- und Staatsverhältnissen immer eintritt, wenn ein großer König oder ein Held von hinnen geht und sein Werk von

den Stellvertretern weitergeführt werden soll. Unendlich ist der Abstand tüchtiger Ausführung von dem Blitze der Erfindung. Man zagte oder hazardierte und verlor durch beides. Die Verluste erzeugten Mißmut und Anklage; aus solchen übeln Stimmungen entsprangen Sonderungen und Parteien. Jeder glaubte am besten zu tun, wenn er nur in seiner Sphäre isoliert tätig sei, und darüber kam bald der Zusammenhang des Ganzen abhanden, welcher doch allein den Gedanken des Oheims erhalten konnte. Schon erklärte einer und der andre, daß er sein Schicksal weiter zu suchen gedenke, und alle fühlten sich von einer Gemeinschaft bedrückt, die noch vor kurzem ihr Stolz gewesen war.

Inmitten dieser Einbußen und Spaltungen lebte der Herr der Reichtümer sein dämmerndes Pflanzenleben fort. Man war übereingekommen, so lange als nur möglich ihn für geistig gesund gelten zu lassen, um die Einmischung des Staats, die alle als das größte Übel fürchteten, abzuhalten. Seine Unterschrift mußte daher jedes wichtigere Geschäft bekräftigen; er gab sie, ohne zu fragen, was er unterschreibe. Nur die große Rechtlichkeit aller dieser Leute verhinderte, daß sich schlimmes Unheil an ein so seltsames Verfahren heftete. Aus der Predigerwohnung war er wenige Tage nach dem Tode des Oheims in das Haus gezogen, welches ja nun das seinige war. Dort lebte er in stillen Hinterzimmern, den ganzen Tag über lesend, schreibend oder mit sich selbst redend. Vor dem Verkehr mit unbekannten Menschen hegte er eine große Scheu und mied deshalb die Gemächer nach der Straße, während er dagegen mit den Hausgenossen sich leicht und zutraulich zu benehmen wußte. Diese wichen ihm aber aus, wo sie konnten; seine Erscheinung war ihnen zuwider, und sie vergaben ihm den Tod ihres Herrn nicht. Nur Kornelie ging leise und mild neben ihm her, sorgte für seine Bedürfnisse, ohne gleichwohl irgend eine tiefere Bewegung blicken zu lassen.

Unvermutet kam eines Tages der Arzt angefahren. Er hatte, auf der Heimkehr begriffen, den Brief des Predigers erhalten und den Umweg mehrerer Meilen nicht gescheut, den wieder-

gefundnen Kranken zu besuchen und zu ergründen, ob vielleicht jetzt zu helfen sei. Mehrere Tage verweilend, sprach er nach genauer Beobachtung Hermanns gegen einige Vertraute die Unheilbarkeit des Übels aus, da sich keine Reizbarkeit zeige und folglich kein Mittel eine Erregung oder Krisis hervorbringen werde. Auf diese Nachricht nahmen mehrere Vorsteher ihre Entlassung, und die noch zurückblieben, wurden mehr von einer Notwendigkeit gefesselt als durch einen Wunsch bestimmt.

Wilhelmi reiste ab und zu, wie seine Häuslichkeit es ihm nur gestatten mochte. Dieser treue Freund litt unendlich bei der Betrachtung des Unglücklichen.

Über Kornelien, zu deren Vormunde der Prediger bestellt worden war, sprach er mit diesem einen Plan ab, welcher wenigstens ihre nächsten Jahre sicher stellte. Seine Frau wünschte bei erweiterter Familie eine Gesellschafterin, der sie Kinder und Haus mit Zutraun übergeben konnte, wenn Zirkel, Theater oder Reisen sie selbst abberiefen. Wer war zu einer solchen Stelle geeigneter als das schöne, sanfte, feste Mädchen? Als beide Männer ihr diese Kondition vorschlugen, willigte sie ohne Zaudern ein. Wilhelmi bestimmte den Tag der Abreise; Kornelie ordnete ihre kleine Habe und schien ganz ruhig und gefaßt zu sein. Nur fiel es denen, die sie näher kannten, auf, daß sie jede Stunde, welche ihre häuslichen Geschäfte ihr frei ließen, zu einsamen, oft weit wegführenden Wandrungen durch die Gegend benutzte.

Ging sie, so schwand auch der letzte frische Ton aus dem blassen Nebelbilde stumpfer, aussichtloser Tage. Der Zustand der Menschen hier und in der Standesherrschaft war ein kaum zu beschreibender. Man spricht von einem Schattenreiche; hier hatten die Toten eins auf Erden hinter sich zurückgelassen.

Zehntes Kapitel.

Der Wagen stand gepackt; Wilhelmi, bereit zum Einsteigen, wartete im Mantel, die Reisemütze auf dem Haupte. — „Wo bleibt

sie?" fragte er etwas ungeduldig. „Sie pflegt sonst die Erste fertig zu sein; was hat sie drinnen noch zu schaffen?"

„Geben Sie acht, Sie reisen allein!" rief die Frau des Predigers, welche mit ihrem Manne, Lebewohl zu sagen, gekommen war.

„Wie?" riefen voll Erstaunen der Prediger und Wilhelmi.

„Ihr Männer seid so daran gewöhnt, eure Absichten durchgesetzt zu sehen, daß ihr zuweilen die nächsten und größten Hindernisse nicht wahrnehmt", erwiderte die Frau.

Wilhelmi schickte jemand in das Haus ab und ließ Kornelien bitten, sich zu beeilen. Der Bote kam sogleich mit der Meldung zurück, daß Mademoiselle ihren Koffer wieder begehre, da sie hier bleiben werde. Unwillig eilte Wilhelmi nach ihrem Zimmer. Der Prediger und seine Frau folgten.

Sie fanden Kornelien beschäftigt, Reisehut, Umschlagetuch und andre Dinge, die sie noch hatte mitnehmen wollen, in den Schrank zu tun, wobei ihr Hermann half. — „Sie geht nicht!" rief er den Eintretenden entgegen, und sein blasses, unteilnehmendes Gesicht hatte einen Ausdruck, wie wenn in tiefster Nacht der Höhle oder des Schachtes aus dem entlegensten Gange der Strahl des kleinen Lämpchens aufdämmert. Es war nicht Freude; aber dieser Blick sagte, daß das Wesen, welchem er angehörte, einst Freude gefühlt habe und sie vielleicht dereinst wieder fühlen werde.

„Was soll das bedeuten?" fragte Wilhelmi unmutig. „Haben Sie mich zum besten?"

„Geh auf dein Zimmer, Hermann!" sagte Kornelie ruhig. Er ging. — „Hören Sie mich an, ehe Sie mich schelten!" fuhr sie fort. „Ich war willens, mit Ihnen zu reisen, den Dienst in Ihrem Hause anzunehmen; ich freute mich auf die große Stadt und alle die neuen Dinge, welche ich da sehen würde. Den Abschied von Hermann hatte ich bis zuletzt aufgeschoben. Nun aber konnte ich doch ohne den nicht von ihm gehn, da ich allen Leuten im Hause Lebewohl gesagt hatte. Als ich zu ihm trat und er mir

still glückliche Reise wünschte, seine Hand den Druck der meinigen nicht erwiderte, da war es mir auf einmal, als ob eine Decke von meinen Augen hinweggetan würde. Ist es Ihnen nicht auch begegnet, daß Sie, in träumerischer Vergessenheit vom Wege abgekommen, plötzlich bei dem Anblicke eines Baums, eines Felsens stutzen mußten und Ihren Irrtum einsahen? Und sollen denn solche Male nur immer unsrem Geiste, unsrem Herzen fehlen?"

„Dies ist in der Tat die außerordentlichste Leidenschaft, welche ich jemals gesehen habe!" fuhr Wilhelmi heraus. „Dem Gesunden versagten Sie sich, als ein gewährendes Wort ihn vielleicht gerettet, vor den Verwicklungen bewahrt haben würde, die seinen Zustand herbeigeführt haben mögen. Nun wollen Sie dem Kranken erstatten, was dieser nicht entbehrt; denn Sie sind ihm so gleichgültig wie wir andern alle. Bedenken Sie, welche Unschicklichkeit Sie zu begehen willens sind Wollen Sie etwa, wie Flämmchen einst, verkleidet als sein Diener bei ihm bleiben?"

Eine Purpurröte überzog Korneliens Antlitz; ihre zarte Brust wurde von heftigen Atemzügen bewegt; sie hob die Augen gegen Wilhelmi auf und sagte mit zitternder Stimme, aus welcher aber der tiefste Ernst hervorklang: „Wenn es sein müßte, so würde ich allerdings das tun, was Sie, mich zu verspotten, da gesagt haben. Warum ich hier meine Frauenkleider ablegen sollte, weiß ich nicht. Da Sie einmal so unbarmherzig mit Geheimnissen umgehn, zu deren Vertrauten ich Sie nicht gemacht habe, so will ich auch ohne Rückhalt aussprechen, was ich fühle und dessen ich mich nicht zu schämen habe. Nun denn, ich habe dem Gesunden mein Ja nicht geben wollen, weil es nicht reif war und die Liebe ihre Zeitigung noch nicht erlangt hatte. Man erzählt mir hin und wieder von Büchern, worin geschrieben stehn soll, daß jenes Gefühl im ersten Augenblicke des Sehens und Treffens entstehe. Wenn es sich dergestalt verhält, so mag das eine Liebe sein, die auch in einem Augenblicke wieder vergeht. Ich aber denke, daß die Ergebung der Seele an eine zweite auf Leben und Tod etwas so Schweres und Wichtiges ist, um wohl einen

innerlichen Schauder, eine tiefe Bangigkeit und ein langes, scheues Bedenken vor so strenger Gefangenschaft hervorbringen zu können. Ich habe alle diese Kämpfe durchmachen müssen; nun sind sie überwunden, und ich bin sein, wie er auch andern erscheinen möge. Gott hat ihn gemacht und wird ihn wiederherstellen; wenigstens soll meine Hoffnung darauf nicht untergehn, so lange ich atme. Niemand hat er jetzt als mich; sie fliehn ihn alle, verabscheun ihn auch wohl; ich aber liebe ihn und will ihm Diener und Freund und Schwester sein, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die der Arme eingebüßt hat. Das verspreche und gelobe ich hier und werde mich fürwahr nicht zwingen und mißhandeln lassen, so hülflos ich auch bin!"

Ein Tränenstrom hatte die letzten Worte begleitet; schluchzend verließ sie das Zimmer. Alle waren sehr betreten, und Wilhelmi gereute von Herzen seine hypochondrische Heftigkeit, welche er seit der Wandlung seiner Verhältnisse ganz überwunden hatte, und die doch nun auf einmal wieder zu so ungelegner Zeit ausgebrochen war. Er ließ abspannen und beschloß mit den Freunden, einige Tage auf Korneliens fernere Entschließungen zu warten. Sie hofften, daß das schöne gute Kind, zu ruhiger Überlegung gediehen, von selbst in die gebahnte Straße des Herkömmlichen wieder einlenken werde.

Man erfuhr, daß sie nach der Meierei gegangen sei, wie sie öfters tat, um ihre alte Schaffnerin zu besuchen. Es wurde daher auch noch nichts Schlimmes geargwöhnt, als sie zu Mittage ausblieb, weil sie oft bis gegen Abend dort zu verweilen pflegte. Indessen begann es zu dämmern, ohne daß sie zurückkehrte. Zugleich war das Wetter schlecht geworden. Nun entstand doch einige Unruhe. Ein nach der Meierei gesandter Bote überbrachte, daß sie dort nicht gewesen sei. Wilhelmi war äußerst bestürzt. Augenblicklich mußten nach allen Richtungen hin Leute mit Fackeln und Laternen sich auf den Weg machen. Er selbst begleitete einige, welche in die gefährlichsten Gegenden des Forstes und Gebirgs spähend zu dringen befehligt waren.

Kornelie war in ihrem Kummer dem Walde zugeeilt, unter dem Schirme der grünen Bäume die Ruhe wiederzufinden, aus welcher die rücksichtslosen Menschen sie so unbarmherzig gescheucht hatten. Ihr Innres war wider ihren Willen an das grelle Tageslicht herausgekehrt worden; sie empfand eine innige Scham über die Entweihung des Heimlichsten und einen tugendhaften Zorn gegen die Roheit, welche sie dazu genötigt hatte. Jedoch machten sich diese widrigen Gefühle in keinen Worten und Ausrufungen Luft; sie seufzte und weinte nur still für sich hin.

Sie wollte wirklich nach der Meierei gehn und dort so lange bleiben, bis ihr das bündigste Versprechen gegeben würde, sie in ihrer Freiheit nicht zu beschränken. Indem sie mit schnellen Schritten vorwärts eilte, wurde sie plötzlich von einem kläglichen Stöhnen gehemmt, welches in geringer Entfernung abseits vom Wege erklang. Dem Schalle folgend, fand sie eine Alte auf dem abgehauenen Stumpfe einer Rüster sitzen, der ein junges totenbleiches Frauenzimmer im Schoße lag. Die Finger, das Gesicht, die ganze Gestalt der Jungen waren abgezehrt; ihre arme Brust keuchte von schneidenden Schmerzen. Ein dünnes und spärliches Gewand bedeckte die entkräfteten Glieder; auch der Anzug der braunen Alten zeugte von großer Dürftigkeit.

„Wir bekommen Hülfe, mein armes Kind", sagte diese zu der Kranken; „siehe da, es bewegt sich durch das Gebüsch eine liebe, schöne Jungfrau her, welche uns beistehn wird."

Die Kranke öffnete die Augen und warf einen geisterhaft scharfen Blick auf Kornelien, wie er den Schwindsüchtigen eigen zu sein pflegt, wenn ihre Leiden sich dem Ende nahn. Kornelie hatte bei diesem Anblicke vergessen, was sie selbst bedrückte, trat mitleidig näher und sagte: „Steht auf, ihr armen Weiber, und folgt mir! Ganz in der Nähe sind Menschenwohnungen."

Die Junge machte eine ablehnende Bewegung, und die Alte rief: „Nicht zu Menschen will mein Kind; zu dem Kleinen will sie, welches oben am Hünenborn schlummert; weißt du den Weg dahin, schöne Jungfrau, so hilf mir, die Schwache stützen und führen!"

Kornelie wandte ein, daß die Kräfte der Kranken nicht hinreichen würden, den beschwerlichen Gang bergauf zu machen; diese aber richtete sich empor, sah ihr durchdringend in die Augen und flüsterte kaum hörbar, aber mit melodischem Tonfall in der Stimme: „Ja, führet mich zum kleinen Grabe! Es liegt geschützt vom Mauerstein; der Mutter winkt im Schlaf der Knabe; sie soll nun immer bei ihm sein!“

Sie schlugen den Pfad quer durch den Wald ein. Kornelie kannte die Anhöhen recht wohl, zwischen denen der Hünenborn lag, und nahm mit genauer Aufmerksamkeit auf jedes Wegzeichen die Richtung dorthin. Während dieser Wanderung, welche wegen der Schwäche, womit die Kranke bei jedem Schritte zu kämpfen hatte, langsam von statten ging, fragte die Alte Kornelien leise über die Schulter der Jungen hinweg: „Ist es wahr, was die Leute mir sagten, daß einer namens Hermann jetzt hier wohnt?“

Kornelie versetzte unbefangen, laut: „Allerdings, Hermann wohnt in dem Kloster, eine halbe Stunde von hier.“

Bei diesen Worten zuckte die Kranke, und ihre Brust flog in heftigen Schlägen. Sie brachten sie kaum noch tausend Schritte weit, auf eine hochgelegne Wiese, als sie vor Ermattung umsank. — „Sie stirbt!“ schrie die Alte mit herzzerschneidendem Tone. — „Es ist am Ende!“ sang Flämmchen; denn warum sollen wir verschweigen, daß sie es war? „Die Sonne geht zur stillen Rast, und Nacht empfängt den müden Gast... Es ist am Ende...“

Ausgestreckt lag sie am Boden; die Alte vergaß vor unbändigem Kummer sogar, die Leidende zu unterstützen. Flämmchen richtete sich mit Anstrengung empor, streifte einen goldnen Ring vom Finger und sang: „Gib ihm den Ring! Zum Angedenken nahm ich ihn jener süßen Stunde, als unterging mein Sinn und Denken im holden, lasterhaften Bunde! Er ward getäuscht, verführt, betrogen; ich aber schmeckt' ein einzig Glück... und unsrer Leiber sanft Verschränken...“

Sie sank; ihre Augen verwandelten sich, die Atemzüge wurden langsamer, bald stand der Hauch still. Über ihr Antlitz hatte sich eine kindliche, schwärmende Freundlichkeit gebreitet — sie sah schön aus.

Die Alte rührte die erkaltenden Lippen an, warf sich nieder, raufte eine Hand voll Gras und Blumen aus dem Boden und sprach: „Sie ist tot. Diese Halme und bunten Kelche erhebe ich zum Zeichen, daß ich sie aus meiner Hand der Erde und den vier Winden zurückgebe, aus welchen alles Menschengebilde entsteht. Fluch soll mich treffen, wenn ein Priester ihr nahe kommt oder ein Kirchhof den schönen Leib aufnimmt oder ein Sarg und Leichentuch sie von dem kühlen, guten Rasengrunde scheidet! Auf dieser frischen, blühenden Wiese sei ihr Grab gehöhlt von meinen Händen, und da die Augen der Mutter von Mangel und Elend trocken sind, so beweinet ihr sie, ihr Oberen, Fremden, Unbekannten; denn nicht unbetrauert soll mein Kind von dannen gehn!"

Der Himmel hatte sich verfinstert, und eine tröpfelnde Wolke erfüllte den Wunsch der Alten. Diese setzte sich, in ihr Kopftuch eingehüllt, zu der Toten, die Knie zum Haupte emporgezogen, das Haupt in den aufgeschlagenen Armen und im Schoße verborgen, nun ganz einer erstarrenden Niobe ähnlich. Kornelie sprach ihr zu; da jene aber schweigend sitzen blieb, so entfernte sie sich in Verlegenheit, Angst, Schrecken über diese abermaligen unerwarteten Vorfälle.

Ein heftiger Wind hatte sich erhoben; der Regen strömte stärker nieder und machte die Gegend ihr unkenntlich. Sie wollte nach einem Bauernhause, dessen Lage ihr ungefähr bekannt war, gehn, um die Bewohner zur Hülfeleistung bei der Alten zu vermögen, nahm jedoch bald wahr, daß sie, vom Wege abgekommen, zwischen Strauchwerk, Äckern und Angern umherirrte. Vergeblich suchte sie, wandernd und zurückwandernd, eine gebahnte Straße zu entdecken. Zuweilen stand sie still, um sich zu besinnen oder ein Geräusch zu vernehmen, welches ihr die Nähe

des Dorfs anzeigen möchte; umsonst! nur der Regen rauschte hernieder, nur der Sturm pfiff über die grauen Felder.

Sie betete still, daß keine Verzweiflung sie überkommen möge. Wirklich behielt sie ihre Ruhe, obgleich es dunkel geworden war, die Nässe ihre Kleider längst durchdrungen hatte, und wiewohl sie vor Erschöpfung kaum noch gehen konnte. Bereit, die Nacht über draußen, in der wüsten Gegend, unter den herabströmenden Fluten zuzubringen, suchte sie nur noch nach einem Baume, einem Steine oder einer Erdhöhle zum Schutze gegen die grimmigsten Launen des Wetters. Unaufhaltsam und unwillkürlich quoll in ihrer Seele eine Geschichte nach der andern empor, die sie gelesen, von Menschen, die aus den übelsten Lagen gerettet worden waren. Diese Bilder des Trostes umgaben sie mit einer Fülle erquickender Sicherheit.

Auf einmal hörte sie in der Ferne Tritte und eine Stimme, die etwas rief, was wie ihr Name klang. Entzückt sprang sie von dem harten nassen Lager, welches sie bereits erwählt hatte, auf und antwortete. Der Ruf und Menschentritt kam näher; eine Gestalt arbeitete sich über Sturzacker und durch Dorngebüsch. Mit den Worten: „Bist du hier, Kornelie?“ faßte Hermann ihre Hand.

„Du — du findest mich?“ war alles, was sie vorbringen konnte. — „Die andern suchen dich auf den Wegen, welche du sonst zu gehen pflegst“, sagte er. „Ich meinte aber, daß, wenn du da wärst, du dich wohl selbst heimgefunden haben würdest und schlug mich lieber hieher in die Wüstenei.“

Der Regen hörte auf; hinter einer Wolke trat der Mond hervor und beleuchtete den Ort, wo sie standen. Im Augenblicke der äußersten Gefahr war ihr die Hülfe geworden. Dicht neben einem verlaßnen, tiefen, mit Wasser ausgefüllten Steinbruche hatte sie ihre Rast genommen; ein Schritt, ja nur eine Bewegung würde sie hinabgestürzt und ihrem Leben ein Ende gemacht haben.

„Du bist mein Retter!“ rief sie mit einer Empfindung, welche

alles ausgestandne Leid vergütete. — „Komm nur, arme Kornelie!“ sagte er, „du bist ja ganz naß, und wir haben eine gute Stunde nach dem Kloster.“ Sie hing an seinem Arme; zuweilen mußte er sie auch tragen, wo angeschwollne Bäche den Weg durchschnitten. Ein stilles Entzücken rieselte durch ihre Adern; sie verspürte nichts von Feuchtigkeit und Frost.

Nach angestrengter Wandrung öffnete sich ihren Blicken das Tal, und die Lichter des Dorfs schimmerten ihnen entgegen. Im Kloster war alles dunkel. Sie tasteten sich nach dem gemeinschaftlichen Familienzimmer, wo Hermann seine Gefundne, die vor Mattigkeit kaum noch stehen konnte, sanft auf das Sofa legte.

Eilftes Kapitel.

Niemand war in dem weitläuftigen Gebäude zurückgeblieben; alle suchten noch auf verschiednen Orten und Flecken Kornelien. Hermann zündete Licht an, eilte nach ihrem Zimmer, holte Kleider und Wäsche, ging dann in die Küche, entflammte dort ein mächtiges Feuer und bereitete ein stärkendes Getränk aus Wein und wärmenden Gewürzen.

Erst, nachdem er Kornelien umgekleidet und durch eine Tasse Glühwein erfrischt sah, dachte er an sich und wechselte auch seinen triefenden Anzug. Korneliens Jugend und Gesundheit überwand solche Anstrengungen leicht. Sie versicherte Hermann, als er nach kurzer Weile in trocknen Kleidern erschien, daß ihr vollkommen wohl sei, und bat ihn, nun auch für sich zu sorgen. Sein Antlitz, von Mühe, Luft und Regen erhitzt, kam ihr gesundet vor; sie schlürfte schmerzlich-froh die süße Täuschung ein.

Er zog den Tisch mit dem Getränke vor das Sofa und setzte sich zu ihr. Einige Kerzen, welche sie angezündet hatte, verbreiteten durch den Raum ein liebliches Licht. Sie mußte ihm einschenken und bemerkte, daß er ihre Hand, wenn sie ihm die Tasse reichte, scheu und flüchtig, als solle es nur Zufall sein, berührte.

Draußen kam jemand zur Haustüre herein, öffnete das

Zimmer und rief: „Gottlob, da sind Sie ja!“ — Es war einer der Ausgeschickten, der nach lange fortgesetzter Mühe verzweifelt war, seinen Zweck zu erreichen.

„Geht, guter Mann“, rief Kornelie, „versucht, die andern, welche sich um mich bemühn, zu finden, und sagt ihnen, daß ich hier geborgen sei!“

„Nun wird bald wieder das Getöse entstehn“, sagte Hermann, „und ich wäre so gern mit dir noch allein geblieben.“ — Sie nahm ihn bei der Hand und blickte ihn liebevoll an. — „Ich will dir wohl etwas entdecken“, fuhr er fort. „Seit ich erfuhr, daß du bei mir bleiben wolltest und darum so viele Drangsale von den andern ausstehn mußtest, ist es mir, als werde ich vielleicht einmal wieder lachen oder weinen können. Vermutlich irre ich mich darin, aber eine Veränderung spüre ich an mir; denn es ist auch wahrhaftig keine Kleinigkeit, daß ein so liebes, schönes Mädchen es mit einem armen dummen Menschen, der zu nichts mehr nütze ist, aushalten will. Was hast du davon?“

Ihre Arme umschlangen seinen Nacken; er legte sich wie ein Kind an ihren Hals. — „Wenn du recht offen gegen mich wärst, mein Hermann“, flüsterte sie, „vielleicht könnte dir geholfen werden.“

„Das ist nicht möglich“, seufzte er; „mir steht nicht zu helfen. Kannst du aus Sünde Tugend, aus Ekel Lieblichkeit, aus Unrat Gold und Perlen machen? Nein, nein, ich bin ein ganz zerstörtes, um und um gekehrtes Bild; da ist auch kein Zug mehr ohne Schrammen, Brandmale und Flecken. Toll bin ich nicht, habe meinen Verstand und ach! ein nur zu gutes Gedächtnis. Aber wenn ich denke, das möchte ich wohl, oder jenes, oder den würde ich lieb haben können und den hassen, so liegt immer etwas dazwischen, worüber ich nicht hinwegkann, was mich in die Kälte und in das Nichts absperrt. Beschreiben läßt sich der Zustand nicht; schweigen wir davon! Mir wird schwindlicht, wenn ich dahinein blicke.“

„Du mußt sonderbare Schicksale erlebt haben“, sagte Kor-

nelie. — Sie erschrak und rief: „Mein Gott, wie konnte ich das vergessen? Draußen auf der Wiese liegt ja . . ."

„Was liegt draußen auf der Wiese?" fragte Hermann.

„Nichts", versetzte sie, innehaltend, weil sie befürchtete, ihn mit der Erzählung aufzuregen. „Aber eine Bekannte traf ich von dir heute; sie gab mir den Ring für dich."

Sie reichte ihm den Ring. Hermann sah ihn an, stutzte, hielt ihn gegen das Licht, rieb sich die Stirn, ging sinnend im Zimmer auf und nieder und fragte dann, wie in einem wachen Traume: „Wer, sagst du, hat dir den Ring gegeben?"

„Ein junges, krankes Frauenzimmer. Ihre alte Begleiterin nannte sie Flämmchen. Sie sagte, sie habe ihn einst von dir bekommen."

„Wie?" fragte er, in einen Abgrund von Gedanken versenkt. Er nahm ein Licht und ging auf sein Zimmer, den Ring immer vor sich hinhaltend und der wirklichen Welt, so schien es, entrückt.

Zwölftes Kapitel.

Geräusch, fröhliches Rufen, Leuchten und Fackeln verkündigten das Nahen der zurückkehrenden Hausgenossen. Kornelie trat ihnen im Flur entgegen und wurde von allen auf das herzlichste bewillkommt. Der Prediger schloß sie in seine Arme; Wilhelmi nahte sich ihr schüchtern und bat sie um Vergebung. Sie gelobten ihr, daß ihr künftiges Schicksal nur von ihr abhangen solle.

Alle waren naß und der Erquickung bedürftig. Man versammelte sich, nachdem die feuchten Röcke, Westen und Fußbekleidungen mit trocknen vertauscht worden waren, im großen Zimmer, wo denn bei einer guten Mahlzeit und einem Glase Punsch die Besorgnisse des Tages und die Mühseligkeiten des Abends vergessen wurden.

Kornelie nahm, sobald es sich tun ließ, den Prediger beiseite und erzählte ihm von dem Finden der Alten und ihrer sterbenden Tochter. Dieser teilte die Sache Wilhelmi mit, und sie

entschlossen sich, am folgenden Morgen nach der Wiese zu gehn, welche Kornelie ihnen beschrieben hatte.

Auch von dem Ringe, und welchen Eindruck derselbe auf Hermann gemacht, war ihnen etwas gesagt worden. Wilhelmi klopfte daher, als die übrigen sich zur Ruhe begeben hatten, an Hermanns Zimmer, worin noch Licht zu sehen war, und wollte öffnen, fand aber die Türe von innen verriegelt und bekam auf sein Rufen keine Antwort.

Den Prediger hielten am folgenden Tage Amtsgeschäfte zurück; Wilhelmi machte sich daher, nur von einigen Arbeitsleuten begleitet, auf den Weg nach der Wiese. Dort hatten sie einen Anblick, welcher sie in Erstaunen setzte. Die Alte saß noch, wie Kornelie sie ihm geschildert hatte, ohne Regung, mit aufgezognen Knien, das Haupt im Schoße und in den umfassenden Armen, ein Bild des versteinernden Schmerzes, und neben ihr lag der schöne blasse Leichnam, vom Regen und Winde tief in wilde Blumen hineingewühlt, welche ihre bunten Glocken über dem erstarrten Antlitze wie leidtragend hin und her wiegten. Wilhelmi erkannte die Züge des Knaben, der ihm auf dem Schlosse lieb gewesen war, wieder und fühlte sich ohne Faden in diesem Labyrinthe rätselhafter Begegnungen.

Er wollte die Alte erwecken lassen; diese fiel aber bei der ersten Berührung zusammen. Sie war nicht tot — denn ihr Atem ging, wenn auch kaum hörbar — aber in einem bewußtlosen, schlafartigen Zustande.

Ein rüstiger Arbeiter mußte sich mit ihr beladen und sie nach dem Kloster tragen; den andern gab Wilhelmi die nötige Anweisung, wie der Leichnam zu bestatten sei. Überwältigt von so vielen außerordentlichen Dingen, befahl er, daß ganz nach den Worten der Alten hiebei verfahren werden solle, die ihm Kornelie hinterbracht hatte. Schweigend machten die Männer eine tiefe Gruft auf der Wiese, schweigend senkten sie den zarten Leichnam, um den nur ein feines Musselintuch geschlagen ward, ein.

So wurde das wilde, ausgelaßne, unglückliche Flämmchen

unter Gräsern und Blumen zur Ruhe gebracht. Zwischen ihr und der Erde bildeten keine Sargwände eine Scheidung. Nicht unpassend erschien diese Art des Begräbnisses. Den Elementen hatte sie im Leben näher angehört als der menschlich-geselligen Ordnung; den Elementen wurde sie nun im Tode zu unmittelbarer Gemeinschaft zurückgegeben.

Die Alte hatte man in ein bequemes Bette gelegt. Ihr Starrkrampf, Schlaf oder was es sonst war, dauerte fort. Der herbeigerufne Hausarzt erklärte, man müsse die Natur walten lassen, welche die inneren Organe wohl wieder so weit beleben könne, um an die Stelle dieses Scheintodes ein wirkliches Bewußtsein zu setzen.

Wilhelmi, Kornelie, der Prediger, ja selbst die kalten Geschäftsmänner wandelten umher, halbkrank, von schwärmenden Einbildungen erfüllt. Denn auch Hermann war für sie unsichtbar geworden. Seit jenem Abende hatte er den Verschluß seines Zimmers noch nicht aufgehoben; nur die notwendigsten Speisen ließ er sich einmal des Tages hineinreichen und schob dann sogleich wieder den Riegel vor. Wilhelmi beobachtete ihn vom Fenster eines gegenüberliegenden Hauses und sah, daß er unaufhörlich den Ring anstarrte, dann emsig schrieb und von dieser Beschäftigung nur wieder zu jener Gebärde überging.

„Was wird aus allem diesem werden?“ sagte Wilhelmi eines Tages zum Prediger, mit dem er viel zusammen war. „Wo liegen die Knoten, durch deren Lösung ein verworrnes Gewebe zu ordnen sein möchte?“

„Ich bin auf alles gefaßt“, versetzte der Prediger. „Es sollte mich nicht wundern, wenn hier in unsrer friedlichen Gegend plötzlich ein Vulkan den feurigen Schlund auftäte oder ein Erdbeben unsre Häuser in ihren Grundfesten erschütterte; — so wilde Begebenheiten haben einander gedrängt und überstürzt.“

„Große Besitzungen ohne Herrn, ein guter, zu allen Freuden des Daseins berechtigter Mensch in Nacht und Kindheit des Geistes gestürzt!“ rief Wilhelmi. „Verborgne Schuld abgelauf-

ner Zeiten grausam an das Tageslicht gerissen, und keine Sonne der Hoffnung aufgehend über den Gräbern des Herzogs, des Oheims, der Tante, Ferdinands, Flämmchens! Wir sehen gleichsam in einer Gruppe und abgekürzten Figur um uns her das ganze trostlose Chaos der Gegenwart."

„Wäre in unsrer Brust nicht der Glaube an ein Gleichgewicht der Dinge unvertilglich, so müßte uns das Leben wie ein gewisses Spiel vorkommen, welches die Schulknaben zu treiben pflegen", erwiderte der Prediger. „Sie schreiben auf die erste Seite ihrer Grammatik: ‚Wer meinen Namen wissen will, schlage Pagina da und da auf.' Dort wird wieder nach einer andern Seite hinverwiesen, und so weiter. Endlich, wenn der Suchende sich nach und nach durch das ganze Buch vor und zurück hindurchgearbeitet hat, bleibt der Name mit einem albernen Scherze aus."

Dreizehntes Kapitel.

Beide Männer machten häufige Spaziergänge in der Gegend, um die trüben Gedanken, von denen jeder bedrängt war, zu verscheuchen. Wilhelmi hätte wohl reisen können und sollen; denn seine Frau ermahnte ihn in rasch einander folgenden Briefen zur Heimkehr; aber das anhängliche Gemüt des sonderbaren Manns litt nicht, daß er gerade jetzt das Kloster verließ. Er wollte wenigstens warten, bis Hermann aus seiner selbstgewählten Einsamkeit hervorginge, und dann, wenn der Unglückliche derselbe geblieben war, mit weinenden Augen von dem verlornen Freunde scheiden.

Auf diesen Gängen kamen sie auch einmal in die Nähe des Hünenborns, und der Prediger, welcher seinem Begleiter von dem dort befindlichen Naturspiele erzählt hatte, mußte sich dazu verstehn, ihm auf die Höhe zu folgen. Wilhelmi nahm vorsichtig den Stein von der kleinen Kindesgruft, schüttelte aber, da er hineingeblickt hatte, unmutig das Haupt; denn er sah nur ein gewöhnliches Skelett und einige unscheinbare Tropfsteingebilde

umher. — „Ich bin durch Ihre Erzählung so neugierig gemacht worden", rief er, „und nun werde ich nichts gewahr, was nur von fern dem mir so sehr gerühmten Wunder ähnlich sieht."

„Die Feuchtigkeit wird vertrocknet sein, deren Tropfen in allen Farben des Regenbogens geglänzt haben mögen, wenn die Sonne ihre Strahlen in die Höhlung warf", antwortete der Prediger. „Über uns spannt sich heute ein trüber Himmel aus, der nichts beleuchten kann. Tag und Stunde machen viel, und eigentlich ist dieses um so mehr ein Wunder zu nennen, wenn die Schönheit nur einmal und nur einem sichtbar wird."

Wilhelmi deckte verdrießlich den Stein über und war auf dem Rückwege ziemlich schweigsam, so daß der Prediger, der kein stummes Zusammensein ertragen mochte, mehr redete als gewöhnlich. — „Erinnre ich mich des Entzückens meines verewigten, keineswegs zur Schwärmerei geneigten Freundes, so werde ich mir mancher Gedanken noch bewußter, die mich auch sonst wohl bei dem Hinblicke auf die sogenannte leblose Natur verfolgt haben. Sie stellt gleichsam in sich ein zweites Evangelium auf, welches neben dem geoffenbarten freundlich hergeht und sich von diesem nur dadurch unterscheidet, daß in *ihm* alles sichtbar und äußerlich wird, während in jenem die Entfaltung des göttlichen Lebens, soll sie nicht auf kindische Täuschung oder katholisierende Bilderei hinauslaufen, nur innerlich und unsichtbar geschieht. Auf solche Weise mag die Natur uns die wahre Ergänzung der Offenbarung darbieten sollen; mir wenigstens hat sie in dieser Art oft Trost für mein Bedürfnis gegeben. In dem Schauspiele, welches der Oheim mir schilderte, sprach sie gleichsam das Geheimnis der Erlösung aus. Wie diese nicht dem Gerechten, sondern dem Gnadenbedürftigen zu teil wird, so hatte sie jenes, aller Wahrscheinlichkeit nach in großer Sünde empfangne Kind erwählt, um es mit himmlischer Pracht im Tode zu verklären."

„Das sind Meinungen, welche das Konsistorium doch ja nicht hören darf", sagte Wilhelmi.

„Die Zeit der Konsistorien ist wohl auch vorbei", versetzte der Prediger. „Ich glaube, daß die Herrn, wenn sie versammelt sind, das Gefühl der Auguren[1] haben und sich große Mühe geben müssen, einander mit ernsthaften Gesichtern gegenüberzusitzen."

Man hatte unter diesen Gesprächen das Kloster erreicht, und der Prediger trennte sich an der Pforte von Wilhelmi. Dieser ging, über die Reden des Geistlichen nachdenkend, in sein Zimmer, wo eine Überraschung auf ihn wartete, die ihn für das vermißte Wunder reichlich entschädigte. Am Fenster stand Hermann mit frischen, gesunden Wangen, hellen Augen und rief dem Eintretenden entgegen: „Wo bleibst du so lange? Ich habe dich viel zu fragen; du sollst mir auf vieles Antwort geben!"

Zweifelnd zwischen Furcht und Freude, nahte sich ihm Wilhelmi und betrachtete prüfend den Verwandelten. — „Was ist mit dir vorgegangen? Du siehst anders aus als ehedem", sagte er endlich.

„Ich glaube, es wird noch alles gut", erwiderte Hermann mit dem alten zuversichtlichen Tone seiner Jugend. „Lies, was ich in diesen Tagen aufschreiben mußte, um mir meine Geschichte deutlich zu machen!" —

Er reichte ihm die Blätter, an welchen ihn Wilhelmi im verschloßnen Zimmer so emsig hatte schreiben sehn. Sie enthielten die Erzählung jener abenteuerlichen Nacht auf Flämmchens Landhause, deren Rest er mit Johannen zugebracht zu haben meinte.

Wilhelmi wechselte die Farbe bei der Lesung. — „Schauderst du schon jetzt?" sagte Hermann. „Lies erst diese Papiere! Ich habe mir den Rock von der Predigersfrau wiedergeben lassen und die Brieftasche aus dem Futter genommen. Hier ist der Schlüssel dazu."

Jener öffnete und durchlief die Papiere, welche das Porte-

[1] Anspielung auf das durch Cicero („De divinatione" 2, 24) überlieferte Wort Catos, es sei wunderbar, daß ein Haruspex (gleich Augur Bezeichnung eines römischen Priesters) nicht lache, wenn er einen Haruspex sehe.

feuille enthielt. — „Barmherziger Gott!“ rief er und ließ einen der Briefe vor Schrecken fallen, „und dieses Bewußtsein hast du mit dir umherschleppen müssen! O du Armer, du Ärmster!“

„Ja“, versetzte Hermann. „Nun begreifst du wohl, daß einem dabei übler zu Mute werden kann, als ihr übrigen Menschen euch vorzustellen vermögt. Aber den Ring, den mir die Wilde, in deren Schoße ich schwelgte, geraubt, sendet mir nicht Johanna, sondern das Flämmchen durch Kornelien, welche die Wahrheit ist und ein herabgestiegner Engel des Lichts. Es haben also, wie ich vermute, die Mächte des Himmels nicht zulassen wollen, daß greuliche Fabeln des Altertums auf meinem jüngsten Haupte wirklich werden sollten.“

Jemand kam und sagte: „Die Alte ist erwacht, nimmt Speise und Trank; wollen Sie nicht mit ihr reden?“

„Komm!“ rief Wilhelmi begeistert. „Aus diesem verruchten Munde wird uns, die Ahnung sagt es mir, die volle Klarheit quellen.“

Er nahm ihn mit zu dem Gemache, worin die Alte lag; doch mußte Hermann auf dem Gange vor der Türe bleiben, welche halb offen gelassen wurde.

„Ach!“ rief die Alte und richtete sich von ihrem Lager empor, „sind Sie der Hausherr, so tun Sie mir nichts zuleide! Das Flämmchen ist, wie ich höre, gestorben; damit ist mein Leben eigentlich auch hinweggetan. Ich bilde mir nicht mehr ein, mit dem Teufel Bekanntschaft gehabt zu haben oder vom Grabe etwas Besondres zu wissen; bin nur noch ein altes, müdes Bettelweib. Bringen Sie mich in einem Spitale oder sonst wo unter und lassen Sie mir notdürftige Kost reichen; ich bin dann schon zufrieden und werde nie mehr Böses tun.“

„Alles soll dir vergeben sein, und wir werden für dich sorgen, wie du wünschest“, sagte Wilhelmi, „wenn du mir auf meine Fragen die Wahrheit bekennst.“

„Was Sie wollen!“ rief die Alte und legte bekräftigend ihre Hand auf die Brust.

„Nun denn, was ist in der Nacht, worin der Ball bei Flämmchen war, vorgefallen?"

„O Elend! Elend! Muß ich darüber beichten? — Und gerade die Niederkunft war es, welche mein zartes, heftiges Kind so angriff, daß sie seitdem den Keim des Todes in sich trug. Freilich taten die Not und der Mangel, in dem wir umherziehn mußten, als uns die hartherzigen Verwandten aus dem Hause gestoßen hatten, auch das ihrige. Wir besaßen zuletzt nur noch die Fetzen, welche unsre Blöße verhüllten; alles andre mußten wir auf unsern Wandrungen losschlagen, um den Bissen für unsern Mund zu haben. Aber den eigentlichen Stoß hatte ihr leichter, feiner Leib doch nur von der Geburt empfangen, und ich war die Anstifterin von allem und habe mein Kind schlachten helfen!"

Sie krümmte sich, von der furchtbarsten Pein gefaßt, konvulsivisch auf dem Lager. Wilhelmi ließ diesen Anstoß vorübergehn und redete ihr dann zu, sich durch ein offnes Geständnis zu erleichtern.

„Ja so, von der Nacht wollen Sie wissen? Nun, ich bin in Ihrer Hand. Der Herr war in die fremde vornehme Dame verliebt und das Flämmchen in den Herrn. Sie lachte, schäkerte und tanzte; aber ich wußte wohl, daß es nur ihr blutendes Herz war, welches in diesen Scherzen abstarb. Ich war ergrimmt auf den Herrn, und ein Kind brauchten wir, um die Erbschaft uns zu erhalten, die — wehe mir Unglückseligen! — doch nachmals verloren ging, da das Flämmchen zu spät guter Hoffnung ward. In jener Nacht ging alles über- und untereinander. Der Ball und der Wein, den ich genossen, und meine eignen Einbildungen hatten mich ganz verrückt gemacht, so daß ich einen Plan ausbrütete, verwunderlich wie die Nacht. Der Zufall half denn auch. Die fremde Dame wollte der Ruhe genießen und bat um ein andres Zimmer, was entfernter vom Tanzsale läge, worin die Musik noch immer fortlärmte. Als das besorgt und sie umquartiert war, kam mir der alberne Kurator in den Weg, und in der Frechheit meines Hohns band ich

ihm auf, die Dame verlange noch nach dem Herrn. Diese Botschaft hat er auch treulich ausgerichtet. Unterdessen wartete das Flämmchen, welches ganz in meinen Stricken und Fesseln gebunden war, zitternd vor Angst, Scham und Sehnsucht schon an der Stelle der Dame. Er kam zum Flämmchen, nicht zu der Dame; Rausch und Lust haben die Sache vollendet und ihn die Verwechselung nicht merken lassen."

Ein tiefer Atemzug, ein Ruf der Wonne ließ sich draußen vernehmen. Wilhelmi eilte vor die Türe und fand seinen Freund auf den Knien liegen, die Arme betend emporgehoben, die von den seligsten Tränen überströmenden Augen gen Himmel gerichtet. Bewegt von der freudigsten Rührung, beugte sich der alte Getreue nieder und drückte schweigend einen Kuß auf Hermanns Stirn. Dann riß er ihn stürmisch an sein Herz, und die Zähren der Freunde mischten sich.

„Wo ist Kornelie, daß ich vor ihr niedersinke, sie im Staube verehre und anbete?" fragte Hermann leise. Wilhelmi führte ihn zu ihr.

Als sie die beiden eintreten sah, in deren Gesichtern der Himmel spielte, trat sie, erschreckt von der Ahnung eines überschwenglichen Glücks, einen Schritt zurück. Hermann fiel vor ihr nieder, umfaßte ihre Füße und küßte sie inbrünstig.

„Was soll das?" rief sie erstaunt. — „Er ist hergestellt!" jauchzte Wilhelmi.

„Gott! Gott!" jubelte Kornelie mit brechender Stimme.

„Hergestellt!" wiederholte Wilhelmi. „Durch dich, du heiliges Kind! Aus den Händen der Unschuld hat er die Entlastung seiner Seele empfangen."

„Durch mich? Ich weiß ja von nichts", sagte Kornelie, und ihre Hand streichelte wie trunken das Haar des Geliebten.

„Nein, du weißt von nichts, mußt auch von nichts wissen", erwiderte Wilhelmi. „Die ewige Gnade erwählte das reine Gefäß, und dieses vollbrachte in Einfalt und Liebe das Werk der Entsühnung."

Und nun erst hält sich der Herausgeber befugt, die Papiere der Brieftasche einzuschalten. Aus ihnen wird erhellen, welche Last auf die Brust unsres Freundes drückte, aus welchen Nächten er zum Lichte wieder emporgeführt wurde.

Vierzehntes Kapitel.

Inhalt der Brieftasche.

I.

Graf Heinrich an Hermann, den Vater.

Hamburg, den 10. April 1795.

Hermann, noch klingt und zittert unser Abschied in allen Fibern meiner Seele nach! Als ich die Räder Deines Wagens rollen hörte, barg ich mein feuchtes Antlitz im Tuche, warf mich über den Tisch und fraß meinen Schmerz hinunter. — Nun bist Du fort; ich suche Dich überall und umarme nur ein ödes Luftbild. Du fehlst mir überall. Das würde ich ihm sagen, diese Empfindung in seinen Busen ausschütten! spreche ich hundertmal des Tages vor mich hin; ach, Du weißt es nicht, Du Kalter, welches Gefühl für Dich in diesen Adern siedet! Nur die Freundschaft konnte mein Herz ganz ausfüllen, ich zweifle, ob es die Liebe je wird vermögend sein. Ach, daß Du mir fehlst!

Hamburg und Bremen, und Bremen und Hamburg! wirst Du sagen. Fünfzehn Meilen — ist das eine Entfernung? Wie bald können wir wieder zueinander kommen! Und dennoch, wie fern liegt die Aussicht dazu! Dieses Wiedersehn nach unsern glücklichen akademischen Jahren war das letzte Auflodern der Jugend; Dich werden Deine Verhältnisse, in denen Du schon so ziemlich eingesponnen bist, nach und nach immer mehr wie mit eisernen Zangen fassen, und ich muß ja nun auch wohl zu Hause hocken, wenn ich meinen Vater nicht ganz aufbringen und ihn dazu treiben will, daß er mich auf den Pflichtteil setzt.

Hier bleibe ich noch ein paar Wochen, um dem Meere nahe zu sein, welches mit wunderbarer Gewalt in mir Windstille und

Sturmwogen schafft, und dieses eigensinnige, kranke Herz zum Genusse seiner selbst mächtig aufwühlt. Freilich, unter den Krämern wird mir nicht wohl. Gestern wollte mich einer auf ein Schiff mitnehmen, um mir eine Vorlesung über Befrachtung, Segel- und Steuermannskunde zu halten. „Ach", versetzte ich, „lassen Sie das! Mir wäre nötiger, zu wissen, wie wir unsern Lebensnachen an Klippen und Untiefen vorbeibringen, welche Winde ihn weiter führen, vor welchen Strömungen wir ihn zu hüten haben!"

Hermann, unser Schwur, unser heiliger Schwur! Daß sich keiner dem andern in der höchsten Not seiner Seele versagen soll, und gälte es das Opfer des eignen Lebens und Glücks! Wir haben es uns gelobt, als wir das Blut unsrer Adern zusammen in die silberne Schale rinnen ließen und die Flut dann mischten zu dem Weine, den wir genossen, als Kelch eines weltlichen Abendmahls. So schließen die Wilden ihre Todesbrüderschaften, und wir haben's ihnen nachgemacht und wollen immerhin gar gern außerhalb der sogenannten Kultur mit unsern Gefühlen stehn. Wie dürfte ich, meinen Eid durch eine Tat für Dich auszulösen!

Ich habe Klopstock besucht, der sich ganz verjüngte, als ich ihm von unsrer Freundschaft erzählte. So, meinte er, habe er nur seinen Schmidt, seinen Ebert, seinen Giesecke[1] geliebt, und sei diese Liebe, wie er geglaubt, aus der Welt verschwunden gewesen. Er sprach viel von seiner Jugend, von Halberstadt und Gleim, von Fanny und Meta[2], und sagte, er könne sich in die jetzige Welt nicht mehr recht finden. Die jungen Meister wähnten die Kunst treiben zu können, während sie, die Alten, von der Kunst getrieben worden wären. Ich bat um seinen Segen, den er mir auch als Hoherpriester in Thuiskons[3] Heiligtume feier-

[1] In bekannten Oden besungene Freunde Klopstocks. — [2] Als Fanny, seine „künftige Geliebte", besang Klopstock seine Kousine Sophie Schmid, die seine Neigung nicht erwiderte. Mit Meta Moller war er von 1754—58 vermählt. — [3] Tuisko oder Tuistò, der oberste Gott der alten Deutschen nach Tacitus' „Germania", Kapitel 2.

lich-gerührt erteilte. Dieser schönen Stunde Anteil fliege Dir, mein Geliebter, auf den Schwingen Idunens[1] zu! Sei mein, wie ich bin

Dein ewiger

H.

II.

Derselbe an Denselben.

Hamburg, den 15. April 1795.

Hermann, ich reise. Der Frühling will vor den Seestürmen, die von Kuxhafen herüber wehn, nicht zum Durchbruch kommen; ich gehe also, ihn an seiner Wiege im Süden aufzusuchen. In Schwaben oder in der Pfalz will ich mich unter Mandelbäume und Kastanien lagern, alte Burgen erklimmen und mich in schönere Zeiten träumen. Und wenn ich erwache und sehe, daß das Geschlecht der Edleren[2] von der Erde verschwunden ist, so soll mir die jüngste Blüte die ganze Weltgeschichte ersetzen. Zudem sei Dir vertraut, daß ich von hier fort muß. „Kein Mensch muß müssen", sagt Lessing[3]; aber ich muß doch fort. Die schöne Frau, mit der Du mich oft zusammen sahst, bezeigte sich gefälliger gegen mich, als ich anfangs selbst erwarten durfte; das hat nun Folgen gehabt und so weiter. Die Tränen des armen Weibes fallen wie glühende Tropfen auf meine Seele; aber kann ich ihr helfen? Was geschehen konnte, ist geschehen, und so muß denn dieses Kapitel meiner Lebensgeschichte vorderhand abgeschlossen sein.

Ich sehe Dich saure Mienen machen und höre Dich über Freigeisterei schelten, alter, treuer Moralist. Höre mein Kredo in Betreff der Weiber. Sie sind so einseitig und eng, daß es eine Umkehrung aller Gesetze der Natur wäre, den Mann zum Sklaven einer einzigen Neigung machen zu wollen. Vielmehr hat sie, die ewigwahre, hier schon das richtige Verhältnis angedeutet,

[1] Iduna, eine nordische Göttin und als solche Hüterin der Äpfel, von deren Besitz die ewige Jugend der Götter abhing. — [2] Sehr beliebte Klopstocksche Wendung. — [3] Nathan der Weise, 1. Aufzug, 3. Auftritt.

indem sie dem Weibe die Frucht gab, die ihr verbleibt, während der Mann von allen glücklichen Stunden nur ein bald erblassendes Andenken sich erhält. Bequemen wir uns, die wir Erde und Himmel mit unsrem Geiste umfassen, eine Zeitlang zu den Füßen einer Frau zu girren, so dächte ich, daß ihr das genügen könnte, und mehr begehren, heißt das Unmögliche verlangen.

Daß ich verheiratet bin, daß ein Junge von mir bereits das ABC lernt, — was ist's nun weiter? Mein Vater wollte es gern, daß ich, fast noch Student, unterducken sollte, weil er davon, was weiß ich? welche Mirakel der Besserung erwartete, und mir war es angenehm, daß ich, der ich in so vielem ihm hatte entgegen sein müssen, in diesem Punkte ihm einen Gefallen tun konnte. Hierauf traten wir vor den Altar; das kalte Fräulein Celeste sagte Ja, der warme Graf Heinrich sagte Ja, ein bezahlter Pfaffe sagte Amen, und ich war ein Ehemann worden. Wir haben einen Sohn gezeugt, pflichtmäßig wie die Herrnhuter, und es müßte ganz verkehrt zugehn, wenn der Bube nicht ein Ausbund von Tugend und Ordnungsliebe wird, da bei seiner Erschaffung alles im regelrechtesten Gange verblieben ist.

Und damit sollte das Leben eines Menschen beschlossen sein? — Verdammt sollte er sein, den Feuerstrom seines Innern in rostigen Formen erstarren zu lassen? Du wirst mich davon nicht überreden, Du nicht, keiner wird es. Du denkst es auch nicht.

Um eines bitte ich Dich. Halte mich in dieser Materie für keinen Don Juan, der tierisch umherwütet. Immer ist mein Herz bei der Sache; nie wende ich Verführerkünste an, die ich hasse, wie den Abgrund der Hölle. Wir sind schwach, das ist das ganze Geheimnis. Das Himmelsfünkchen Seele ist in einen Ballen Fleisch und Blut verpackt; haben wir das zu verantworten? Der Gott, welcher uns so hinfällig schuf, wird mit unsrer Hinfälligkeit Mitleid haben, wird von tönernen Gefäßen nicht die Härte des Marmors erwarten.

Auch die Lolo habe ich wahrhaft geliebt, und der unglück-

liche Ausgang wird eine Narbe in mir zurücklassen, die gewiß so bald noch nicht verharrscht.

Bleibe Du mir nur, der Du mir bist, dann steht alles gut!

III.

Derselbe an Denselben.

Heidelberg, den 1. Mai 1795.

O Hermann, wie grünt und blüht es hier! Diese Pracht ist nicht zu beschreiben, man muß in ihr mit allen Sinnen wühlen. Ich wohne dicht unter dem Schlosse. Nur wenige Schritte, und ich bin mitten unter dem Schnee der Mandelbäume, Kastanien und Apfelstämme. Siehst Du, wieviel besser die Erde auch hierin ist als der Himmel! Er sendet ihr kalte Flocken zu, und sie wirft ihm von ihrer Brust die warmen duftenden entgegen. Obgleich kein Liebhaber von Werther, da ich aller Sentimentalität abhold bin und glaube, daß das Vaterland Männer nötig habe, nicht solche schwärmende Siechlinge, so kann ich doch hier nur seine Worte nachsprechen: „Man möchte zum Maikäfer werden, um in dem Meere von Wohlgerüchen herumschweben und alle seine Nahrung darin finden zu können.“[1]

Deinem Briefe läßt sich leider anmerken, daß Du in der freien Reichsstadt Bremen stark eingepfercht bist. Was soll nur das Geschwätz von Graf und Bürger, und daß die Verhältnisse doch einmal zerstörend zwischen uns treten würden? Wenn das geschieht, wenn in mir je eine Empfindung von den sogenannten Schranken des Standes Dir gegenüber entsteht, so möge mich der Donner des Allmächtigen im nämlichen Augenblicke vertilgen! Herzbruder, wir haben einer des andern Blut getrunken; unsre Seelen sind nicht mehr zwei; es sind Saiten derselben Harfe, auf welcher die Akkorde des Hohen Liedes von ewiger Freundschaft dröhnen.

[1] In des ersten Buches erstem Briefe (vom 4. Mai 1771).

Säßest Du nur hier bei mir unter den Mandeln, und der Baum bewürfe uns beide mit Blüten, da würden Dir schon die Grillen vergehn. Von Klopstock habe ich ein paar Zeilen, die mich ganz glücklich machen. Da sie Dich mit angehen, so sende ich sie Dir, und Du magst sie behalten, so schwer es mir fällt, mich von diesen teuren Schriftzügen zu trennen. Aber was teilte ich nicht gern mit Dir!

Zwei Worte Dir ins Ohr, aber sprich davon nicht weiter: „Ich liebe!" — Du lachst und rufst: Nichts Neues! — Sachte, Kind! — Kind, das ist etwas ganz andres. Lange behilft sich der Laie mit den äußern Bildern des Altarschreins und meint, die Schönheit anhnen zu besitzen, und nun werden die Flügel aufgetan, und da sieht er erst, welche Herrlichkeit sich auf Erden begeben kann.

Worte sind Worte, und Phrasen geben kein Gefühl von den Dingen. Also nichts dergleichen. Nur so viel sei Dir gesagt, daß hier ein Markstein meines Lebens gesetzt ist, und daß Dein Freund viel anders werden wird. Sah doch Petrus auch ein Tuch voll reiner und unreiner Tiere, und war eines so gut als das andre. In dem Tuche sind wir nun auch aufbehalten, von einem Engel berührt und geheiligt.

O pfui, das ist Gewäsche, nichtssagendes Gewäsche! Kurz und trocken also referiere ich Dir, daß ich hier in einem Weinhügelwinkel am Neckar, hart an der Grenze von Schwaben sitze und einem Mägdlein helfe Blumen pflanzen und junge Schoten lesen. Gott gebe der Seligkeit Bestand, lasse mich die übrige Welt vergessen und von ihr vergessen sein!

Sie ist die Tochter eines Landpredigers, der mich unter seinen Obstbäumen empfing wie ein Patriarch des alten Bundes. Ich entdeckte das Kleinod auf einer meiner Streifereien den Fluß hinaufwärts. Auf ihren Wangen blüht die Unschuld, und süße Unschuld blüht ihr im Herzen, und um sie weht guter Friede und aller holdseligen Dinge die Fülle. Nun habe ich doch ein-

mal einen Busen, der ganz erfüllt ist von mir und nichts fassen und halten will außer mir!

Den ersten Mai habe ich diesen Brief begonnen; nun erhalte ich Deinen vom zehnten Juli, der mich über mein Schweigen ausschilt, und da sehe ich mit Erschrecken nach und finde meine paar Sätze, die ich diese Monate her auf das Papier gestrudelt, noch unabgesendet vor. So mögen sie Dir denn zukommen als ein Beweis, daß es Deinem Freunde wohl geht; denn wenn man nicht schreibt und nichts zu schreiben hat, so ist man glücklich.

Denke Dir eine Knospe, frisch und herb aus dem Grün der umhüllenden Blätter brechend und die ganze Pracht der Blüte im jungen Rot andeutend, und Du hast das Bild von Babetten, weißt, wodurch sie mich so unwiderstehlich fesselt. Fern von städtischer Weichlichkeit ist sie aufgewachsen, kräftig unter den Nußbäumen und Weinranken. Ach, wie wohl tut es, nach so manchem Mischgebräu, was wir haben verschlucken müssen, unsern Gaumen einmal an dem kühlen, klaren Trunke der Quelle laben zu dürfen!

Ich lebe hier unter dem Namen eines Herrn von Müller. Der Alte sieht unserm Umgange nach; ich bin mit ihr vom Morgen bis zum Abend, und der Tag ist um, ehe wir uns dessen versehen haben.

Deinen Namen muß sie mir hundertmal des Tages nennen; ich empfange ihn von ihren Lippen wie ein heiliges Geschenk des Himmels. Unser ganzes Verhältnis habe ich ihr erzählt; sie liebt Dich, ohne Dich gesehen zu haben, und wenn sie mich küßt, so spricht sie: „Dieser da ist für Dich und der für Deinen Freund; da Ihr ein Herz und eine Seele seid, so darfst Du nicht eifersüchtig werden.“ — Neulich sagte sie mir mit ihrer himmlischen Naivetät: „Du bist ein Edelmann und wirst mich armes Schwabenmädel nur verführen. Wenn das ist, so möchte ich Deinen Freund am liebsten heiraten; bitte, rede mir beizeiten das Wort bei ihm!“

IV.

Derselbe an Denselben.

* den 4. September 1795.

Was daraus werden soll? fragst Du und hast das Arsenal der Pflichtenlehre geplündert, mich hier in meinem Versteck mit allerhand Tugendermahnungen zu beschießen. Freund, wenn ich in ihren Armen ruhe, möchte ich die ganze Welt beglücken; ich bin so froh wie Jupiter, wenn er, von Liebe geschmeichelt, Regen und Sonnenschein den harrenden Geschlechtern der Menschen sendet. Ich könnte dann alles tun, opfern, hingeben, ein weinendes Auge zu trocknen, einer guten Seele eine freudige Minute zu schaffen. Ist das nun Laster?

Sind wir nicht schon unglücklich genug durch unsre Verhältnisse? Ist dem wundgedrückten Sklaven auch das versagt, auf eine kurze Stunde die Kette zu lockern, die sein Fleisch schmerzlich preßt?

Hat mich mein Geschick gefragt, ob ich dieses reizende Mädchen lieben wolle? Sind wir dafür verantwortlich, was ein geheimnisvoller Zug in uns ohne unser Zutun schafft? Da ich ihre Augen sah, mußte ich in sie mit den Pfeilen meiner Blicke eindringen; da ihre Lippen mir winkten, wie konnten die meinigen widerstehen? Da an ihrem Busen die süßeste Ruhestätte mir bereitet ward, hätte ich ein Tier sein müssen, mich nicht dort zu betten.

Ich wälze abenteuerliche Plane um. Meine Frau macht sich nichts aus mir, mein Vater hat mich nie geliebt; was bin ich ihnen also? Mein Dasein ist ihnen völlig unnütz, und ich bedarf wieder der Flittern des Standes nicht. Wenn ich mich mit der, die meine Seele liebt, verbärge, weit, weit hinter großen Strömen und undurchdringlichen Wildnissen, und löschte aus im Angedenken der Menschen — außer in Deinem, in dem unterzugehen für mich der moralische Tod wäre, härter als der physische!

V.

Derselbe an Denselben.

* den 8. September 1795.

Daß mich meine Narrheit zwingt, alles Dir zu vertraun, obgleich ich weiß, daß Du schmälst! Aber ich besitze und genieße etwas nur, wenn ich es mit Dir teile. Ich merke es Deinen Briefen an, besonders dem letzten, daß Du mit mir zürnest; Du sprichst keine Vorwürfe mehr aus, aber alle Zeilen sind ein Vorwurf. Da wäre es nun an der Zeit, sich auch zurückzuziehn, bis der böse Freund dem andern seine Wonne mit gutem Herzen gönnte. Aber ich kann das nicht; zu meinem Glück oder Unglück ist mir die überströmende Seele gegeben, die nur in schrankenlosem Vertrauen, in unendlicher Hingebung sich befriedigt fühlt.

Ich lebe jetzt mit Babetten auf diesem alten Bergschlosse, tief im wildesten Gebirg. Der Vater, nachdem er unsre Liebe lange toleriert, wollte auf einmal den Strengen spielen, untersagte mir das Haus, sperrte mein Mädchen ein. Gegen Zwang hat sich seit Adams Zeit noch immer die freie Liebe empört; in einer Nacht, welcher Venus den funkelndsten Schein spendete, folgte mir die Getreue, die Holdselige.

Nun führen wir, von Waldkronen umrauscht, zwischen Trümmern und Klippen hausend, ein Leben wie die Ritter und ihre Trauten in den alten Märchen. Es ist außer einem alten Pachter mit seiner tauben Magd und einem halb blödsinnigen Knechte keine Menschenseele in diesem Steinklumpen; auch wohnen auf eine Stunde Weges hin keine Leute. Diese Einsamkeit hat etwas Großes, wundersam Süßes. Wenn die Sonne den Wald in einen grüngoldnen Zauberpalast verwandelt oder der Sturm wie der Atem des Geistes durch die Zweige der Buchen geht und ich mein Mädchen in den Arm fasse, da dünkt's uns oft, wir seien dieser Zeit entrückt und lebten in den Tagen der Fabel.

Die Liebe lebt ihre eigne Geschichte und braucht der Außen-

dinge nicht. Babette besorgt die Küche; ich spalte ihr das Holz oder suche mit der Jagdflinte ihr einen Braten zu erlegen, und wenn ein Gericht wohl geraten ist oder mein Weidwerk gute Beute gab, so sind das große Ereignisse, an welchen wir lange nachzuzehren haben.

Sie hat mir eines nicht versagen dürfen, was ich Dir zitternd, leise und scheu wie ein Kind, das vor der Mutter sich fürchtet, vertraue. Wenn Dunkel sich über Berge und Täler goß und auch die Abendlampe erlosch, dann ruhe ich selig und froh an ihrer Seite. Wehe Dir, wenn Du etwas Übles davon denkst! Nein, heilig und unsträflich teilen wir das liebliche Lager, und tiefe Erfurcht vor der Unschuld liegt zwischen uns wie ein geschliffnes Schwert. Es war nur so eine Laune und Grille von mir, zu proben, ob man nicht lieben kann, wie die Engel sich lieben. Und siehe da, die Probe ist gelungen. Ach, wie süß sie zitterte, da ich zum ersten Male von meiner erstürmten Befugnis Gebrauch machte, und wie ruhig sie nun mir am Busen entschläft!

VI.

Derselbe an Denselben.

* den 20. Oktober 1795.

Lieber, man ist oft nicht in der Stimmung, andern zu antworten. Nimm es mir also nicht übel, wenn ich auf Deine Fragen nichts erwidre als die Bitte, mir mit guter Art meinen Taufschein zu verschaffen, dessen ich zur Ausführung eines notwendigen Vorhabens bedarf.

Ich habe Babetten meinen Stand und Namen entdecken müssen. Du kannst mir also das Verlangte nur unter meiner wahren Adresse hieher senden.

Der alte Kaplan ist mir ergeben; er wird reinen Mund halten, wenn Du den Schein unter dem Siegel der Verschwiegenheit von ihm forderst. Ich mag nicht an ihn schreiben; denn aus allerhand Anzeigen schließe ich, daß mein Vater und meine Frau

mir auf der Spur sind, und ein Brief von mir könnte leicht durch eine schadenfrohe Zufälligkeit ihnen bekannt werden.

VII.

Babette an Hermann.

* den 24. Oktober 1795.

Ein unglückliches Mädchen, elender, als Worte es zu nennen vermögen, beschwört Sie bei der Pflicht der Wahrheit, und Sie erinnernd an die letzte Stunde, welche alles uns vorhält, Gutes und Schlimmes, ihr zu sagen, ob ein Edelmann, namens von Müller, der auch Graf * heißen soll, bereits vermählt und Vater eines Sohnes sei?

VIII.

Graf Heinrich an Hermann.

* den 6. November 1795.

Es bedarf keiner Antwort auf die Zeilen Babettens, welche Du mir überschicktest. Sie weiß alles, und wir mögen uns nur die Haare ausraufen, mit den Nägeln unser Antlitz zerfleischen und dem Kitzel unsres Vaters, der warmen Stunde unsrer Mutter fluchen, welche ein Tier mehr, Mensch genannt, in die Marterkammer Leben trieben.

November sollte das ganze Jahr hindurch sein, so schwarz, stürmisch und regnerisch wie dieser! Der Mai ist eine Lüge, und jeder Sonnenblick ist eine! Da sitzen wir nun: Babette in ihrer Stube, die sie vor mir verschlossen hält, und ich in meiner, und der Vater geht unter dem Burgwalle auf und nieder und zerstampft das Gras mit seinem Stocke. Unsinn der Welt, Chaos, weites, wüstes Narrenhaus! Die Natur erbaut auf Gefühlen den ganzen großen Tempel des Seins, und wenn wir ihnen folgen, lohnt sie uns mit Verzweiflung ab.

Ich will versuchen, Dir zu erzählen, wenn meine von Weinen geschwollnen Augen, meine zitternden Finger mir erlauben, den Brief zu Ende zu bringen.

Der Zustand Babettens war unzweideutig geworden; ich entschloß mich, in ferne Länder mit ihr zu fliehn, dort mich mit ihr zu verbinden und für meine deutschen Verhältnisse fortan tot zu sein. Was an diesem Vorsatze unerlaubt war, erschien mir leicht und verzeihlich gegen die Sünde, das Mädchen meines Herzens dem Jammer preis zu geben.

Ich sprach mit ihr davon; arglos willigte sie in alles, schöpfte auch keinen Verdacht, als ich ihr meinen Grafenstand entdeckte, ließ meine Vorwände gelten. Den Taufschein erbat ich mir von Dir, damit kein Priester der Trauung Hindernisse in den Weg legen könnte.

Da muß mein böser Stern unsern Freund Miller in die Nähe des Neckars führen. Du weißt, wie er mich mit seiner Freundschaft verfolgte, wie mir seine übertriebne Empfindsamkeit zuwider war. Er hört durch Zufall von mir, und beim wildesten Wetter steht er auf einmal in meiner Burgzelle vor mir. Ich empfange ihn kalt, verlegen; er macht mir Vorwürfe, aber bleibt; ich rede von einer Reise, die ich sogleich in einem Geschäfte anstellen müsse; er erbietet sich, mich einige Meilen zu begleiten.

Ehe ich noch einen Entschluß fassen, ein unglückliches Zusammentreffen verhindern kann, hat er Babetten gesehen, gesprochen und mich in ihrer Gegenwart nach meiner Frau, meinem Kinde befragt.

Wenn auch alle Güter, alle Zauber des Lebens sich vereinigten, mich so hoch zu heben, als ich jetzt tief gestürzt bin, den Blick, das Antlitz Babettens werde ich nicht vergessen, womit sie diese Entdeckung anhörte. Die Stunde wird wie ein schwarzer Schatten über meinem Dasein lasten bleiben, und stiegen die Engel mit Schalen voll himmlischer Fluten herunter, meine Seele rein zu waschen. Es war nicht Zorn, nicht Schreck, nicht Bestürzung, was in ihrem Gesichte sich malte; es war — ach, wer kann, wer mag das Furchtbare schildern, wenn treue, heiße Liebe auf einen Ruck sich in ihr Gegenteil umsetzt?

Die Donner des Schicksals waren durch den Unberufnen

nur beschleunigt; abzuwenden wären sie dennoch nicht gewesen. Nach einem grauenvollen Tage, den ich vergeblich flehend vor Babettens verschloßner Türe zernichtet zubrachte, drang durch Sturm und Regen ihr Vater hieher, der uns durch seine Späher endlich doch ausgekundschaftet hatte. Briefe von den sogenannten Meinigen hatten sich in seine Pfarrwohnung verirrt und waren von dem argwöhnischen Alten erbrochen worden. Er kannte also alle meine Verhältnisse. Anfangs wollte Babette auch ihn nicht einlassen; die Gewalt der väterlichen Autorität siegte aber endlich, und es gab eine erschütternde Szene.

Ich erklärte mich zu allem bereit, was nur im Umfange menschlicher Kräfte stehe; man nahm meine Versprechungen nicht an, und der Alte bediente sich harter Ausdrücke gegen mich, die ich seinem Kummer zu vergeben hatte.

So ist denn diese Ruine zur Hölle geworden, die im engen Raume drei unselig Leidende vereinigt. Ich bin keiner Entschließungen fähig; mein ganzes Wesen ist eine blutende Wunde, in welcher die scharfen Messer der grimmigsten Reue wühlen. Hast Du ein Wort, ein Zeichen für mich, was mir Rat oder Linderung geben kann, so laß es mir werden!

IX.

Derselbe an Denselben.

* den 8. November 1795.

Lies den anliegenden Brief Babettens und schaffe Hülfe! Die Verzweiflung überspringt alle Schranken; wer das Mittel bei sich trüge, uns aus der greulichen Not zu retten, dem könnte ich den Degen auf die Brust setzen und ihn um das Mittel ermorden.

Hermann, unser Schwur, geleistet über den vereinigt rinnenden Blutwellen der Freunde! Nun ist die Gelegenheit da; nun beweise, daß Du ihr Dasein fühlst! Ich sage nicht mehr; Du mußt mich verstehen, oder der Bund zweier Männer war eine Posse, eine gemeine Lüge.

Beilage.

Babette an den Grafen Heinrich.

Sie stürmen und dringen an der Türe meines Zimmers, um mit mir zu reden; ich wiederhole, was ich Ihnen schon durch meinen Vater sagen ließ, daß ich nimmer mit Ihnen mehr spreche. Was Sie von mir zu erfahren haben, sei diesen Zeilen anvertraut.

Ich habe gestern die Absicht gehegt, mir das Leben zu nehmen, welches mir völlig gleichgültig ist, seit ich weiß, daß Sie ein unehrlicher Mann sind. Ich stieg auf die Spitze des Felsens hinter der Burg und wollte mich von seiner jähen Höhe hinunterstürzen in die schwarze Tiefe, daß da drunten mein zerbrochnes, blutiges Gebein von den Wogen des Waldstroms fortgeschwemmt werden möchte. Mein alter unglücklicher Vater war mir nachgegangen und hat mich zurückgehalten.

Was er mir über die Sünde dieses Schrittes, soweit es nur mich allein betrifft, gesagt, habe ich nicht verstanden; denn mein Leben ist so ganz unnütz geworden, daß ich nur glauben kann, ein so verwelktes und zerknicktes Blütenblatt werde am besten dahin getan, wo der Kehricht ist. Allein das zweite Leben, welches mein verfluchter Schoß empfangen — darüber darf ich allerdings nicht verfügen, ohne zur Mörderin zu werden. Hievon haben mich die Reden meines Vaters überzeugt.

Ich soll also nicht sterben und kann nicht leben. Ihren Antrag, sich scheiden zu lassen und mich zu heiraten, verabscheue ich. Dadurch würde ich mir einen neuen Frevel aufladen und mich an Ihrem Ehebruche beteiligen.

Meine Ehre will ich gleichwohl von Ihnen wieder haben, und diese mir zu schaffen, gebiete ich Ihnen. Wie es geschieht, gilt mir gleich; ich bin völlig willenlos. Alle Dinge sind mir recht, die geschehn, den einzigen Wunsch, den ich noch habe, zu erfüllen. Was man mir vorschlagen wird, es sei noch so

fremd und widerwärtig — ich genehmige es schon jetzt, ohne es zu kennen.

Wenn Sie in dieser Beziehung etwas ausfindig machen, so haben Sie mir es zu melden, ohne Beisatz und Redensart, die mich von Ihnen anwidern, da ich Ihnen nichts mehr glaube, nicht einmal Reue und Scham.

X.

Hermann an den Grafen Heinrich.

Abschrift.

Bremen, den 16. November 1795.

Es giebt Dinge, die nichts weiter zulassen als die Handlung; alles Reden darüber ist unnütz. Was hülfe es mir, Dir meine Betrachtungen über die trostlose Geschichte mitzuteilen? Es ist nun dahin gekommen — was ich immer vorausgesehen und Dir vorhergesagt habe — daß Dein Sinn Dich vor einen Punkt führen würde, wo Dir Blick und Aussicht, ja Bewußtsein verschwinden müßte.

Aber, wie gesagt, hier gilt es die Tat; die Worte sind leere Spreu. Aus den Briefen des Mädchens sehe ich, daß sie keine Metze, keine Närrin ist, die mit Phrasen umgeht; der Lapidarstil, in dem sie an Dich schreibt, zeugt von einer starken Seele. Und ein solches Wesen hat mein Freund entwürdigt, und sein Kind soll ein Bankert heißen?

Dem soll nicht so sein! Du nennst mich kalt; der Kalte wird Dir seine Kälte beweisen. Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin ich schon unterwegs. Ich werde vor Babetten hintreten und sie fragen, ob sie meine Hand annehmen will, und ob ich ihre Schande mit meinem ehrlichen Namen zudecken soll. Dich wünsche ich nicht zu treffen; diese Sache ist nur zwischen dem Mädchen und mir; Dein Anblick würde mir nur unnütze Schmerzen machen.

Antworte mir nicht, danke mir nicht! Laß uns überhaupt eine Zeitlang, bis die Gemüter sich einigermaßen beruhigt haben werden, füreinander nicht vorhanden sein! Ich weiß, was ich tue, opfre mich für Dich, gebe ein Leben und seine Freuden dahin, Dir zu helfen. Ein solches Gefühl will geschont sein und wird durch jedes Anrühren, auch durch das wohlgemeinte, nur noch quälender aufgeregt. In seinen Tiefen werde ich mit der Zeit wo nicht Trost, doch Beschwichtigung schöpfen.

Was mir schon jetzt Halt und Stärke gibt, ist die Empfindung, daß ich ja gewußt habe, wie alles sich fügen würde. Graf und Bürger sollen die Hand einander nie zu so engem Bunde reichen, sollen bleiben, wohin der Stand einen jeden gestellt hat. Den einen treibt sein Geschick in das Weite und Freie, den andern weiset es in ziemlich enge Schranken. Überspringen sie die gezognen Grenzen, so hat sich der, welcher den Fehltritt erkannte, da er ihn beging, über die schlimmen Folgen nicht zu beklagen, die früh oder spät eintreffen müssen.

Nachschrift des Senators Hermann.

1816.

Du empfängst in diesen Briefen, mein Pflegesohn, ein verhängnisvolles Geschenk. Ich darf es Dir nicht vorenthalten; denn wenn Du nicht wüßtest, wer Du bist und von wem Du abstammst, so könnten sich ja entsetzliche Dinge ereignen; unbewußt könntest Du Frevel begehen, vor denen die Natur zurückschaudert. Daß eine Schwester von Dir lebt, weiß ich mit Bestimmtheit; sie heißt Johanna und wird auf dem Schlosse ihres Vaters erzogen.

Gern hätte ich Dir sonst diese Entdeckungen erspart, welche Dein Herz zerreißen und Dich vielleicht auf lange Zeit unglücklich machen werden.

Nach meinem Willen sollst Du die Briefe, welche wir da-

mals wechselten, erst lesen, wenn Du Dein männliches Alter erreicht haben wirst. Du wirst dann die Stärke haben, der Eltern Schuld zu wissen, und doch an diesem Wissen nicht unterzugehn. Vor allem suche das Bild deiner Mutter in Dir rein zu erhalten! Wir haben ein unglückliches Leben zusammen geführt; aber ich muß ihr das Zeugnis geben, daß sie die edelste und bravste Seele war, welche ich je gekannt.

Was mich betrifft, so wird Dir hoffentlich Deine Erinn'rung sagen, daß ich Dir ein treuer Pfleger gewesen bin. Ich habe mein Gelübde gehalten, und dieser Gedanke giebt mir eine gewisse Heiterkeit. Meine Tage sind gezählt, ich fühle das; Melancholie hat meine Lebenskräfte verzehrt und mich vor der Zeit zum Greise gemacht.

Suche auch nach dieser Entdeckung ein freundliches Verhältnis mit meinem Bruder zu erhalten, der das Legat Deines Vaters Dir ausantworten wird. Er ist eigen und schroff, aber zuverlässig und wacker.

Ich glaube, Du Armer, daß Dir verschlungne Lebensschicksale bevorstehn. Sobald Deine Eigenschaften sich zu entwickeln begannen, sah ich an Dir ein Gemisch von Deines Vaters Leichtsinn und Deiner Mutter Schmerzen. Mögen denn gute Geister sich Deiner annehmen, wenn die Sorge in das Grab sank, welche Deine Kinderjahre behütete! Mit diesem Segenswunsche sei in das Leben entlassen!

Fünfzehntes Kapitel.

Rasch war Hermanns Besserung vorwärts gegangen. Neu war ihm die Welt geworden; er nahm von ihr zum zweiten Male Besitz, ausgerüstet mit allen Erfahrungen der früheren Zustände. Unglück und Glück hatten ihre bis zum Überlaufen vollen Schalen auf seinem Haupte ausgeleert; Stimmungen, wie sie durch

solche Wechselfälle erzeugt werden, entziehn sich der Schilderung. Er fühlte, daß sein Geschick ihn jeder selbstsüchtigen Tätigkeit für immer entrückt habe, und daß er dennoch nur um so fester mit allen Fasern der Erde verwachsen sei.

„Wir würden nicht glauben, daß dergleichen erlebt werden könnte, hätte es uns nicht selbst betroffen", sagte er nach diesen Tagen einmal zu Wilhelmi. „Wie hat mich der Wahn in wechselnden Gestalten, lächerlichen und schrecklichen, verfolgt! Als Zwanziger meinte ich fertig zu sein, und muß mich nun in den Dreißigen als Anfänger und jungen Schüler bekennen."

„Du bist hierin nur der Sohn deiner Zeit", versetzte Wilhelmi. „Sie duldet kein langsames, unmittelbar zur Frucht führendes Reifen, sondern wilde, unnütze Schößlinge werden anfangs von der Treibhaushitze, welche jetzt herrscht, hervorgedrängt, und diese müssen erst wieder verdorrt sein, um einem zweiten, gesünderen Nachwuchse an Wurzel und Schaft Platz zu machen. Wohl dem, der hiezu noch Kraft und Mark genug besitzt! Ich sage Dir, blicke fröhlich vor dich hin; denn du kannst es."

„Das tue ich auch", erwiderte Hermann. „Mir ist fromm zu Sinne, obgleich ich nicht bete und den Kopf nicht hänge."

Auch er machte einen einsamen Gang nach dem Hünenborne. Dort nahm er die Decke von der Gruft des Kindes — seines Kindes — und stand lange in die Betrachtung dieser Überbleibsel eines Lebens versenkt, welches, ihm unbewußt, von ihm entsprungen und, ihm unbewußt, auch schon wieder in die dunkle Nacht zurückgesunken war, aus welcher die Geburten der Erde auftauchen. Er legte den Ring zu dem Skelette und ließ dann ein fest umschließendes Gewölbe aufmauern, die Hand und den Blick der Neugier für immer von diesen Gebeinen abzuwehren. — „Das ist gut", sagte Wilhelmi, der davon hörte; „nun sind die bösen Geister der Vergangenheit unter Salomos Siegel gelegt. Der Mensch bedarf solcher symbolischer

Handlungen, um sich von einer Last gänzlich zu befreien." — Er selbst hatte die Alte zu guten Leuten an einen einsamen Ort geschickt, wo sie in gehöriger Kost und Pflege ihre noch übrigen Tage zubringen sollte.

Unter den Angehörigen und Bekannten des Hauses herrschte die größte Freude. Alle nahmen den herzlichsten Anteil. Der gute Prediger und seine Frau, die Geschäftsleute, welche noch da waren, empfanden ein reines Behagen. Wilhelmi erhielt von seiner Frau unbeschränkten Urlaub, bei Hermann zu bleiben, bis dessen sämtliche Angelegenheiten geordnet wären. Der Arzt schickte einen Brief, der ein Dithyrambus war auf die Trüglichkeit medizinischer Prognose. Selbst die alte Nonne kam von ihrer Meierei herbeigewankt, dem Genesenen die Hand zu schütteln. Auch Theophilie hatte sich glückwünschend genaht. Ihr schien leicht und frei um das Herz zu sein, daß Hermann nun hier waltete. Sie sah verjüngt aus. Mit einem ihrer kecken Scherze stellte sie an ihn den Schlüssel zum Erbbegräbnisse zurück.

Neben solchem Lichte begann freilich auch der Schatten sich schon wieder einzufinden, welcher keinem Gemälde des Menschlichen fehlen darf.

Hermann mußte, sobald er mit ruhigem Blicke seine wunderbare Lage übersehen hatte, über die ihm angefallnen Reichtümer sehr nachdenklich werden. Das alles gehörte ihm vor der Welt und von Rechts wegen, und doch war dieses Recht nur ein Schein; denn — er war nicht der Neffe seines Oheims. Durfte er gleichwohl der Wahrheit in diesem Falle die Ehre geben, das Verborgne enthüllen und die Asche auch *seiner* Mutter noch im Grabe beunruhigen? Sein Innerstes empörte sich dagegen.*

* Sonderbare Zufälligkeiten, eine Folge der mit dem Jahre 1830 eingetretenen Umwälzungen, brachten den Herausgeber in den Besitz dieser Hausgeheimnisse und machten die Veröffentlichung derselben ohne Nennung von Namen und Ort nach seiner Meinung wenigstens verzeihlich.

Im Widerstreite der Pflichten wollte er wenigstens tun, was möglich war. Er ließ daher der Herzogin den Rückkauf der Standesherrschaft unter Bedingungen anbieten, welche das Geschäft einer Schenkung so ziemlich nahe brachten. Wilhelmi, welcher die Unterhandlung leitete, hatte ihm aber bald die ablehnende Antwort der Dame zu eröffnen, da sie sich mit der ausgeworfnen Apanage begnügen könne und jede Verwicklung in die Dinge der Erde scheue.

Auch einem Besuche, zu dem er um die Erlaubnis gebeten hatte, versagte sie sich. — „Schwerlich wird sie dich jemals wiedersehn mögen", äußerte Wilhelmi bei dieser Gelegenheit; „Frauen ihrer Art haben eine Unwiderruflichkeit der Stimmungen, ähnlich der Gnadenwahl. Wer ihnen einmal unangenehm geworden ist, bleibt es, auch wenn sie sich von der Nichtigkeit ihrer üblen Meinung überzeugt haben. Sie wird es dir nie vergeben, daß du Flämmchen auf ihrem Schlosse bei dir gehabt hast, obgleich sie durch den Arzt nun wohl wissen mag, daß die Sache damals die schuldloseste von der Welt war."

Kornelie zog sich, je mehr Hermann der Welt und den Menschen anzugehören begann, wieder sichtlich von ihm und in ihr Innres zurück. Sie mied die Gesellschaft und ihn, wo sie konnte. Eine stille Verlegenheit war an ihr bemerkbar; es schien ihr an dem Orte, wo ihr Herz, durch gewaltsame Angriffe erschüttert, sich verraten hatte, unwohl zu sein. Hermann blickte zu ihr wie zu einem höheren Wesen auf; er wagte keinen Wunsch, er erlaubte sich keine vertrauliche Benennung, er gestattete sich nicht, ihre Hand zu ergreifen.

Eines Tages sagte sie zu Wilhelmi, daß sie bereit sei, mit ihm abzureisen. Er stutzte. — „Nun wollen Sie von hier fort? Nun?" fragte er. „Veränderliches Kind!"

„Und warum nicht? Ich bin hier nicht mehr nötig. Er ist gesund. Also lassen Sie mich in die Dienstbarkeit wandern, der ich von jetzt an doch verfallen bin."

Wilhelmi sann nach. — „Wir wollen der Standesherrschaft

einen Besuch abstatten", sagte er, „mein Freund und ich. Von dort kehre ich über diesen Ort nach * zurück, und dann können Sie mich begleiten, wenn Sie noch bei Ihrem Vorsatze beharren."

Er ging zu dem Prediger und hielt mit diesem und mit dessen Gattin Beratung. Darauf schrieb er einen langen Brief an Johannen. Hermann hatte diese erst sehen wollen, wenn noch einige Zeit verflossen wäre. Er sehnte sich und scheute sich doch, mit der Schwester wieder zusammenzutreffen.

Letztes Kapitel.

Wieder glänzte der klare Herbsthimmel über Park, Schloß und Hügeln, wieder blühten die Georginenbeete der Fürstin, und die Abendsonne verklärte abermals die gelbroten Kronen der Bäume. In großem Ernste hatten die beiden Freunde den Tag über alle die Zimmer, Säle, Stätten und Plätze durchwandert, welche sie nun unter so gänzlich veränderten Umständen wiedersahn.

Jetzt saßen sie ausruhend in dem bekannten Gartenkabinette. Dort lag noch ein von der Herzogin vergeßnes Buch aufgeschlagen. Hermann nahm es und drückte sein tränenfeuchtes Auge auf die Blätter, welche ihre zarte Hand berührt hatte. Wie ward ihm, als er einen Blick hineinwarf! Es war wieder ein Band von Novalis und das Märchen von Hyazinth und Rosenblütchen, welches ihm einst im Försterhause so prophetisch begegnet war.

Er seufzte und legte das Buch weg. Wilhelmi hatte nachgesehen und sagte: „Im Bilde stellen oft die unsichtbaren Lenker unsre Geschicke an beiden Seiten des Lebensweges auf. Erinnerst du dich noch unsrer Gespräche über den Wahn, ferner über die Verflüchtigung des Eigentums? Das alles ist an dir nun eingetroffen. Und wie viele andre Vorzeichen wurden uns ge-

geben! Schon vor Jahren bei unsrem Ritterspiele machtest du hier den Herrn, und Kornelie wurde zur Königin des Festes ausgerufen.

„In unsern Geschichten", fuhr er mit Erhebung fort, „spielt gleichsam der ganze Kampf alter und neuer Zeit, welcher noch nicht geschlichtet ist. Fürchterlich hatte der Adel an seiner eignen Wurzel gerüttelt; seine Laster brachten trostlose Zerrüttung in die Häuser der Bürger. Der dritte Stand, bewehrt mit seiner Waffe, dem Gelde, rächt sich durch einen kaltblütig geführten Vertilgungskrieg. Aber auch er erreicht sein Ziel nicht; aus all dem Streite, aus den Entladungen der unterirdischen Minen, welche aristokratische Lüste und plebejische Habsucht gegeneinander getrieben, aus dem Konflikte des Geheimen und Bekannten, aus der Verwirrung der Gesetze und Rechte entspringen dritte, fremdartige Kombinationen, an welche niemand unter den handelnden Personen dachte. Das Erbe des Feudalismus und der Industrie fällt endlich einem zu, der beiden Ständen angehört und keinem."

„Und der diesen rechtmäßig-unrechtmäßigen Erwerb nimmer mit Ruhe um sich gelagert sehen würde, hätte er sich mit seinem Gewissen nicht wenigstens abzufinden vermocht", sagte Hermann. „Dir, meinem Getreusten, will ich hierüber meine Entschließungen eröffnen, damit dir das Bild des Freundes rein und unentstellt bleibe. Ich fühle die ganze Zweideutigkeit meiner Doppelstellung. Laß dir also sagen, daß ich willens bin, das, was sie mein nennen und was mir doch eigentlich nicht gehört, nur in dem Sinne, von dem du einst redetest, nämlich als Depositar, zu besitzen, immer mit dem Gedanken, daß der Tag der Abtretung kommen könne, wo denn die Rechnungslegung leicht sein wird, wenn der Verwalter für sich nichts beiseite geschafft hat."

„Es klingt gut", versetzte Wilhelmi; „schwer wird es mir aber, dabei an etwas Bestimmtes zu denken."

„Vor allen Dingen sollen die Fabriken eingehn und die Ländereien dem Ackerbau zurückgegeben werden. Jene Anstalten,

künstliche Bedürfnisse künstlich zu befriedigen, erscheinen mir geradezu verderblich und schlecht. Die Erde gehört dem Pfluge, dem Sonnenscheine und Regen, welcher das Samenkorn entfaltet, der fleißigen, einfach arbeitenden Hand. Mit Sturmesschnelligkeit eilt die Gegenwart einem trocknen Mechanismus zu; wir können ihren Lauf nicht hemmen, sind aber nicht zu schelten, wenn wir für uns und die Unsrigen ein grünes Plätzchen abzäunen und diese Insel so lange als möglich gegen den Sturz der vorbeirauschenden industriellen Wogen befestigen. Ich habe bemerkt, daß die Männer, welche unter dem Oheim so tätig waren, jetzt im stillen alle sich nach Selbstständigkeit sehnen, was ja auch ganz natürlich ist. Sie haben ihre Lehrjahre unter diesem Meister vollendet und sind durch seinen Tod losgesprochen. Mögen sie also ihre Prozente nach reichlichster Berechnung aus meiner Bank ziehn und dann den vorangegangnen Genossen in alle Welt folgen!"

„Diese Handlungen dürften doch die Befugnisse eines Depositars übersteigen", sagte lächelnd Wilhelmi.

„Ich bitte dich", versetzte Hermann, „streite mit mir nicht über Worte! Jener Ausdruck konnte nur etwas sehr Beschränktes andeuten, und mein Gefühl ist ein unendliches. Sei zufrieden, wenn du in meinem ferneren Leben wenigstens ein Streben erblickst, die Gegensätze, welche auf meine Schultern geladen sind, würdig zu schlichten!"

„Sei denn auch du nur zufrieden, mein Geliebter!" sprach Wilhelmi. „Schon in den letzten Tagen unsres Dortseins und dann auf der Herreise bemerkte ich an dir eine schwermütige Trauer, welche zu der jetzigen heitern Wendung der Dinge nicht paßt."

„O mein Freund, diese Trauer werde ich wohl ewig fühlen", rief Hermann mit ausbrechendem Schmerze. „Ich danke Gott, daß ich das alles wiedererlangen durfte, was ich entbehrte, und doch ist mir in vielen Stunden, als besäße ich nichts. Ist denn die Staude etwas ohne ihre Blüte? Vollendet den Baum nicht

erst seine Krone? Zuletzt, nach allen Irrfahrten, Abenteuern, Widersprüchen des Denkens und Handelns ist dem Menschen, welcher sich nicht selbst verloren ging, gegeben, mit dem Einfachsten sich zu begnügen, und alle Fieber der Weltgeschichte werden endlich wenigstens in dem einzelnen Gemüte von zwei treuen Armen und Augen ausgeheilt. Mir aber soll diese uralte, ewigneue Lösung und Schlichtung immerdar fehlen! Die Heilige hat ihren Beruf erfüllt, indem sie mir wieder zu einem guten Gewissen verhalf; nun zieht sie sich in Regionen zurück, dahin ich ihr nicht folgen kann, und doch wird sie mir das wahrste, stäteste Bedürfnis sein und bleiben."

Ein Bedienter kam und überbrachte Wilhelmi ein Billet. Dieser las das Blatt mit funkelnden Augen und sagte: „Fühlst du dich stark genug, eine unsägliche Freude zu erleben?"

„Was meinst du?"

„Sehr selten treffen die Erfüllungen mit unsern Wünschen zusammen. Alles pflegt entweder zu früh oder zu spät zu kommen. Hier wäre denn einmal das beglückende Gegenteil. Ich habe früher viel durch Hitze und Schärfe verdorben; nun als alter, beruhigter Knabe wollte ich versuchen, ob es mir nicht auch gelingen möchte, zu vermitteln. Was sich in der Not gefunden, drohte, in guten Zeiten wieder auseinander zu geraten. Das durfte nicht sein; aber nur Frauenhände wissen dergleichen zarte Händel zu entwirren. Ich schrieb deiner Schwester, die schon vor Verlangen nach dir brannte. Sie ist über das Kloster gereiset, hat das jungfräuliche Herz Korneliens in Pflege genommen und ihren Lippen Mut gegeben. Sie meldet mir ihre Ankunft; bist du bereit, sie zu sehn?"

Hermann wankte, und Wilhelmi mußte ihn führen. So traten sie aus der Türe des Kabinetts in die grünen Anlagen. Zwei Frauengestalten kamen ihnen den Gang herauf entgegen. Ein schöner Greis in Uniform folgte.

„Ich bin es, mein Bruder, und bringe dir die Braut!" rief Johanna, in Seligkeit blühend. Sprachlos fiel er in die ge-

öffneten Arme Korneliens und dann an die Bruſt der hohen Schweſter. So ruhte er zwiſchen den beiden, die ſeine Seele liebte. Zärtlich hielten ſie ihn umſchlungen. Wilhelmi blickte mit gefaltnen Händen nach den Vereinigten hin. Der General ſtand, auf ſein Schwert geſtützt, und ſah, eine Rührung bekämpfend, vor ſich nieder. In dieſer Gruppe, über welche das Abendrot ſein Licht goß, wollen wir von unſern Freunden Abſchied nehmen.

Merlin.

Eine Mythe.

1831.

Einleitung des Herausgebers.

Schon als Knabe lernte Immermann die Bearbeitung des alten Merlin-Romans kennen, den Dorothea Schlegel unter dem Namen ihres Gatten Friedrich als „Geschichte des Zauberers Merlin" im Jahre 1804 herausgegeben hatte. Seitdem trug er den Stoff immerdar im Herzen, dessen erster poetischer Niederschlag sich in dem 1818 entstandenen Gedichte „Merlins Grab" (vgl. S. 433 ff. dieses Bandes) darstellt. In der Folge bereicherte Immermann seine Kenntnis der Artus- und Gralsagen, in die der Merlinstoff ja hineinspielt. Vorübergehend wandte sich der Dichter einer selbständigen Bearbeitung der Sage vom „Schwanenritter" zu, die aber hinter dem sich allmählich immer deutlicher heraushebenden „Merlin" zurückstehen mußte. Immermann kannte den Schwanenritter und den Lohengrin wohl nicht aus den nach ihnen benannten mittelalterlichen Epen, sondern nur aus der Brüder Grimm „Deutschen Sagen", einem oft benutzten Werke seiner Bibliothek, wie ihm auch der „Parcival" Wolframs von Eschenbach und der „Tristan" Gottfrieds von Straßburg genauer erst nach der Vollendung des „Merlin" bekannt geworden sein dürften. Doch half die Vertrautheit mit diesen Stoffen den Merlin-Plan bestimmen, dessen unmittelbare Hauptquelle F. F. Hofstäters Übertragung „Altdeutscher Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde" (Wien, 1811) wurde. Die Übersetzung des Rowleyschen Schauspiels „Die Geburt des Merlin oder Das Kind hat seinen Vater gefunden", die Tieck 1829 im zweiten Bande von „Shakespeares Vorschule" gab, Uhlands Gedicht „Merlin der Wilde" vom Jahre 1829 und alles, was sich sonst mit seinem Stoff berührte, wurde von Immermann eifrig aufgenommen, der namentlich auch in der „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter", die Rosenkranz im Jahre 1830 veröffentlichte, starke Anregung fand; auf sie gehen z. B. die Namensformen und die meisten Details seiner Dichtung zurück. — Ob, wie Putlitz will, schon zu Anfang des Jahres 1830 die eigentliche Arbeit am „Merlin" begonnen hat, der nur schwer und langsam aus den

verworrensten Plänen sich herauslöste, ist mindestens zweifelhaft. Besonders Schnaase begleitete des Dichters Schaffen mit freundschaftlichem Anteil. Das dritte Buch des „Reisejournals" vom Jahre 1831 hob ausführliche Abschnitte aus den alten Sagen aus und wies auf die Schwierigkeit einer Modernisierung hin. Zwischen dem 2. und dem 5. März 1831 findet sich in Immermanns Tagebüchern die Bemerkung: „Friedrich Schlegel, Band 7. Geschichte des Zauberers Merlin. Ein günstiger Stoff zu einer mythischen Tragödie." Alsbald wurde ein dreiteiliges Drama skizziert und in Angriff genommen. In einem Briefe dieser Zeit an Michael Beer entwickelt Immermann seinen Plan, um zu schließen: „... denken Sie aber nicht an ein christliches Schuld- und Bußdrama. Im Gegenteil, es wird recht heidnisch frech und dabei doch heilig sein." Anfang März entstand das „Vorspiel", im Hochsommer die kleinere Hälfte des „Gral". Dann folgte eine Pause; denn so oft Immermann versuchte, an die Dichtung wiederum die Hand zu legen, ließ er sie, wie er am 28. November 1831 an Tieck schreibt, „in einer Art Verzweiflung" wieder sinken und bekannte: „Nie habe ich eine solche Kluft zwischen dem Gegenstande und meinen Organen empfunden." Im Dezember endlich ging er, seinen Tagebüchern zufolge, „in Furcht und Zittern" von neuem an die Arbeit, deren letzte Szenen geradezu im Fieber geschaffen wurden. Am 11. Januar 1832 wurde das Werk abgeschlossen, am 10. März die Zueignung an Schnaase beendigt, und wahrscheinlich im Juli kam das Buch bei J. E. Schaub in Düsseldorf heraus.

Der „Merlin" ist kein Bühnenwerk, sondern ein Gedankendrama; eine Mythe nennt es der Dichter. Es ist eine Tragödie, die nicht den tragischen Untergang eines Helden, sondern das Grundleiden der ganzen Menschheit vorführen soll. Und dieses Grundleiden sah Immermann im „Widerspruche", den er immer von neuem zum dichterischen Vorwurfe nahm. „‚Merlin' sollte die Tragödie des Widerspruchs werden", schrieb er im vierten Abschnitte der so aufschlußreichen „Düsseldorfer Anfänge" vom Jahre 1840; „die göttlichen Dinge, wenn sie in die Erscheinung treten, zerbrechen, dekomponieren sich an der Erscheinung. Selbst das religiöse Gefühl unterliegt diesem Gesetze. Nur binnen gewisser Schranken wird es nicht zur Karikatur, bleibt aber dann freilich jenseit der vollen Erscheinung stehen. Will es in diese übergehen, so macht es Fanatiker, Bigotte. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger sich vom Lächerlichen ganz freigehalten hat. Diese Betrachtungen

faßte ich in ‚Merlin' sublimiert, vergeistigt. Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachttrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichsten Wahnwitz." Immermanns Satan, über den der Dichter sich in einem wichtigen Briefe an Tieck vom 27. Januar 1832 weitläufig ausläßt, ist der Demiurgos der Gnostiker. „Der Teufel war mir", schreibt Immermann, „der in der Mannigfaltigkeit geoffenbarte Gott, der durch diesen Akt sich selbst in seiner Einheit verloren hatte. Weil aber dieser Zustand eodem momento, wo er geboren war, sich in Gott wieder aufheben mußte, so war mit der Manifestation als Satan zugleich die als Logos verbunden, oder vielmehr beide fielen zusammen. —" Satan ist der Herr der Welt und der Sinnlichkeit, der Vertreter des bunten Scheins und des Genusses, und als solcher der Urfeind der christlich entsagenden Überweltlichkeit. Er zeugt den Merlin mit einer reinen Jungfrau, um sich durch ihn die Welt von Gott zurückzugewinnen. Aber durch seine Mutter gehört Merlin zugleich Gott an; zwei Seelen wohnen in seiner Brust, wie sie in jedem einzelnen Menschen leben. Er strebt, die Menschen von diesem Widerspruche zu erlösen, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Leib und Seele, Materie und Geist miteinander in Einklang zu bringen. Damit stellt er sich sowohl über Satan wie über Gott. Indem er der Menschheit den Himmel erobern will, greift er sündhafterweise Gottes frei waltender Gnade, der absoluten Prädestination, vor; denn der Gral ist kein Kampfpreis, sondern „ein Verhängnis, eine Schickung". So sieht Merlin in sich den verheißenen Parakleten, wird zum Antichrist und erliegt bei dem Versuch, ein Problem zu lösen, das schlechterdings unlösbar ist. „Es zwingt der irdische Gefährte", um mit Schiller zu reden, „den gottgebornen Geist in Kerkermauern ein"; Niniane, das Ewig-Weibliche, Ewig-Weltliche zieht ihn hinab.

Die Gestalt Merlins in ihrer persönlichen und künstlerischen Geschlossenheit überragt alle anderen Figuren der Dichtung um mehr denn Haupteslänge. Namentlich die Mitglieder der Tafelrunde und der Gralsgenossenschaft bleiben blasse Typen, die nur um der Idee des Werkes willen vorhanden sind. Körper und Seele des Kunstwerkes durchdringen sich nicht gegenseitig. Immermann fühlte das selbst sehr wohl und äußerte später: „Die Figuren erliegen unter der metaphysischen Rüstung." Er hätte auch sagen können, die metaphysische Grundidee, die ihm die Hauptsache war, leide unter der poetisch-menschlichen Unzulänglichkeit ihrer Träger. Ein reines Kunstwerk ersten

Ranges ist der im allgemeinen wohl entschieden überschätzte „Merlin" nicht. Er ist eine der tiefsinnigsten Dichtungen der deutschen Literatur, aber er ist groß nur in der Anlage. Der Dichter als Subjekt überragt die Dichtung als Objekt. Es fehlt ihr an Freiheit und Einheit. Die Idee hebt sich aus dem Wust überwuchernder Motive nicht schlank und klar heraus. Der Dichter verquickte sie zu sehr mit unter sich nicht immer in Einklang stehenden Tendenzen des Gnostizismus, dessen Kenntnis er wesentlich Neanders Kirchengeschichte verdankte. Er vermochte die Fülle des Stoffes nicht herrisch zu formen und zu verdichten. Er verknüpfte zahllose Fäden des alten Merlin-Romans und die ihm vorzugsweise durch Hofstäter und Rosenkranz vermittelten Anschauungen vom Gral zu einem Gewebe, in dem Kette und Einschlag sich oft verwirren. Zudem erfuhr der Entwurf während der Arbeit allerlei Wandlungen, die Widersprüche in ihn hineintrugen. Einen von Immermann entworfenen, im einzelnen nicht inne gehaltenen Plan der Dichtung drucken die Lesarten ab.

Immermanns Unfreiheit verwandten Geistern und Werken gegenüber schädigt auch den „Merlin", der durch Calderon und Shakespeare, durch Spinoza und Solger, durch Novalis und ganz besonders durch Goethe beeinflußt ist. Ohne den „Faust" wäre der „Merlin" nie und nimmer geschrieben worden. Geibel pries den Dichter vor allem als denjenigen, „der den zweiten ‚Faust' geschaffen, den gewaltigen ‚Merlin'", und selbst ein Mann von so bedeutender historischer und ästhetischer Bildung wie Jakob Burckhard nennt den „Merlin" „die wichtigste und unabhängigste Parallele, um nicht zu sagen Ergänzung zum ‚Faust'". Wir vermögen uns zu dieser Schätzung nicht zu bekennen. Die äußerliche Anlehnung an Goethe geht auch in diesem Immermannschen Werke bis zur sklavischen Kopie. Und im Grunde steckt hinter der Anlehnung an Goethe noch dazu eine Auflehnung gegen Goethe! In seiner damaligen, oft geradezu an Haß grenzenden Verkennung Goethes und in der Überschätzung seines eigenen Könnens wollte sich Immermann — gelegentlichen gegenteiligen Äußerungen zum Trotz — in der Tat mit diesem Größten messen. „Nach dem Verdienste zu augurieren", schreibt er am 3. August 1831 an seinen Bruder Ferdinand, „unterliege ich, mitunter ist aber das Glück im Schwachen mächtig: Man muß es erwarten." Immermann hat in seinen verschiedenen Lebensabschnitten zuweilen unglaublich einseitige Urteile über Goethe geäußert. Im Klingsor des „Merlin" zeichnete er ihn, wie er ihn sah,

und es ward ein ungeheuerliches Zerrbild. Fälschlich suchte man Klingsor früher auf Hegel zu deuten: ein Zeichen für die Unklarheit der Dichtung, in die allerlei Anspielungen auf Zeitverhältnisse hineinverkapselt sind. Der „Merlin" hat daher den Auslegern viel Kopfschmerzen bereitet; schon Tieck verstand manches nicht, worauf ihm Immermann am 8. Oktober 1832 schrieb: „Ein ins Spezielle gehendes Deuten würde meine Absichten nicht treffen."

Auch diese Dunkelheit gereicht der Dichtung natürlich nicht zum Vorteil. Es sind nur einzelne Szenen, die nach Form und Gehalt wirklich gelungen sind. So ist das Vorspiel und zumal sein Schluß packend und ergreifend. Der Satan hat hier etwas Großartig-Erhabenes, während er am Ende des Nachspiels den verhängnisvollen Schritt zum Lächerlichen leider nicht vermeidet. Im übrigen bedeutet auch das Nachspiel einen poetischen Höhepunkt. Dasselbe gilt von der Sterbeszene Klingsors, dessen tragischer Konflikt an sich interessant in der Anlage und glücklich in der Durchführung ist: wenn eben nur nicht Goethe dahinter stecken sollte! Vor allem gelungen sind aber die Niniane-Szenen, in denen Immermann eine leichte Naivetät und duftige Anmut an den Tag legt, die man sonst selten bei ihm antrifft. Die meisten anderen Partien leiden an dem Zwiespalt zwischen Wollen und Können, zwischen Stoff und Form, und lassen keine reine Wirkung aufkommen. Der „Merlin" sucht nach romantischer Art einen großen Reichtum an wechselnden Rhythmen aufzubieten, die sich doch vielfach nur als verunglückte Versexperimente erweisen. Etwa die Hälfte der Dichtung ist in Goetheschen Knittelversen abgefaßt; die andere Hälfte bringt fünffüßige Jamben, trochäische Tetrameter, die jüngere Titurelstrophe, Terzinen, Stanzen in buntem Gemisch, wozu noch ein paar eingelegte Lieder und Balladen kommen. Solcher Mannigfaltigkeit ist der schwerbewegliche Immermann nicht gewachsen; er ist nicht selten von hilfloser Ungelenkigkeit und Plumpheit. Von den hervorgehobenen guten Partien immer abgesehen, versteigt sich Immermann in seinen Versnöten zu den gewagtesten Satz- und Wortverrenkungen, die das Werk zuweilen den Eindruck einer schlechten Übersetzung machen lassen. Dazu ringt er auch mit dem Reime, der oft hart und gesucht und mitunter von störender Unreinheit ist.

Immermann glaubte mit dem „Merlin" seinem Volke ein bedeutendes Geschenk gemacht zu haben; um so mehr bekümmerte ihn der geringe Erfolg der Dichtung, die ihm sein „liebstes Kind" blieb.

Nur flüchtig dachte er wohl daran, einen „erlösten Merlin" folgen zu lassen. Bloß einige Freunde ließen ihm Gerechtigkeit und Anerkennung widerfahren. Tieck schrieb im Herbst 1832 an ihn: „Ein geistiges Grauen zieht sich durch das Gedicht und eine süße Wehmut über das Absterben der Schönheit, wie es wohl nur selten einem Dichter gelungen ist." David Friedrich Strauß dagegen nannte den „Merlin" ein „unverdauliches Gebäck aus abgestandenen Sagen und gnostischen Träumereien". Die Preßkritik wurde dem Werke mit wenigen Ausnahmen keineswegs gerecht. Die „Zeitung für die elegante Welt", der „Gesellschafter", die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", die Hallesche „Literaturzeitung" und die meisten anderen führenden Organe brachten in den Jahrgängen 1833 und 1834 unbedeutende, zum Teil sogar mißverständliche Besprechungen; wertvoller ist nur die ausführliche Karl Schnaases, die vom 20. bis zum 25. Mai 1833 im „Freimütigen" erschien. In den „Epigonen" versichert Immermann, daß ihn die Nichtbeachtung des „Merlin" durchaus nicht berühre, in Wahrheit empfand er die Verkennung tief: „Glaubst Du", schrieb er am 11. September 1834 seinem Bruder Ferdinand, „daß es keine Spuren in der Seele zurückläßt, Tromlitzens und Spindlers Schriften und die Briefe des verstorbenen Gecken [Fürst Pückler-Muskau] Auflage nach Auflage erleben und den ‚Merlin' sparsam dünn abgehn zu sehen?"

Nach des Dichters Tode erhoben abermals Freunde das Wort für den „Merlin"; vor allem Gottfried Kinkel und Levin Schücking in der von Freiligrath herausgegebenen Gedächtnisschrift. Den höchsten Preis haben der Dichtung wohl Richard Wegener und neuerdings Th. Zielinski („Die Tragödie des Glaubens", Leipz. 1901) gezollt. Allmählich ist eine nicht unbeträchtliche Merlin-Literatur entstanden. Für ihren Nachweis sowie für alle Einzelheiten einschließlich der Stoffgeschichte sei die gelehrte und feinsinnige Monographie Kurt Jahns („Immermanns Merlin"; Berl. 1899) genannt; auf ihr wie auf der Ausgabe von Max Koch, die bei erheblichen Verdiensten (zwar nicht um die Textgestaltung, aber um die Kommentierung) den Fehler hat, allzuviel ausdeuten zu wollen, fußt die vorliegende Bearbeitung der Dichtung.

Zueignung[1].

Ich saß, vom Fels bedachet,
Vertieft in alte Rollen,
Aus denen an mich lachet'
Ein ganzer Himmel alles Rätselvollen.
Ich mußte oft sie auf die Seite legen,
Weil gegen Wunsch und Wollen
Ich lesen nicht gekonnt vor Herzensschlägen.

Da rauscht' es in den Sträuchern,
Und Flöten, Cymbeln klungen,
Arabisch Balsamräuchern
Ist vom Gestäud' zu meinem Platz gedrungen.
Gleich sprangen aus dem Busch mit keckem Tritte
Drei muntre kleine Jungen,
Schwarz, weiß die ersten zwei und braun der dritte.

Sie schlugen an die Becken,
Und einer spielte Flöte.
Es folgt' auf schlanker Schecken
Ein Mägdlein, lustig wie die Morgenröte.
Bunt Florgewand und Schmelz und Schleif' am Mieder,
Band, Quast' und Pausch erhöhte
Den Schmeichelreiz der leichtgeschwungnen Glieder

[1] An Karl Schnaase gerichtet.

In ihren Armen schwebte
Ein Horn, gewunden gülden,
Aus dessen Wölbung strebte
Ein üpp'ger Strauß von seltsamen Gebilden.
Es staken Königskronen, Bettelstäbe
Bei Häuptern, milden, wilden,
Bei Totenbein, bekränzt von Ros' und Rebe[1].

Die Jungen tanzen näher,
Das Mägdlein lenkt die Schecke,
Bis, mir verstohl'nem Späher
Grad' gegenüber, an des Felsens Ecke,
Der Märchenzug ist vorgerücket gaukelnd.
Dort hemmt sie. Auf der Decke
Zurückgelehnet, ruht sie üppigschaukelnd.

Die Knaben springen weiter,
Um mich ganz unbekümmert.
Aus ihren Augen heiter
Ein flüchtig Lächeln zu mir nieder schimmert,
Und in das Horn die weißen Finger senkend,
Um die manch Ringlein flimmert,
Wirft sie die Ros' herunter, mich beschenkend.

Ich bück' mich nach der Rose,
Erhebe solche Gabe,
Blick' auf: Da fleucht die Lose
Fern schon auf ihrem Roß im schnellsten Trabe,
Unendlich Goldgelock weht nach in Lüften,
Kaum daß ich dieses habe
Gesehn, verschwebt sie zwischen Felsenklüften.

Sonst, wenn ein Gott gekommen
In unsre arme Nähe,

[1] Wie sie dem gemeinsamen Grabe Tristans und Isoldens entsprossen.

Nachfühlen wir, beklommen,
Die eigne Niedrigkeit und seine Höhe.
Doch dieser holden Reiterin Begegnen
Ließ mir das süße Wehe,
Womit uns goldne Liebesstunden segnen.

Ich sprach zu mir: „Du schauteſt
Die Törin, die unsterbliche,
Der du manch Denkmal bauteſt,
Obgleich sie liebt nur das Verderbliche;
Welch' überstand den Sturz von Rom und Babel,
Die schöne Last, die erbliche
Der irdischen Geschlechter all: die Fabel."

Seit diesem guten Tage
Hegt' ich ein gründlich Hoffen,
Doch ohne Schmerz und Klage;
Die Fabel werde einst von mir betroffen
Zu andrer Zeit in noch viel rein'rem Lichte;
Und manche düstre Frage
War mir gelöst, und alles ward Geschichte.

Die liebe Rose blühte
Frisch fort in meinen Händen.
Als einst der Abend glühte,
Trug ich sie, sachte wandelnd, in den Händen.
Da nahm der Wind, vorbrechend aus den Hügeln,
Sie scherzend meinen Händen,
Und trieb sie vor mir her auf seinen Flügeln.

Der Schwebenden nacheilt' ich,
Die Füße rüstig regend,
Doch nimmerdar ereilt' ich
Den Flüchtling, wirbelhaft sich fortbewegend.

Schon hatte Dämm'rung abgelöst die Helle,
Ich war in fremder Gegend,
Da sank die Ros' auf eine breite Schwelle.

Die Schwelle, sanftgebreitet,
Lag unter hoher Pforte,
Die in ein Innres leitet',
Aus dem ein Glanz fiel nach dem äußern Orte.
Ich ahnt' in diesem Bau, begrünt von Moose,
Uralter Schöpfung Worte,
Und schritt gleichgültig über meine Rose.

Ich trat in Kirchenhallen
Vom allergrößten Stile.
Auf solche Formen fallen
Konnt' einer nicht! Sie fanden, bauten viele.
Den einzelnen umfahn der Willkür Netze,
Doch zu notwend'gem Ziele
Verschlangen hier im Stein sich die Gesetze.

Indes blieb ich nicht haften
Am Stein zu dessen Preise,
Denn meine Sinne rafften
Sich in des herrlichsten Gesichtes Kreise.
Ich sah die Fabel, fröhlich und vermessen,
Allein in welcher Weise!
In wessen Hut! In Pfleg' und Lehre wessen!

Ein ew'ges Weib saß thronend
In kühngewölbter Blende;
Das Licht, im Raume wohnend,
Schuf einzig ihrer Augen milde Spende!
Kelch, Anker, Kreuz war nahebei zu schauen,
Ein Buch, das sonder Ende,
Lag auf dem zücht'gen Knie der heil'gen Frauen.

Und wie ein Kind sich schmieget
Der Mutter an, der süßen,
Ihr Kleid sittsam gefüget,
Stand bei ihr Fabel auf bescheidnen Füßen.
Diese, damit sie bis zum Knie ihr reichte,
Hat sich erheben müssen,
Und dennoch saß die Ernste, stand die Leichte.

Liebmütterlich verkehrte
Das große Himmelswesen,
In ihrem Buche lehrte
Die Ewige mein zeitlich Mägdlein lesen.
Sie wies ihr Wort für Wort und Zeil' auf Zeile,
Und wenn zu rasch gewesen
Der muntre Zögling, sprach die Mutter: „Weile!"

Schien er zerstreut im Sinne,
Als ob sein Fleiß ermatte,
Faßt' ihn gelind am Kinne
Die Lehrerin und wandt' ihn zu dem Blatte.
Und wenn er stammelte das Falsche, Nicht'ge,
Und sich versprochen hatte,
Dann sagte sie klar, deutlich, fest das Richt'ge.

Am Segen der Lehrstunde
Teil nahmen drei Genossen,
Steh'nd in der Blende Grunde:
Drei Männer, vom Prophetenkleid umflossen.
Zwei ältre schrieben nach in Büchern; jeder
Trug ein verschiedne Kunde,
Dem jüngsten war entsunken Blatt und Feder.

Gemurr in meiner Sprache
Verriet des Ersten Namen.
Wolfram vom Eschenbache,

Der gottverworrne[1] Mund von deutschem Samen!
Rund um den Hals trug er viel myst'sche Zeichen,
Und seine Blätter nahmen
Der Fabel Schwatzen auf in bunten Laichen[2].

Den Zweiten ich erkannte
An seiner Unterlippe.
Er war der große Dante[3],
Gedanken-aufgezehrt, fast ein Gerippe.
Vorsichtig horcht' er: Sprach die Fabel Lüge,
So zuckt' er mit der Lippe,
Sah zornig aus und schrieb der andern Rüge.

Doch o mein teurer Dritter,
Novalis! Frommverwundert
Fragt' ich mich oft: Wie schritt er,
Der Fremdling, in dies nüchterne Jahrhundert?
Der Jüngling seine Seligkeit nicht trübte,
Hat nicht gehorcht, gesondert,
Er schaute, lächelte, genoß und liebte.

Und auf die mächt'ge Gruppe,
In Händen Lilienstengel,
Sahn von der Blende Kuppe
Aus Wolken still herab zwei Frauen-Engel,
Die zwei der drei sonst hoben über Mühe
Hinaus und über Mängel,
Die Engel: Beatrice und Sophie[4].

Und als ich um mich blickte,
Weil, meinem Sinn zu helle,

[1] „Gottverworren", soviel wie gottbegeistert zum Tiefsinnig-Dunklen. — [2] Laich bedeutet hier nicht die bestimmte unstrophische Gedichtform, die Wolfram nicht gebildet hat, sondern ganz allgemein die poetische Fassung. — [3] Er zeigt auf allen Bildnissen (seit Giotto) die große, hängende Lippe, die auch Boccaccios Beschreibung hervorhebt. — [4] Beatrice di Portinari, Dantes ideale Geliebte, seine Leiterin durch das „Paradies". Sophie von Kühn, die jugendliche Braut Novalis', der er nach ihrem frühen Scheiden die „Hymnen an die Nacht" nachsang.

Der Lichtstrom mich erdrückte,
Von dem das Aug' der Lehrerin die Quelle,
Bemerkt' ich, daß ich nicht allein vorhanden,
Nein, daß zu dieser Stelle
Noch andre Füße offnen Zugang fanden.

Du[1] lehnt'st am nächsten Pfeiler,
Gleich mir ehrfurchtbezwungen!
Anbetender Verweiler,
Wo wir dem Wesen sahn den Schein entsprungen.
Durch eine andre Tür warst du gekommen,
Von andrem Wunsch durchdrungen,
Ein Tempel aber hatt' uns aufgenommen.

Was ferner dort geschehen,
Das bleibt wohl unser Eigen,
Wenn der Verwandlung Wehen
Auch sonst des Tags Geburten an uns zeigen.
Doch still von unsrem Glück im Heiligtume!
Denn aus des Abgrunds Schweigen
Wächst dort geschloßnen Kelches jede Blume.

[1] Schnaase ist gemeint, von dem Immermann in einem Brief an Tieck schreibt: „Er war der erste, der von der Idee [des ‚Merlin'] erfuhr, und nahm auf eine Weise teil daran, ohne welche ich sie vielleicht nicht auszuführen vermocht hätte." Schnaases Teilnahme bestand indessen mehr in freundschaftlichem Interesse als in seelenverwandter Mitwirkung an Immermanns Werk.

Vorspiel.

Hohe Klippen und Landschaft. In der Ferne Gehöfte.

Satan und Luzifer auf den Klippen.

Luzifer.

Warum, du Fürst im finstern Land,
Hast du dich einsamlich verbannt
Von unsrem wilden, bunten Fest,
In dieses kahle Felsennest?
Du hängst, gleich einer dunkeln Wolke
Von Klippen in das platte Land;
Komm, Herr, zurück zu deinem Volke,
Das bittend mich zu dir gesandt!

Satan.

Bin ich der Fürst, hab' ich zu sorgen
Für unsres Reiches Dau'rbarkeit;
Das Volk denkt nur an heut' und morgen,
Der Herrscher denkt der ganzen Zeit.

Luzifer.

Wir sahn's, dich faßt' ein grimmig Leid,
Als bei des Sternes Helligkeit
Die Könige vom frühen Osten
Gekniet an jener Krippe Pfosten.
Der Stern, der Hüttendampf, die Lichter,
Gekrönte Stirnen, Schäfergesichter,
Die schöne Mutter, blau und rot,
Das Gold, das Stroh, der Glanz, die Not!

Es gab ein wunderlich Gemeng',
Die Farbe kam fast ins Gedräng',
Man merkt', hier war etwas geschehn,
Was alle Tage nicht zu sehn.
Wir Kleinen schauten lachend zu,
Die Brust zerschlugest, Großer, du,
Und stießest einen Seufzer aus,
Der unsren Scherz verkehrt' in Graus.
Seitdem nun wandelst du durch Wüsten,
Hockst unterm Samum beim Getier,
Wenn wir dich, deine Knechte, grüßten,
Tritt in das Aug' die Träne dir,
Vor der wir, gleich verzagten Zwergen,
Uns in den Eulenflügeln bergen.

Satan.

Wenn Satan weint, so hat er Grund.

Luzifer.

Tu' auf, o König, deinen Mund!
Dein Feuer ist es, was uns nährt,
Wir sind schon bleich und halbverzehrt.
Auf! Bleibe nicht in dir verschlossen,
Hast du nicht tausend Streitgenossen?

Satan.

Es bringen Millionen Milben
Nicht einen Kieselstein vom Ort;
Und aller Sprachen alle Silben
Sind noch kein einzig zeugend Wort. —
Was ein Tyrann in Güte sagt,
Das widerruft er, wenn es behagt;
Trotz dem Tyrannen, der nicht hält,
Was er in seinem Zorn gesprochen!
Er übergab mir diese Welt,
Sie steht; er hat den Eid gebrochen.

Luzifer.

Bracht' eine Jungfrau in die Wochen.
Seltsame Reise eines Gotts!
Wir hielten's wert nur unsres Spotts,
Für eines Greisen Grillenspiel.
Was ist darum zu sorgen viel?
Was kümmert uns der Torenschwank?

(Kirchengesang in der Ferne.)

Satan.

Die Antwort gibt dir dieser Sang.
Schließt, Felsen, euer steinern Tor,
Schnee, spreite dich als Decke vor,
Ihr Donner, brüllet rauhen Chor!
Schnee, Felsen, Donner, schützt mein Ohr!
O Erde, Tochter meiner Flammen,
Mußt du in Stöhnen rinnen zusammen?
Mein froh Metall, meine lichten Stein',
Soll euch der Pfaff am Rock entweihn?
O wilde Lust und Jugendbrunst,
O nackte Leiber, freche Kunst,
O Heldenzorn und Heldenstimm',
O todesherrlicher Königsgrimm:
Verjammert alles in stumpfes Ach,
In heil'ges, dumpfes Ungemach!
Weißt du es nun? Hast du's gewittert,
Warum dein Herrscher zürnt und zittert?
Der droben stand der Welt zu weit,
Er konnt' sie mit dem Arm nicht langen,
Die unergründ'te Schlauigkeit
Ist aber jetzt ins Fleisch gegangen[1].
Die Menschen führt der Mensch zum Streit,
Den Teufel hält der Gott gefangen!

[1] „Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns." Ev. Joh. 1, 14.

Luzifer.

Solang' in meinem Amt es glückt,
Ist der Triumph ihm noch zerstückt.
Solang' mein Sturm die Saaten knickt,
Solang' meine Flamm' um Scheuren zückt,
Solang' meine Flut den Deich erdrückt,
Solang' meine Pest in Krampf und Beulen brütet,
Sind vor des Paradieses Rückkehr wir behütet.

Satan.

Und was hast du mit Sturm, Flamm', Flut und Pest geschafft,
Bleibt aufrecht stehn des Menschen geist'ge Kraft?
Ich sage dir: Es fällt ein Schimmer
In unsre Schöpfung und beleuchtet Trümmer!
Kannst du sie nicht mit unsren Mitteln treiben,
Was wird uns bleiben?
Was schafft'st du heut'?

Luzifer.

Ich traf Tiberias[1]
Mit Hunger, Kummer, Dürre, Mausefraß.

Satan.

Und hörst, sie singen Lob- und Dankeslieder:
„Der Herr hat es gegeben, nahm es wieder"[2].
Und siehst, sie wall'n im Tal zu jenes Preis,
Dem nicht die Hölle[3] war zu schwarz und heiß,
Der bis zum Ungeheu'r-gegürteten Kreise drang,
Und über Eden selbst die Fahne schwang.
Nun, Phosphoros[4], du schweigst?

Luzifer.

Was soll ich sagen?

---

[1] Galiläische Stadt am See Genezareth. — [2] Umschreibung von Hiob 1, 21. — [3] Bezieht sich auf Christi Höllenfahrt, unter Anlehnung an den Eingang des Schlegelschen „Merlin": „Der böse Feind war sehr ergrimmt und voller Zorn, als unser Heiland Jesus Christus zur Hölle hinabgestiegen war und daraus Adam und Eva erlöste samt allen, die mit ihnen in der Hölle waren." — [4] Der griechische Name Phosphoros bedeutet ebenso wie der lateinische Lucifer: Lichtträger.

Den Titan hast du selbst in mir erschlagen. —
Denn es ist wahr, es geht ein Fächeln
Auflösend übers Erdenrund,
Mit süßem, frischem, mildem Lächeln
Beschwören sie den neuen Bund.
Die alten Jubelklänge dehnen
Sich aus in feierliche Weisen,
Die Steine selbst ergreift ein Sehnen,
Zum Himmel leicht empor zu reisen.
Die Pforte reckt sich auf als Bogengang,
Um droben zu vernehmen hold Gerüchte;
Die kurze Säule wächst zum Pfeiler, schlank,
Und trägt, ein Baum, granitne Blumen, Früchte![1]

Satan.

Da mein Vasalle singt und schwärmt,
Wer wird's den Menschen noch verdenken!

Luzifer.

O Herr, ich weiß, ich bin zu lenken
Zu leicht vom Pfad, bin rasch erwärmt.
Du bist der ewig Fest' und Stäte,
Ich spiel' als Luft und Feu'r um alles,
Und seit dem großen Tag des Falles
Ich nur mit irrem Fuß auftrete.
Doch nahm ich auch den Eindruck an
Gedankenlos in meiner Bahn,
Ein Wort von dir in mir doch trifft
Des Innern urlebend'ge Schrift.
Sieh mich beschämt und reuevoll,
Sprich, was ich muß, sag', was ich soll?
Ist, großer Meister, unsre Zeit zu Ende,
So gib es tapfer kund,
Und glaub', daß keiner sich der Deinen wende

[1] Die gotische Baukunst in ihren charakteristischen Unterschieden von der antiken; vgl. V. 92 ff.

Vom alten Bund!
Laß unsre Arm' uns ineinander schlingen!
Was wandelbar, mag er bezwingen,
Am Lichte funkle seines Lichtes Pracht,
Doch wir verschmähn's und murren in der Nacht!

Satan.

Wenn unsre Sache schon verloren wäre,
So wisse du; ich hätte stolz geschwiegen,
Und wär' mit meiner Ehre stumm gestiegen
Ins Letzte, Tiefste, in die große Leere;
Und da die Welt nur ruht auf meiner Schwere,
So wäre sie mir wohl gefolgt die Stiegen,
Und seine Posse hätte dann, die hehre,
Gehaltlos in den Lüften können fliegen! —
Ich hab' gezürnt, hab's offenbart,
Das Wort bei mir zur Tat stäts ward,
Lang' war es schon in mir gestaltet,
Und dies Gespräch hat es entfaltet.
Erst schwankt die Gerte, dann wird sie steif,
Ich kocht' es in mir selber reif.
Siehst du den Hof?

Luzifer.

Den großen drunten?
Das Haus scheint unter Ziegeln, bunten,
Es schauet aus den Fenstern, blank.
Geräum'ge Ställe ziehn entlang
Dem Platz, die frohbemalten Mauern,
Und alles ist gebaut zum Dauern.
Der Born, gefaßt von Marmelstein,
Gibt Wasser, kalt, krystallenrein,
Im Eimer schöpfen's Magd und Knecht,
Rüstig und reinlich, schlecht und recht.
Sie tragen's hin, sie geben's der Herde,

Die schimmert, die brüllt mit lust'ger Gebärde,
Und rings um Hauses und Stalles Segen
Ist zartes, lockres Land gelegen,
Beschattet von des Gedeihens Wucht:
Am Zweig die Frucht, am Boden die Frucht!
Da ist ein rechtes Wohlbefinden
Ringsum gebreitet nach allen Winden.
Das steht, als könn' es nicht vergehn,
Man müßt' doch einmal dazu sehn!
Jetzt tritt ein stattlicher Mann in die Tür,
Er blickt aus sanften Augen herfür.

Satan.

Des Hauses Besitzer ist der Mann,
Dem neuen Glauben zugetan.
Er ist von allen Zweifeln geschieden,
Ganz rund und in sich selbst zufrieden.

Luzifer.

Bei unsrem Trotz! Welch neues Bild!
Zum Alten tritt ein Mägdlein, mild.
Die schönste Jungfrau, die ich sah
Auf meinen Zügen, hie und da!
Die Stirn tut so in Unschuld scheinen,
Daß ich mich schäme fast der meinen.
Der goldnen Locken liebes Licht
Verklärt das Milch- und Blutgesicht;
Jetzt drückt sie auf die Hand des Alten
Die Lippen, weich und rot gespalten.

Satan.

Sie ist die Tochter dieses Reichen,
An Reizen mag ihr keine gleichen.
Sie ist mit Sittsamkeit geziert,
Von keinem Traume noch berührt.

Luzifer.

Sie geht mit leichtem, kleinem Schritt
Der Vater gibt ihr den Segen mit.

Satan.

Zur Wüste geht sie, zum Eremiten,
Ich werd' ihr gleich den Gruß entbieten.
Ich will...

Luzifer.

Was willst? — Was wirst du tun?
Du schweigst. O Herr, warum schwebt's nun
Auf einmal, gleich 'nem düstern Rauch,
Vor deinem großen, strahlenden Aug'?

Satan (gen Himmel dräuend).

Daß uns nichts bleibt als nachzuäffen!
Er hat das Erfinden, hat das Treffen.
Doch was ihm glückt', kann uns gelingen,
Wir wollen uns, wie Er, verjüngen.
Er war zu schwach, sie nach sich zu ziehn,
Da schuf er den Sohn, jetzt kennen sie ihn.
Der Mensch hat mit ihnen gelebt und gelitten,
In die Göttlichkeit ist er zurück dann geschritten.
Der Weg ist gewiesen, bezeichnet die Bahn,
Und alle vermögen, was Einer getan.
So wollen wir gleichfalls uns zeugen den Erben,
Der Mensch ist nur durch den Menschen zu werben.

Luzifer.

Soll ich mit sausenden, brausenden Plagen
Haus, Feld, Herde und Leiber schlagen?
Soll ich den Boden dir rotten in Angst und in Blut,
Darin gedeiht unsre Brut?

Satan.

Du sollst das lassen!
Des Bettlers Prassen

Ziemet mir nicht.
Ein König spricht,
Was dann geschicht.

Luzifer.

Soll ich mit lüsternem Flüstern umsäuseln
Dieser Maid unschuldige Brust?
Soll ich vor ihr heuchelnd und schmeichelnd kräuseln
Schemen der Lust?
Soll ich, sie rührend, verführend, leihen und weihn
Sein und Schein?

Satan.

Ich muß es verneinen.
Laß das den Kleinen,
Kleinlich bemüht
Um schwaches Gemüt,
Krankes, verworr'nes Geblüt!
Ich bin der Herrscher, und bin ich es noch,
Lock' ich nicht, zwing' ich das Opfer ins Joch.
Fleuch du zurück, versammle meinen Reigen,
Und setzt euch um den Thron auf erzne Stühle;
Laßt euren Sinn zu den Gedanken neigen,
Vor denen ihm selbst wird im Himmel schwüle!
Denkt die Verdammnis, denkt, was wir verloren,
Denkt, was aus unsrem Schlund emporgegoren,
Denkt, was mißlang, zersprang, verkam und wich:
So harrt auf mich!

(Sie verschwinden.)

Wüste. Höhleneingänge.

Candida. Placidus.

Placidus.

Hätt' ich dich heut' doch nicht erhofft,
Mein frommes Kind, du kamst zwar oft,

Ein flinkes Wüstentäubelein,
Und bracht'st in deinem lieben Munde
Von draußen mir gelinde Kunde;
So mocht' ich hier und draußen sein.
Doch heut' ist's spät. Die Sonne glühet
Schon rot, und lange Schatten ziehet
Der kleine Tamariskenstrauch
Weit übern Sand im Abendrauch.
Schon flieht die Antilope wild,
Weil fern der Löw' im Lager brüllt,
Der Schakal steht auf jenen Hügeln,
Heim reist der Strauß mit Ruderflügeln.
Die Balsamstaude schickt den Duft,
Ihr Schlummeropfer, in die Luft,
Capella[1] fängt schon an zu funkeln,
Wie find'st den Rückweg du im Dunkeln?

Candida.

Meine Ruhstatt wollt' ich finden hier.

Placidus.

Hier in der Öde, Kind, bei mir?

Candida.

Bei deiner Höhle liegt die zweite,
Gedeckt von Stauden, Felsgebreite.
Herberge drin der Wandrer find't,
Herberge heute drin dein Kind.

Placidus.

Du Närrchen, welch ein Scherz ist das?
Ei, ruh' in deinem weichen Bette.

Candida.

Ich hab' mir lang' gewünschet das

[1] Capella (latein. = Ziege). Ein Sternbild, benannt nach der Ziege Amaltheia, von der Zeus als Kind gesäugt wurde.

O daß die Rast ich immer hätte!
Mein Kämmerlein ist dumpf und klein,
Der Sterne Licht fällt nicht hinein,
Hier ist es weit, hier ist es groß,
Der Himmel liegt dem Auge bloß,
Zu Haus ein jeder reden will,
Die Wüste weiß zu horchen still.

Placidus.

Was wird der Vater dazu sagen?

Candida.

Der hat es mir nicht abgeschlagen.
Ich bat ihn drum, weil er heut' Fest
Mit seinen Freunden hält in Freuden,
Er weiß es schon, ich kann's nicht leiden.

Placidus.

Sind denn so wild bei euch die Gäst'?

Candida.

Das sind sie nicht, sie reden munter,
Doch geht's deshalb im Haus nicht bunter.
Hast du die Schnecke wohl betrachtet?
Sie ist ein Tierchen, sehr verachtet;
Ich sah sie stäts mit Freuden an,
Sie lehrt uns, was man soll und kann.
Du magst sie noch so leis berühren,
Sie wird es auf der Stelle spüren;
Sie scheut sich, bebt recht inniglich,
Und schmiegt sich, zart, verschämt in sich.

Placidus.

Die Schneck' ist wohl ein gutes Tier,
Doch andres Gleichnis lehrt sie dir.
Der Schnecke Häuslein ist nur schwach,
Es schirmt vor keinem Ungemach.

Der kleinste Knabe schlägt's zu Stücken,
Der kleinste Vogel kann's zerpicken.
Mein liebes Kind, du bist so jung,
Du wirst noch manches sehn und hören.
Noch Schlimmres als des Gastmahls Prunk
Darf deine Seele nicht verstören.
Die Welt ist da, und wir sind drin;
Wir müssen durch das Leben hin.
Wir sollen Hand und Fuß ihm geben,
Nicht schneckengleich am Boden kleben.

Candida.

Und du hast dich doch selbst geweiht,
Mein Vater, ernster Einsamkeit.

Placidus.

Auf meiner Scheitel sechzig Jahre,
Auf deinen Wangen sechzehn Lenze,
Auf meinem Haupte keine Haare,
Um deine Schläf' der Locken Kränze!
Dem Krieger Recht zur Ruh' erwarben
Die kümmerlich geheilten Wunden;
Die Falten meiner Stirn sind Narben,
So ich in manchem Strauß gefunden.

Candida.

Ist dir's so übel denn ergangen?

Placidus.

Laß das, mein Kind, es ist vergangen.

Candida.

Wie mitten in der sand'gen Fläche
Das grüne, frohe Plätzchen liegt!
Hier sprießen Blumen, quellen Bäche,
Und rings der Staub, der taube, fliegt.

Placidus.

Sie sagen, einst war die Wüste Meer,
Eilande aber die Oasen!
Da wich in die Ferne das große Meer,
Und stehen blieben die kleinen Oasen.
In ewiger Wandlung ist das Ungemein.,
Und am Orte bleibt nur das Geringe, das Kleine.
Drum sind die Menschen auch immer sie;
Die Schiffe fahren nun weit von hie,
Aber mit andrem Schiffe reist
Jetzt des Menschen nimmermüßiger Geist.
Durch der Einöde weiße Rippen,
Durch die meilengedehnten, heißen Klippen
Schreitet der Kamele schlurrender Zug,
Die War' auf dem Rücken, zu Handel und Trug.
Die Tiere schrein, sehn sie die Siedelei,
Und dann hält's hier, trinkt's, und dann zieht's vorbei.

Candida.

Dein Gärtlein ganz von Lilien blinkt,
Hast du die Lilien so lieb?

Placidus.

Ich habe zu ihnen rechten Trieb.
Die schöne Blume wiegt und schwingt
Sich auf dem Halme, wundereigen,
Im Kelch ist so ein heil'ges Schweigen.
Man kann sie nicht zu Kränzen binden,
Wie Rosen, dann ist's um sie getan,
Doch nachts ob ihrem Kelche zünden
Sich feine, leichte Flämmchen an. —
's ist Abend, und schon näßt der Tau;
Da du es, Candida, beschlossen,
Rüst' ich dir in der Höhle Bau
Das Lager von Moos und Kräutersprossen.

(Ab.)

Candida.

O daß ich schwebte auf dem Stengel
Die leichte, luftgenährte Blume!
Daß meine Seel', ein spiel'nder Engel,
Aufflammte zu des Kelches Ruhme!

O daß den Fuß mir nicht mehr drückte
Die rauhe, kieselharte Erde!
O daß mein Auge nicht mehr blickte
Auf Scherz und Schmerz, Lust und Beschwerde!

(Satan tritt ein.)

Satan.

Ich grüß' dich, Jungfrau, mit des Eifers Gruß.

Candida.

Wer bist du Ungetüm?

Satan.

Der Herr vom Muß.
Bald wirst du mehr von meinen Taten wissen,
Im Sklavendienst für ein gewalt'ges Müssen.

Candida.

Ich weiß von dir und deinen Taten nichts,
Entsetzlich Scheusal schrecklichen Gesichts.
Ja wachse nur! Frech wachse bis zum Monde,
Wir fürchten nicht mehr dich, nicht deine Frohnde!

Satan.

Ich bin der König, und du bist die Magd;
Und deine Blüte meinem Gaumen behagt.

Candida.

Ich bin die Magd des Herrn, und in dem Bade
Des Jordans fand ich eines andern Gnade.

Satan.

Dies Wasser trocknet ab mein siegend Feu'r.

Candida.

Weich', du blasphemisch Ungeheu'r!

Satan.

Ich könnte mich in bunten Kleidern schwingen,
Gelieh'ne Bitten lassen dir erklingen.
Doch rauh und ungestüm, gekleidet schlecht,
So wirbt der Herr, denn das ist Herrenrecht.
Drum durch den Dampf des Rachens ruf' ich dir:
Vor morgen frühe schon gehorchst du mir.
Denn weil du schön und lieblich, keusch und rein,
Drum eben sollst du meine Buhle sein!
Noch bist du Maid, doch morgen bist du Weib,
Und Satan segnet dich an deinem Leib. —
Auf, brodle, Naphtha, aus der Tiefe Schatz!
Auch wir bezeichnen der Verkünd'gung Platz.

(Eine Flamme aus dem Boden. Satan verschwindet.)

Candida

War dies ein Traum?
Nein, hier geschah's! — Noch glaub' ich's kaum.
Hier stand er, brannt' er, schrie vor Wut,
Daß deine Kinder, o mein Heiland, wurden gut!

Placidus

(tritt ein).

Nun, Candida!

Candida.

O Vater!

Placidus.

Was ist? Verwandelt glänzt die Wang'

Candida.

Glänzt sie? Nun denn! ...

Placidus.

Ward dir alleine hier so bang?

Candida.

Ich hab' die Bangigkeit
Weit weg gebannet,

Mich hat die Herrlichkeit
Hoch überspannet!

Placidus.

Das Lager ist fertig, zur Ruh' zu gehn,
Diese Worte kann ich nicht verstehn

Candida.

Weil dir verschlossen ist
Der Schrein der Tugend!
Trat nicht zu Jesu Christ
Der Feind versuchend?

Placidus.

Hilf Herr! Was soll das wilde Singen
Von den geheimnisvollsten Dingen?

Candida.

Die Jungfrau steht im Schutz
Der höchsten Mächte,
Drob schäumt voll nicht'gem Trutz
Der Uralt-Schlechte!
Weissagung geht herfür
Aus Jungfrau'n-Munde,
Einhorn, das flücht'ge Tier,
Folgt, gleich dem Hunde;
Das Boot versinket nicht
Darin sie fähret;
Sündern wird, die sie spricht,
Verzeihn gewähret.

Placidus.

Bitt' selber, daß dir werde verziehn.
All', was wir haben, ist geliehn,
Und brauchen wir's wie unser Eigen
Wird sich der rechte Besitzer zeigen.
Dem Hochmut folgt sogleich die Straf',
Gut' Nacht! Beschirmet sei dein Schlaf.

(Ab.)

Candida.

Stäts wird den Geistern, scheu,
Das Wunder fehlen,
Doch ewig zeugt sich's neu
Den heil'gen Seelen!
Fällt nicht ein Licht herab
Auf meine Scheitel?
Öffne dich, süßes Grab!
Die Erd' ist eitel.

(Sie geht in die Höhle.)

Satan (tritt ein).

Mit Fehlern macht man mir zu schaffen viel,
Doch reinste Reinheit ist mir nur ein Spiel.

(Er blickt zur Höhle.)

Schlafend? Sie hält die Hände klein gefalten.
Trennt euch! So! Dieser Zauber wär' gespalten.
Im Taumel schlug sie nicht einmal das Kreuz,
Wehrlos Gewand beschützt wehrlosen Reiz.
Fall ab, Gewand, wie Zunder! Herb, frisch, kalt
Erscheinest du, jungfräuliche Gestalt!
Verbrauchtes Land gebieret nur den Zweifel,
In unberührter Erde wirkt der Teufel.
Fließt, Nebel, aus der fahlen Wolke Riß,
Und deckt dies große Werk der Finsternis!

(Nacht und Nebel, die die ganze Gegend bedecken.)

Kirchengesang (in der Ferne).[1]

O sanctissima.
O piissima,
Dulcis virgo Maria!
Mater amata,
Intemerata,
Ora, Ora pro nobis!

(Die Nebel fallen. Morgen.)

[1] „O du heiligste, o du frömmste, süße Jungfrau Maria! Geliebte Mutter, unbefleckte, bitte, bitte für uns!" — Dieser bekannte, alte lateinische Kirchengesang ist in Herders „Volksliedern" als sizilianisches Fischerlied bezeichnet.

Placidus

(tritt aus seiner Höhle. Er trägt Lilien in der Hand).

Die Nacht war wild und träumerisch,
Gottlob, da lacht der Morgen frisch!
Ein dichter Nebel, die Aussicht hemmend,
Lag um die Höhlen, giftbeklemmend.
Ich hab' mein Lager so bereitet,
Daß es von West nach Ost sich breitet,
Damit der Sonne jüngstes Licht
Mir fällt sogleich ins Angesicht;
Heut' sah ich nicht das erste Feu'r,
Die Dünste webten einen Schlei'r.
Ich hatte einen bösen Schlummer,
Mir träumte von der Jugend Kummer,
Und alte Schuld, die längst verblich,
Hob ihren Finger gegen mich.
Da ist es mir denn nun vergolten,
Wie hab' ich nicht das Kind gescholten,
Statt geistlich mit ihr durchzuwachen,
Mild, mildes Licht ihr anzufachen!
Wir sind denn leider einmal so;
Wir dünken uns auf dem Berge froh,
Und unser höchstes, größtes Bezeigen
Ist nur ein stätes, mühsel'ges Steigen. —

(Er betrachtet die Lilien.)

Die armen Lilien hat der Wind
Auch abgebrochen über Nacht;
Es blüht die Lilie auf geschwind,
Geschwinder hat's der Wind gemacht.
Die allgemeine Zerstörung trifft
Die Segensblume, die Blume voll Gift!

Candidas Stimme.

Wehe! Wehe! Ach mir Armen! Hölle, sind das deine Wehen?
Ach, was ist, was ist, o Grausen! dem zertret'nen Wurm geschehen?

Placidus.

Welche Töne! Welche Stimme! Rufte dort nicht Candida?

Candida (tritt auf).

Weiche, Gott, in deine Tiefen! Nur der Teufel bleib' uns nah'!

Placidus.

Heilige des Himmels! Törin! bist du rasend und besessen?

Candida.

Miß das Menschliche! Ich aber will mich an mir selbst ermessen.

Placidus.

Was ist denn geschehn?

Candida.

Ich weiß nicht! Aber du, du wisse das:
Diese Erd' ist nicht von Erde! Dieser Boden ist von Glas;
Und ich schaue durch zum Abgrund! Und da sitzt ein tapfrer Riese
Auf dem Thron, erbaut von Schmerzen, in der ew'gen Qualenwiese,
Und die düstern Helden sitzen ringsumher auf Stuhl und Bank,
Und die Hölle singt dem Kön'ge einen schönen Lobgesang!
Und die Mauer seh' ich ragen von jahrtausend alten Sünden,
Und zahllose Seufzer wehen, die nicht konnten Ruhe finden.
Dieses herrliche Gebiete schließet ein der Strom der Greu'l,
Im Unendlichen dann ball'n sich ungeborne Sündenknäu'l.
Deine Frevel, alter Heuchler, mehren auch der Tiefe Schätze,
Denn ich seh' sie, und du glaub' es, denn dir sagt es eine Metze!
Warum trägst du diese Lilien? Tote Furienangesichter,
Wollt ihr spotten? Ich zertret' euch, leichenernste Sittenrichter!

(Sie entreißt ihm die Lilien und zertritt sie.)

Fluch dem Himmel! Fluch der Erde! Allem Fluch, was Leben heißt!
Du allein, mein starker Bräut'gam, sei gelobet, sei gepreist!

Placidus.

Ewiger, mein Mund verstummet. Du erkennest deine Wege,
Und du weißt, was ich anbetend stumm zu deinen Füßen lege.

Candida.

Ich zerbrech' in meinem Jammer, doch die Stücke kittet neu
Lust an dem, was ich erlitten, und zur Wonne wird die Reu'!
Hätt' ich mich noch selber, gäb' ich wieder doch mich so verloren,
Aber freilich wünscht' ich lieber, daß ich nimmer wär' geboren!
Gibt es nichts denn, was mich festhält in dem weiten Ring der Zeit?
Ach, die Träne! Ja, du Träne! letzter Freund der Sterblichkeit!
O so fließet, meine Tränen! sendet, meine Augen, sendet
Aus das ungeheure Elend in den Bach, der nimmer endet!
Löst euch, meine jungen Glieder! Werdet Zähren, Fleisch und Bein!
Ach, vielleicht sind dieses Wassers Fluten wieder klar und rein.
Wenn die Seele, abgewaschen, in die Flut dann niedersinket,
Ist's ein See, der in dem Tale zwischen Halmen glänzt und blinket,
Und die Wogen fragen schüchtern dann zum Himmel auf, dem blau'n:
Willst du dein geliebtes Antlitz bald in meinem Spiegel schau'n?

Der Gral.

Britannien. Felsenschlucht.

Placidus (tritt ein).

Hier ist die Spur, der Ruf hallt in den Wind!
Der Sturzbach hemmt mit Rauschen meine Füße.
Wenn ihm ein Leid in dieser Schlucht zustieße ...
Merlin! Antwort' mir, Unglückskind.

Merlins Gesang.

Daß, wer dies Denkmal findet, fromm und scheu
Sich wende talhinab!
Und du, o grüne, düftevolle Linde, streu'
All deine Blüten auf das Grab!

Placidus.

Sein tiefer Ton, sein Waldgesang!
Er lebt, nun ist mir nicht mehr bang.
Heimlich, wie all sein Wesen sich stellt,
Schafft er wohl, was er mir will verbergen,
Er kehrt zu mir, wann es ihm gefällt,
Ich erwart' ihn zwischen den Bergen.
(Er setzt sich auf eine Klippe.)

Merlins Gesang.

Ans Leben trugst du mich im reinen Schoß,
Und alles gabst du mir,
Ich wölbe dir die Höhle schwarz und groß,
Nichts andres kann ich geben dir.

Placidus.

Von seiner Mutter singt er.

Merlins Gesang.

Letzt Lebewohl, ich hauch's dir durch die Kluft
In stillen Tränen zu,
Der Stein verschließe nun der Mutter Gruft,
Bis zu der Auferstehung schlummre du!

Placidus.

Wie wird dies Wirrsal sich entwirren?
Was ist die Wahrheit? Wo beginnt das Irren?
Ich glaubte, meines Lebens Knäu'l
Sei endlich friedlich abgesponnen,
Da reißt's mich an das Licht der Sonnen
Durch unverstand'ne Greu'l!
So duckt der Vogel, wenn der Tag vorbei,
Sich im Gemäu'r, dort still das Aug' zu schließen,
Doch grausam weht aus seinem Sorgenfrei
Der Sturm ihn in des Wetters Gießen.

War jenes Mägdlein nicht ein Bild
Der süßen Unschuld, Reinheit, Güte?
Hat dennoch ekle Lust gestillt
In dem verdorbenen Geblüte.
Warum erschufst du frei das Gesicht,
Ist es der Spiegel der Seele nicht?
Das Tier hegt seiner Triebe Scham,
Drum senkt's den Kopf vor Scheu und Gram;
Zum Himmel wirft die Lasterstirne
Der Bub' empor, die freche Dirne.

Seit solche Wangen mir das zuleide
Getan, hab' ich an keinem Freude,
In jedem biedern, freundlichen Ton
Hör' ich des Diebes, des Mörders Hohn;

Der gradeste, treuste Blick
Strahlt mir den Kuppler und Fälscher zurück.
Gott selber dem Menschen ganz verschwindet,
Wenn einer sich im andern nicht findet;
Groß ist der Fluch über Adams Samen,
Wer kann ihn wenden? Christ helf' uns! Amen!

Die Arme trug im Wüstenhaus
Die Frucht der Sünd' und Schmerzen aus,
Sie rang bei Tag die Hände wund,
Irr'reden nächtens führt' ihr Mund.
Ich fragte sie, ich drang in sie:
Umsonst, den Schänder nannt' sie nie.
So kam die Zeit gemach heran,
Da hat sie sich zur Reu' betan,
Ihr Sinn ward sanft, sie betet' brünstig,
Fleht', daß die Gnad' ihr werde günstig,
Und hat im Brot auf frommes Verlangen
Den Leib, der für uns litt, empfangen.

Die Wehemutter zu rufen her,
Verbot sie mir, weil nach dem Geist,
Nicht nach dem Fleische sie gebär',
Hat laut in Qualen den Herrn gepreist.
Die Not der Kreisenden war groß,
Ich nahm's von dem zerrißnen Schoß.
Es schlug die Augen auf, da ließ
Ich's fast vor Schreck zu Boden sinken,
Wie aus des Abgrunds unterstem Verließ
Die hellen Grubenfackeln blinken,
So sahn aus bodenloser Tiefe diese Lichter,
„Ist er", rief ich, „der letzte Richter?"
Ich konnt' bei ihrem Blitzen lesen,
Was vor Jahrtausenden gewesen,
Das Sonst, das Jetzt, der Zukunft Gabe,

Und weltenalt schien mir der Knabe.
Er brachte Zähne mit und trank
Der Mutter Brust nicht; all sein Drang
War nach der Taufe. So taust' ich ihn,
Wie er mir selbst befahl: Merlin.

Drauf wollten Candidam sie stein'gen,
Das Kind erlöst' sie von den Pein'gern,
Sprach wunderbarer Weisheit Wort,
Der Richter ging verlegen fort,
Doch sannen heimlich sie auf Mord.
Er sei ein Wechselbalg, und gut
Sei's, zu ertränken solche Höllenbrut.
Die Drohung mich erschreckte so,
Daß ich mit ihm über Meer entfloh
Ins Reich Britannien, wo im Wald
Wir wählten geheimen Aufenthalt.
Da frag' ich nun die grünen Baumeswipfel,
Den Rieselquell, der ernsten Felsen Gipfel,
Da frag' ich Erde, Wasser, Licht und Wind:
Wer ist das Kind?

Merlin
(tritt ein).

Dein treuer Pflegesohn.

Placidus.

Merlin! Wie hast du mich erschreckt!
Quer durch das Tal der Fluß sich streckt,
Trägt dich die Woge?

Merlin (zurückblickend).

Fließt sie hinter mir schon?
Da schäumt es — ja! Den Brückensteg
Wollt' ich suchen und schlich in Gedanken den Weg.
Ich habe nicht an die Flut gedacht,
Da hat die Flut mir Platz gemacht.

Placidus.

Ich suchte dich in Angst und Pein.

Merlin (kniet).

Fehlt' ich, will ich gezüchtigt sein.

Placidus.

Du auf den Knien vor mir? Verspott'st du mich?
Versuchst du mich, ob mich der Stolz berückte?
Steh auf! Das ist, als wenn der Himmel sich
Vor einem Erdenkloße bückte!

Merlin.

Ich weiß nicht, was du meinst, und treff' es nie.
Mir ist das Haar auf deinem Haupte teuer,
Ich liebe dich, du wirst nur täglich scheuer,
Ich kränke dich und fasse doch nicht: wie?
Jüngst, als der Bär in unsre Höhle tappte,
Du schlummernd lagst, er nach dir schnappte,
Ich ihn besprach, er brummend in die Pfoten schaut',
Du wachtest auf und schlugest, weil dir graut' —
Ein Kreuz vor mir, nicht vor dem Bären.
So sprich doch, meine Pflichten mich zu lehren.

Placidus.

Du trägst in deiner kleinen Brust mein Herz,
Ein süßer, schmeichlerischer Dieb, von dannen.
Ich möchte dich mit strengem Spruch verbannen,
Doch wär's mein größter Schmerz.
Mit Not und Sorge hab' ich dich erworben,
Wollt', ich wär', ohne dich zu sehn, gestorben.

Merlin.

Vielleicht erblickst mich bald nicht mehr.
In dieser Nacht erglänzt der Mond gefüllet,
Der zweiten Dunkel schon verbirgt ihn schwer,
Und lange dau'rt's, bis er sich neu enthüllet!

Doch wollen wir mit Trau'r und Grämen
Der letzten Stund' ihr frohes Recht nicht nehmen.
Sieh, Greis, mein Werk!

Placidus.

Welch Werk?

Merlin.

Steh auf!
Du kannst's erblicken durch die Schlucht!

Placidus.

Welch ein gewalt'ger Felsenhauf'!
Kam ein Komet zur Erd' herab?

Merlin.

Er ist nur meiner Mutter Grab,
Der Riese hat die Steine gesucht.
Ich ging zu ihm gen Schadlimort[1]
Und wandt' an ihn ein gutes Wort,
Da schleppt' er Block auf Block herbei.
Nun steht es groß und stolz und frei,
Und sagt den allerspätsten Jahren,
Wie dieser Zeiten Kräfte waren.

Placidus.

Mir schwindelt, seh' ich da hinan!
Die ungeheure Steinelast,
Und Quader auf Quader abgepaßt!
Furchtbares Kind, was hast du getan?
Der Mutter Leib, er modert ferne,
Wer bracht' ihn her?

Merlin.

Der Schiffer, gerne.
Mit Narden und Myrrhen balsamiert,
Hat er den Leichnam hergeführt.

[1] Schâtel le mort, Burg des Todes.

Fand sie wohl in dem Boden Schlummer,
Der ihre Schmach und Verzweiflung getragen?
Immer trat zu mir voll Kummer
Der arme Geist und hauchte seine Klagen.
Nun ward sie des heitern Britanniens Gast,
Unter Klee und Rosen ist liebliche Rast.

Placidus.

Hinweg! Du übtest verbotne Kunst!

Merlin.

Bei jenem reinem Blau, du tust mir weh,
Brauch' ich zu betteln denn von fremder Gunst?

Hätt' ich ersucht die Wolk' in luft'ger Höh'
Sie hätte sich von mir bewegen lassen
Und mit dem Mantel, mit dem regennassen,
Im heil'gen Land zur Erde sich gelassen,
In Arm genommen meiner Mutter Staub
Und über Meer gebracht den teuren Raub!

Und hätt' ich zu dem Fels gesprochen: „Fels,
Steh auf! Aus deinem moos'gen Bett dich wälz'!".
Der Felsen hätt' gehorcht des Kindes Stimme,
Sich losgewunden murr'nd mit stillem Grimme,
Gespalten sich in rund', viereckte Trümme[1],
Wund, wie unzeit'ge Frucht am Tagesstrahl,
Sich qualvoll selbst gefügt zu jenem Mal!

Allein die Wolken sind bestellt, zu wanken,
Gleichgültig hoch, wie ruhige Gedanken.
Und alles rege sich! Nur nicht der Stein,
Der lockern Erde haftendes Gebein!
Uns ward das Wort, der Bitte Kraft verliehn,
Was Gott geordnet, ändert nicht Merlin.

[1] Nur mundartlich gebrauchter, Immermann geläufiger Plural zu Trumm, der z. B. auch im „Münchhausen" vorkommt.

Placidus.

Wer ist Merlin? Verkünd' es!

Merlin.

Sterbliche Hülle vaterlosen Kindes,
Die arme Waise Himmels und der Erden,
Unsel'ges Fertigsein und Nimmerwerden,
Vom weichen Öl der Schwäche nie gelindert,
Von Liebe nicht befeu'rt, vom Hasse nicht gehindert!

Placidus.

Das sind nur Klänge ohne wahren Sinn.

Merlin.

Der droben nimmt sie wohl als Beichte hin,
Und noch jemand faßt ihre Dunkelheiten,
Für Menschen kann ich es nicht zubereiten. —
Trägst du den Griffel bei dir? Pergament?

Placidus.

Stäts, wo du bist.

Merlin.

Ich habe dir gegönnt
Den Blick in den Zusammenhang der Dinge.
Von außen tasten sie umher am Ringe,
Wer aber dir und deiner Kunde traut,
Der hat ins Zentrum klar hineingeschaut.
Vom Anbeginn der Zeit, der Kön'ge Tun,
Wie es gewesen, nicht wie es sich zeigte,
Was insgeheim zum Fall die Reiche neigte,
Die Keime, die in letzter Hütte ruhn,
Des Kleinen Tugend und des Großen Sünde,
Der unerhört'sten Taten stillste Gründe,
Das Mark der Weltgeschichte spendet' ich
Dir Frommen, Treuen! Wenn der Glaub' entwich
An Seel' und Leben, und die Schriftgelehrten
Staub über Staub von dürrer Rinde kehrten,

Mit Namen, Zahlen, hohlem Schall sich brüsten,
Dann wird die Dürstenden nach frischem Trunk gelüsten,
Dann fließen Merlins Sagen wie der Saft,
Den Lenzeswehen in der Birke schafft,
Wenn allen Schnee der Boden aufgeküßt,
Pfingstvogel[1] ruft, Eichhorn mit spitzem Ohr
Vom Baume lauscht, was drunten gehe vor,
Wo mit Schalmei der Hirt sein Mädchen grüßt.
Wie weit hab' ich erzählt?

Placidus.

Bis zu den Tagen,
In denen Christ sein Todeskreuz getragen.

Merlin.

Vernimm vom Grale[2] das Mysterium.

Placidus.

Was ist der Gral?

Merlin.

Des Menschensohnes Blut.
„Sanguis realis"[3], so verkehrt,
Wie es der Mund des Volks gewöhnlich tut.
Die Kunde ward schon lange stumm,
Von mir wird sie euch wieder gelehrt.

(Placidus zieht Pergament und Griffel hervor, setzt sich und schreibt. Merlin spricht:)

In der Nacht des Schreckens, welche
Sah den Verrat des Bösen,
Griff er zum Wein im Kelche,

[1] Der Pirol. — [2] Gral (vom altfranzös. graal, greal, aus dem latein. cratalis) bezeichnet nach der mittelalterlichen Sage die Schüssel, in die Jesus beim letzten Abendmahl den Bissen tauchte, als Judas ihn verraten wollte (Ev. Matth. 26, 23); man schrieb jener daher später als einem Symbol des Erlösers die Kraft zu, durch ihre Gegenwart die Reinen von den Unreinen zu scheiden. Die Frage, „Was ist denn der Gral?" wirft Immermann später noch einmal in einem Briefe an Dr. Deycks vom 29. Juni 1836 auf, wo er fortfährt: „Ist es der reinste, höchste Gott, ist es der schlichte Erlöser? Oder ist er nicht viel mehr die Magie des Christentums, sein gnostisches Element, also das Getrübte, Abgewichene, Verfärbte?" — [3] Die Ableitung aus sanguis realis (wahres Blut) ist irrig und aufgegeben.

Sprach: „Dies mein Blut wird euch von Schuld erlösen,
Nehmt, trinket, darin wohnt ein neu Vermächtnis,
Was war, das ist gewesen,
Und alle Zukunft bleibt des Abendmahls Gedächtnis.

„Es wallt in meinem Blute
Ein voller Doppelsegen,
Denn zu gemeinem Gute
Dient's allen und fließt auch um wen'ger wegen;
Euch send' ich in die Breit' und in die Weite;
Indes versteckt-gelegen
Den Tempel ich auf Montsalvatsch[1] bereite."

Als nun am bittern Holze
Der König hing der Tugend,
Fern war Petrus, der stolze,
Und nahe weinte nur Johannis Jugend:
Da stieß der Kriegsknecht, des Pilatus Bote,
Ins Fleisch den Speer, versuchend,
Und aus der Seite floß der Quell, der rote.

Nun merke, wie verliehen
Ward neue Kraft dem Feigen!
Joseph von Arimathien[2],
Der nie sich sonst bei Christo wollen zeigen,
Trat mit dem Kelch herzu vom Abendmahle,
Und kummervoll, in Schweigen,
Fing er darin den Sprung vom Kreuzesstrahle.

Jetzt hatte schon die Liebe
Ihr zweifach Reich gegründet,
Mit lautem Pred'gertriebe
Ging zu den Heiden aus die Schar, entzündet,
Indessen Joseph, froh in seiner Seele,

[1] Mont salvage, altfranzös.: wilder Berg. — [2] Joseph von Arimathia spielt in den kanonischen Evangelien nur eine kleine Rolle, dagegen eine um so größere in den Apokryphen sowie in allerlei mystischen Sonderromanen und Gralssagen.

Der Heimlichkeit verbündet,
Sich mit dem Kelche barg in tiefer Höhle.

Die Zwölfe traf Bedrängnis
In aller Völker Landen,
Auf innerlich Empfängnis
Des Heiligen die Sinne Josephs standen;
Sie trotzten wider Spötter, Neider, Wüter
In Ketten und in Banden,
Er aber ward des Grales erster Hüter.

So lebt' er vierzig Jahre
In seiner Kluft, der dunkeln,
Nicht bleichten ihm die Haare,
Ihn speiset, tränket, wärmt des Kelches Funkeln,
Deß bis zum Rande schwell'nde, wall'nde Welle,
Kraftglühend gleich Karfunkeln,
Die finstern Wände machte lieblichhelle.

Auf ihren Martyrgrüften
Erklangen schon die Messen,
In seinen stillen Klüften
War er beerbt, verschollen und vergessen.
Als Titus dann Jerusalem gestürmet[1],
Und Feu'r die Burg gefressen,
Hat sich der Schutt berghoch ob ihm getürmet.

Und als des Todes Finger
Ihn rührte leicht und lose,
Wie in dem Blumenzwinger
Das Mägdelein berührt das Haupt der Rose,
Schwebte, beglänzet von dem eignen Scheine,
Das Heiligtum, das große,
Zum Himmel auf und kehrte in das Seine.

[1] Im Jahre 70 n. Chr.

Allein es ist gesunken
Von neuem drauf zu Tale!
In dieser Rede Funken
Sprüht, fasse das, der erste Spruch vom Grale.
Doch nahe steht die schöne Zeit des andern,
Wann ihre Glorien prunken,
Werd' ich zu dir erzählend wieder wandern.

Denn jetzt muß sein geschieden!
Mich ruft mein ernst Geschicke.
Der Mutter gab ich Frieden,
Und nun besteh' ich meines Vaters Tücke.
Leb wohl! wir scheiden sonder Wort noch Tränen;
Nach solcher Kunde Glücke
Geziemt ein überweltlich-heitres Sehnen.

(Placidus geht.)

Merlin (allein).

Der Morgen schwand, herzu dringt Mittagsschein!
Mich treibt dein Arm in reichste Lebensfülle,
Drum streif' ich ab des Kindes arme Hülle,
Ein männlich Wesen winkt! Mann will ich sein!

(Er verwandelt sich zum Manne.)

Du hast beschlossen, ewiges Geheimnis,
Zu winden dich durch jede Erdenschmach;
Im letzten, tiefsten Kote blieben nach
Die holden Spuren deiner süßen Säumnis.

So gabst du dich den Fischern, Zöllnern[1] hin;
Dem Schächer[2], dem die Beine schon gebrochen,
Hast du die hohe Gastfreundschaft versprochen,
Dein Testament erging an dumpfen Sinn.

Und wieder bist du, sanfter Gott, gefangen
Auf Montsalvatsch durch deines Willens Kraft,

[1] D. h. den Aposteln, von denen unter andern Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes Fischer waren (Matth. 4, 18—22), Matthäus ein Zöllner (Matth. 9, 9). Vgl. auch Ev. Mark. 2, 15. — [2] Ev. Luk. 23, 43.

Dich hält der blöde Titurell[1] in Haft
Mit seiner Zunft, der eingeengten, bangen.

Geendet ist das Niedersteigen itzt!
Dich heimzuführen auf der Bahn des Geistes,
Wählst du Merlin. Er leitet dich, du weißt es
Den Rückweg, der von deinem Feuer blitzt.

Ich bin, der wirbt die fürstlichen Gemüter,
Die Stirn, vom Ruhm- und Minnekranz umlaubt,
Die Ritter, Damen, König Artus'[2] Haupt;
Dem hehren Gral schaff' ich die echten Hüter!

Ein andrer Teil der Schlucht.

Kay[3]

(tritt auf mit einem Verzeichnisse).

Ihr Bäume, beugt euch, macht mir Reverenz!
Kay stellt sich vor, Hofmarschall, Exzellenz.
(Er wischt sich den Schweiß ab.)
Beschaffen soll das Kind ich ohne Vater
Und an den Hof verpflanzen dies Gewächse!
Es fand sich einst im Maul des Hechts der Stater[4],
Saul[5] fand den Samuel bei jener Hexe,
Die Ratten, Mäuse fangen Katz' und Kater,
Des Flusses Mündung treffen laichend Lächse:
Wie aber soll ich, Kay, den Knaben finden,
Den seine Mutter aufnahm von den Winden?

O König Artus, dein Gebot ist schwierig!
Klingsor, dein Geist geriet in die Verschwimmung.

---

[1] Titurel, der Erbauer der Gralsburg und ihr erster König, wie in den späteren Versen (1156—1194) ausführlich erzählt wird. — [2] Die mittelhochdeutsche Lohengrin-Dichtung ist von zwei Dichtern, einem thüringischen Fahrenden und einem bayrischen Ministerialen, verfaßt: in dem ersteren Teil erscheinen Artus und seine Tafelrunde als Gralshüter, während in dem zweiten (wie bei Wolfram von Eschenbach) Parzival König des Gralsreiches ist. — [3] Kay oder Keye ist der zeremoniöse Truchseß des Königs Artus und nebenbei eine Art von unfreiwilligem Hofnarren. — [4] Ev. Matth. 27, 27. — [5] 1. Samuelis 28, 14—19.

Die völl'ge Nacht am hellen Tag verspür' ich,
Es fehlt die nähere Begriffsbestimmung.
Dacht' ich des vaterlosen Kinds langwierig,
Fühlt, nichts zu denken, meines Kopfs Ergrimmung.
Wollt' alle Bankerte zu Schloß ich führen,
So wär' kein Platz. Ich kann sie nicht logieren.

Kind ohne Vater! — Es entwarf mein Jammer
Der hies'gen Jungfrau'n richtiges Verzeichnis.
Ich klopft' an jede Hütte mit dem Hammer,
Wo in der Wiege weinte das Ereignis;
Ob dunkel mir vielleicht in einer Kammer
Die Ursach' bliebe bei der Wirkung Zeugnis?
Doch nicht allein die Blümchen lernt' ich kennen,
Sie wußten all' die Gärtner mir zu nennen.

Ist so ein Balg etwan aus Sommerhitze
Nicht aufgelaufen wie Geschwür und Blatter,
Gebar ihn unter Würmern nicht die Pfütze,
Zog aus dem Hahnen-Ei ihn nicht die Natter,
Legt' ihn die Wespe nicht in eine Ritze,
Nicht eine Magd als Kehricht hinters Gatter;
So ist vergebens die Entdeckungsreise,
Und Artus' Glück kommt auch aus seinem Gleise.

Denn Klingsor, unser großer Nekromante,
Las in den Sternen, daß der Tafelrunde
Das vaterlose Kind, wie er es nannte,
Verhelfe zu des Heiles stätem Bunde.
Es war, als spräche der Hof-Hierophante
Schlechtweg vom Menschen, Pferde, Ochsen, Hunde!
Jedennoch hat die Majestät befohlen,
Kat Exochän[1] den Vogel einzuholen.

[1] κατ' ἐξοχήν, griech., soviel wie vorzugsweise.

O welche schwere Last sind seltne Gaben!
Wie glücklich wär' ich, wär' ich etwas dümmer!
Wer fragt wohl nach gemeinen, schwarzen Raben?
Den weißen aber kündet gleich sein Schimmer.
Der Gaul darf schleichen, Renner läßt man traben,
Und in das Wasser schickt ihr nur den Schwimmer.
Es bechern Artus, Gawein, Erek, Gareis:
Ich bin vom Suchen eines Hurkinds gar heiß.

(Er blickt in das Verzeichnis.)

Da ihr Unschuld'gen Väter habet alle,
Zerreiß' ich der zerrißnen Tugend Liste!

(Er zerreißt das Verzeichnis.)

Und weil ich, wie ich glaube, bin im Falle,
Wo ich nicht weiß, was ich doch wissen müßte,
So leg' ich bei der Waldgewässer Schalle
Mich unter diesem Walnußbaum zu Rüste,
Und schlummre ruhig bis zu dem Erwachen,
Worauf sich weiter dann die Sachen machen.

(Er legt sich unter den Baum.)

Es ist durchaus ganz sonderbar und eigen,
Daß alles auf der Welt sich unterscheidet.
So wird behauptet, daß die Fische schweigen,
Und daß die Gans das Schnattern nicht vermeidet,
Auch schreit der Esel: Yah! und das Faultier: Ay!
Hofnarr ist Kyaw[1] und Hofmarschall Kay.

(Er entschläft.)

Merlin. Satan.

Satan.

Höre mich!

Merlin.

Noch nicht!

---

[1] Friedr. Wilh. Freiherr von Kyau oder Kyaw (1654—1733), Kommandant der sächsischen Festung Königstein. Wegen seiner stets frohen Laune am Hofe Augusts des Starken sehr beliebt.

Satan.

Wann willst du mich hören?

Merlin.

Zu Nacht. Wann wir die Sonne nicht stören
Durch unser Gespräche in ihrem Gang.

Satan.

Bei Stonehenge[1]?

Merlin.

Dort wart' ich.

(Satan verschwindet.)

Dank,
Daß du mich verlässest.

(Er sieht Kay.)

Da liegt der Ritter,
Den der König sandte nach dem Wunder.
Sollst dir die Füße nicht laufen wunder.

(Er zieht ein goldnes Täflein hervor und schreibt darauf. Nachdem er geschrieben:)

Klingsor, du hast wie alle die Zwitter
Von deinem Schlage, das kranke Prickeln,
Ins Netz des Verderbens dich zu verwickeln.

(Er legt dem Kay das Täflein in die Hand.)

So, Schläfer, nimm die Botschaft, bestelle sie brav. (Geht.)

Kay (erwacht).

Ferner, wie verschieden sind Wolf und Schaf!

(Er reibt sich die Augen.)

Oha! — Mir träumte von dem Paradiese,
Da waren alle Stauden lebhaftblau.
Der Grund bestand aus marmorierter Fliese,
Zinnoberrot erschien das Gras der Au.
Die Blumen ziemlich, wie im Walde diese,
Doch grüngelbstreifig jeder Tropfen Tau.

---

[1] Stonehenge (Steingehänge), berühmtes vorgeschichtliches megalithisches Monument in Wiltshire, nördlich von Salisbury in England, wovon gewaltige Ruinen erhalten sind.

Und über der Kouleuren Luftgewimmel
Stand taubenhälsig-schillertaftner Himmel.

O wär' doch nicht erschienen bloß im Traume
Die Paradieseswelt, die buntkarierte!
Es ward gewissermaßen nur die Pflaume
Von weitem vorgehalten der Begierde,
Die sich gesehnet, mit demantnen Knitteln
Von Silberstämmen goldne Frucht zu schütteln.

(Er wird des Täfleins in seiner Hand gewahr.)

Ei, Ei, Ei, Ei, die Ernte scheint gereifet,
Hier halt' ich ein'ges Güldne in den Fäusten!
Schrift steht darauf, krummschwänzig, ausgeschweifet,
Der Dialekt ist keiner von den neu'sten.
Wer nun beschlagen wär' im Sprachgebiete!
Ich wittre Charaktere vom Sanskrite.

Klingsor, der viel getrieben, trieb auch Indisch.
Zu ihm, daß ich bei ihm den Sinn eintausche!
Doch halt! Schlaf' ich wohl noch? Bin ich schon kindisch?
Dort renn' ich an...

(Er rennt mit der Stirn gegen einen Felsen.)

Und hier sitzt eine Brausche.
Sie aber warnt vor Felsanrennung künftig;
Der Schluß ist echt. Ich wache, bin vernünftig.

Die Sache hellt sich auf jetzt allegorisch
Und strahlet von abstraktester Verklärung.
„Kind ohne Vater" klang es metaphorisch,
Gemeint war:

(Auf die Tafel deutend.)

Ohne Geber die Bescherung!
Ich fand die Brausche, fand die große Wahrheit,
Und Klingsor gibt zu allem noch die Klarheit. (Er geht.)

Castel Merveil[1]. Saal. Die Bilder der Götter umher. Instrumente, Bücher, Gewächse.

Eine Schlange liegt im Kreise um den ganzen Raum.

Klingsor tritt ein. **Zwerg** leuchtet.

Klingsor (zur Schlange).

Ophiomorphos[2], öffne mir den Kreis!

(Die Schlange rückt auseinander. Klingsor und der Zwerg treten in den innern Raum. Die Schlange schließt den Kreis wieder. Klingsor wirft sich in einen Sessel.)

Zwerg.

Meister, weshalb so stumm?

Klingsor.

Zwerg, mein Sommer ist um,
Klingsor ward ein müder Greis.
Lies aus dem Kohelet[3].

Zwerg (liest).

Dies sind die Reden des Predigers, des Sohnes Davids, des Königs zu Jerusalem.

Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger. Ein Geschlecht vergeht, das andre kommt, die Erde aber bleibt ewiglich.

Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist es, das man getan hat? Eben das man hernach wieder tun wird, und geschieht nichts Neues unter der Sonne.

Ich, Prediger, war König über Israel zu Jerusalem.

Und begab mein Herz zu forschen und zu suchen weislich alles, was man unter dem Himmel tut. Solche unselige Mühe hat Gott den Menschenkindern gegeben, daß sie sich darinnen müssen quälen.

Ich sah an alles Tun, das unter der Sonne geschieht, und siehe, es war alles eitel und Jammer.

---

[1] Altfranzös. chastel marveille, bei Wolfram von Eschenbach schahtel marveil: Wunderschloß. — [2] Ophiomorphos (griech.) ist nach Irenäus bei verschiedenen gnostischen Sekten des christlichen Altertums der „schlangengestaltige" Dämon, die böse Weltseele, der Urheber alles Bösen in der Welt. Die Tradition knüpft an die alttestamentliche Erzählung von der Schlange im Paradiese an. Ophiomorphos, der entartete Sproß des Weltbildners und Judengottes Jaldabaoth, wird dann in die Unterwelt gestürzt. — [3] Kohelet (hebräisch = Prediger), Name des dem König Salomo zugeschriebenen Buches des alttestamentlichen Kanons, aus dessen erstem Kapitel die folgenden, nur unbedeutend gewandelten Zitate stammen.

Klingsor.

Ins Feuer mit dem Buch!
Eines Schacherjuden Machwerk, untergeschoben!
Keines Königes Spruch,
Den die Lippen der Weisen loben!

(Der Zwerg wirft das Buch ins Feuer.)

Es spricht: Alles ist eitel,
Nur schale Mittelmäßigkeit!
Von der Ferse bis zur Scheitel
Durchschauert uns der Hauch der Zeit.

Enger, gediegner schließen
Den Kreis Fels, Berg, Strom, Tier und Strauch,
Wir fürchten zu zerfließen,
Wir selber, wie ein eitler Rauch.

Weh, wenn in die Umgebung
Du dich versenktest glühendstark!
Sie empfängt furchtbare Belebung,
Und deinem Gebein entsaugt sie das Mark.

Unselig, Natur vergöttern!
Göttlich wird sie erscheinen dir,
Wie Zeus in Todeswettern
Sich zeigte sträflicher Neubegier[1].

Durch achtzig[2] Jahr' erkor ich
Die Heil'ge, hab' ihr ins Aug' geschaut,
An ihres Rockes Saum verlor ich
Die Sehnsucht um die schöne Braut.

Nun bin ich auf ewigem Wandern,
Und hätte doch gern in mir die Rast;
Fühle mich nur noch im andern,
Und bei mir selber bin ich zu Gast.

[1] Der Semele nämlich. — [2] Deutliche Beziehung auf Goethe.

Zwerg.

Hat dich der Schreck von außen überwunden,
Sollst du, o Meister, innerlich gesunden.
Du bist der Ruhm, die Kraft der Gegenwart,
Und schiltst auf dich und schmähest dich so hart?
Hast du nicht wie ein Strom das Land befruchtet,
Mit deinen Schätzen all' uns überwuchtet?
Aus Tausenden hervor dein Abglanz bricht,
Und an der Quell' erlöschte dieses Licht?
Wer hat an einem üpp'gern Mahl gesessen,
Wem ward der Reichtum reicher zugemessen?

Klingsor.

Ein hohes Glück, der Götz der Zwerge sein!

Zwerg.

Erquicke dich an deiner Jugend Schein[1].
Schon lange sann die Treue, dir zu danken,
Und fühlte sich in ihrer Armut Schranken.
In dieses trüben Abends Dämmerung
Steigt auf, ihr Geister, macht ihn wieder jung!
Du süßes Frühlied, das auf Wehmutsschwingen
Ihm aller Herzen Tränenopfer brachte,
Ihr Götter, die erweckt sein kräft'ges Singen,
Daß uns der schönen Hellas Himmel lachte,
Der Pflanzenseelen zart-empfundne Einheit,
Wascht sein Gemüte klar in eigner Reinheit!

Erscheinungen.

Antinous (blutend).

Hast du mich vergessen, Lieber? Bist du meiner nicht bewußt
In dem hold'sten, tiefsten Plätzchen, dem verschwiegensten der Brust?
Ach, die Rosen blühten lieblich, und die Nachtigallen sangen,
Liebeselig, still und fröhlich bist du durch den Hain gegangen;

[1] Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

Alle Rosen nickten Küsse, Nachtigall die Flügel schlägt,
Und da hast du sanft und bieder mich in meine Gruft gelegt[1].

Die Götter

(steigen von den Gestellen und bewegen sich im gemeßnen Reigen).

Warum lösest du das Siegel von den marmorblinden Augen,
Soll des Blicks belebtes Leuchten nicht zu stätem Trost dir taugen?
Wir erscheinen nur dem Tapfern! Unsrer Locken Strahlenwehn
Winkt ihm, wie der Stern des Morgens, über Berg und Meer zu gehn.
Sieh die goldnen Sohlen glänzen, wirf hinweg die Erdenfessel!
Setz' dich zu uns! Lange wartet Hebe[2] schon an deinem Sessel.

Hamadryaden[3] (aus den Blumen).

Schlank in Stengeln, scharf in Dornen, saftig schwellend, dürres Moos,
Rankten, wucherten, erblühten, schossen wir aus dunklem Schoß!
Garten-, Wasser-, Heidekinder, Wiesen-, Wald- und Moorgeschlechte,
Freudlos, einzeln, ungesellig, jedes nach dem eignen Rechte.
Du mit deinem Zauberstabe gingst durch unsre stummen Reihn,
Rührt'st uns an, in unsrer Abkunft Rätsel weihtest du uns ein.
Einer Mutter Sprosse wiegt sich jetzt der ganze grüne Chor,
Kleine Schwestergeister tragen liebe Botschaft durch den Flor.
Uns hast du verbunden innigst. Soll'n wir, Vater, dich beschämen?
Deine Kinder sind in Frieden. Kannst du deinen Zwist nicht zähmen?

Klingsor.

Zur Ruh'! zur Ruh'!

(Die Erscheinungen verschwinden.)

Ich ward es müd',
Mir selber immer zuzuhören.

[1] Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [2] Die den Herakles bei seinem Eintritt in den Olymp begrüßte. — [3] Die in den Pflanzen, namentlich in den Bäumen, wohnenden, halbgöttlich gedachten Seelen, die mit jenen leben und vergehen.

Ihr Stimmen könnt' mich ja nichts lehren,
Und euer Glanz, für mich ist er verglüht.
Es füllt die ungeheure Lücke nicht,
Wenn das Geschöpf zu seinem Schöpfer spricht.
Ja, ich war jung, und meiner Kräfte Sendung
Versprach die neue Schöpfungswendung!
Hat wohl die Stimme Wort gehalten?
Ach, einsam bin ich, einer von den Alten!

Zwerg.

Das ist das Los des Hohen immer!
Von Schnee erglänzt der Alpenkoppe Schimmer.
Stäts wird der größte Sänger einsam sein;
Der Weiseste, er ist's für sich allein.

Klingsor.

Und uns bleibt nichts nach langer Pilgerschaft
Als herber Spott, geheimer Hohn!
Die Achtung ist aus unsrer Brust gerafft,
Die schöne Liebe ist entflohn.
Wir leben lehrend, scheint es, noch mit vielen,
Und ist doch nichts als grimm'ges, tück'sches Spielen.

Zwerg.

Sie kommen zu dir aus allen Gauen,
Die Spitze deines Fingers zu schauen.
Bist ihnen ein unfehlbar Orakel,
Um deine Schnitzeln entsteht Spektakel.
Wenn du zuweilen, seltsam gelaunet,
Die Sachen sagst, von denen wir wissen,
Wie sie gemeint sind, und alles staunet,
Die Tiefe des Sinns in seinem Gewissen
Bedenklich erwägt, da muß ich kichern
In meiner Zwergen-Ecke, der sichern.
Aber dann seh' ich das schmerzliche Zucken
Um deine Lippen; trübtiefen Blick,

Und in Tränen mich niederzuducken,
Zwingt mich dein unverstandnes Geschick.

Sprächst du vom Vogel federlos,
Vom Feuer, das näßt, vom Wasser, das brennt,
Der Glaube wäre so stark und groß,
Sie liefen danach, bis es einer fänd'.
Neulich kam so ein Affe her,
Sagte, hätte dich Gott gefragt
Vor der Schöpfung der Welt: „Wie machen wir,
Meister Klingsor, den großen Kolossen?"
Du hättest, wie Er, ihn zustande gebracht,
Trocknes und Nasses, Gras, Mensch und Tier,
Den schwätzenden Affen mit eingeschlossen;
Weiser Gebieter, was willst du mehr?

Schiltst du den Prediger[1], daß er so eitel
Alles gefunden in seinem Alter,
Ei, so kränze mit Blumen die Scheitel,
Harfenschlagend mehre den Psalter!
Laß uns im Spannenden, Kitzelnden, Derben
Schwelgend wühlen bis zu dem Verderben!
Unsre Gärten strotzen von Früchten,
Unsre Keller von Flaschenschichten,
Unsre Truhen werden nicht leer!
Magst du am Fleische der Weiber dich laben,
Willst du die Königin, sollst du sie haben,
Weiser Gebieter, was willst du mehr?

Klingsor.

Wie in der Kerze wildflatterndem Leuchten
Der Klumpen sich widerlich spreizend quält;
Lüstern leckt er die Lippen, die feuchten,
Solchen Vertrauten hast du gewählt!

[1] Den „Prediger Salomonis".

Zwerg (umhertanzend).

Solchen Vertrauten hat er gewählt!
Er ist ihm bös, doch muß er ihn leiden;
Keine der Künste ward mir verhehlt,
Castel Merveil gehöret uns beiden!

Heitre die Stirne, dein Kleiner ist treulich!
Die Menschen sind dumm, wir aber sind klug;
Bis in das Herze so innig erfreulich:
Üben an Großsichdünkenden Trug!

Weißt? der König, die Tafelrunde
Suchen sehr emsig „ohne Vater das Kind".
Höchsten Glückes versichernde Kunde
Wollte der König, du verkaufteſt ihm Wind.

Nannteſt das Unding dem blöden Gesellen,
Und nun schwören sie alle dabei.
Es lebe die Lüge, die List, das Verstellen!
Es lebe die Narrheit, da schalten wir frei!

Klingsor.

Schweig! Wenn dir Vertierten reizend
Scheinen verrenkte Fratzen und Possen,
Ist *mir* der Unsinn ein Mistqualm, beizend,
Längst hat mein Übermut mich verdrossen.

Ich vermag mich dem Artus nicht hinzugeben,
Aber ich wollt', daß ich wäre, wie diese!
Morgenrötlich gaukelt ihr Leben
Hin unter Zelten auf blühender Wiese.

Sing' mir ein Lied, rauh, schrecklich und kräftig!
Manches der Art hast du abgemerkt,
Daß ich in mir erzittre heftig,
Daß sich am Grauen mein Mut bestärkt.

Zwerg (singt zur Harfe).

Hinterm alten Turme,
Wo sich bläht der Molch,
Wo im kalten Sturme
Schierling weht und Lolch[1];

Hinterm alten Turme
Liegt auf dem Krötenstein,
Angehaucht vom Sturme,
Fahles Totenbein.

Hinterm alten Turme
Um das Bein im Ring
Flatterten im Sturme
Weiße Schmetterling'.

Klingsor (nimmt die Harfe).

Was weißt du vom Turme?
Was weißt du vom Bein?
Von dem Greu'l im Sturme
Weiß Klingsor allein.

(Zwerg ab.)

Klingsor (allein).

So hab' ich es im Traume jüngst geschaut,
Das ist mein Totenbein, vom Taue nicht betaut!
Mein fahles Totenbein, um das die Larven schwirr'n,
Verschwunden hinterm Turm! Zerstäubt ist Fleisch und Hirn.

(Er tritt zu der Schlange.)

Ophiomorphos, aus dem Blick erzeugt,
Da in der Hyle[2] Jaldaboth[3] sich spiegelt'!
Noch niemals hab' ich deinen Mund entriegelt,
Genügend hat dein Anschaun mir gedeucht.

Heut' frag' ich dich. Du weißt ja, was ich will,
Laß mich in Worten nicht den Drang entweihen,

[1] Eine Grasart. — [2] Griech. = Holz; als philosophischer Begriff soviel wie Materie. — [3] Jaldabaoth heißt bei den ophitischen Gnostikern der Demiurgos, der Weltbildner.

Der mich zu dir treibt aus des Lebens Reihen;
Antwort' auch du durch Zeichen, groß und still.

Antworte, tiefe Selbstsucht der Natur!
Mein Heil'ges, das, den Schweif zum Haupt gewendet,
Den allumfassenden Kreis in sich vollendet,
Sprich mein Verderben aus! Antworte nur.
(Er berührt die Schlange mit dem Stabe, sie zerfällt in Staub.)
Staub! — Dieses Zeichen hab' ich nicht gefordert!
(Es klopft.)
Wer stört um Mitternacht?
(Kay[1] tritt ein mit dem goldnen Täflein.)

Kay.

Kay, beordert
Vom König nach dem vaterlosen Jungen.
Der Schurk' ist zwar nicht aus dem Ei gesprungen,
Doch fand der zierliche, der biedre Kay
Dafür 'ne Schrift vom Mustag[1] oder Altai[2].

Klingsor.

Was bringt Ihr, Ritter?

Kay.

Meister, ein Problem.
Ich stell's. Lest Ihr's. Denn dieses ist an dem.
(Er reicht ihm die Tafel.)

Klingsor.

Erblindet meine Augen! Welche Schrift!
Wer gab dir diese Tafel?

Kay.

Wüßt' ich's, Bester!

Klingsor.

Sie bohrt ins Hirn sich wie ein glüh'nder Stift,
Umklammert meine Sinne, fest und fester,

[1] Mus-tâg (= Eisgebirge). Gebirge in Innerasien, vorzugsweise Karakorum benannt, Wasserscheide zwischen dem Indus und dem Tarimbecken. — [2] Altai, nördlicher Gebirgssaum des östlichen Hochasien auf der russisch-chinesischen Grenze.

Wie ein Polyp umzüngelt's mich beklommen: (Er lieſt.)
„Das Kind, das ohne Vater iſt, wird kommen."

Kay.

Ei, Ei, das wäre! — Doch ich ſah, mit Gunſt,
Nie ſolche Wirkung edler Schreibekunſt.

Klingſor.

Das iſt die Schrift, in der die Menſchen ſchrieben,
Eh' ſie der Herr von Babels Turm getrieben.
Ihr Denkmal lag in Urweltskluft begraben.
Da ſah ich's, keiner außer mir kennt ſie ...
Sollt' Zerduſcht[1]? ... Nein!
Er ſchwor mir, daß ſie nie geweſen ſein.
Wenn dir's nicht Lüfte zugetragen haben,
So lebt ein Größerer als Klingſor! (Er geht.)

Kay (allein).

Wie?

Am Grabe der Mutter. Steinblöcke. Mondſchein.

Merlin (tritt ein).

Er naht, und meines Lebens Stund' iſt da!

Satan (erſcheint).

Erſchrick nicht!

Merlin.

Den laß erſchrecken, der dich ſchrecklich ſah!
Du kommſt, auf deiner Schulter Nachtigallen,
Ein Frühlingsgott durch Frühlingshallen,
Du bringſt des neuen Segens vollen Strauß;
Und in der Falte, die ſich wehmutweich
Um deine Lippe windet, prangt zugleich
Des ſatten Herbſtes überreicher Schmauß.

[1] Soviel wie Zarathuſtra, Begründer der von Haus aus dualiſtiſchen Religion, die im Reiche der Achämeniden und Saſſaniden herrſchte und, in jüngerer Form, noch heute die Religion der in Perſien und Indien zerſtreuten Parſen iſt.

Anmut und Hoheit spielen da gesellt,
Ich grüße dich, du schöner Fürst der Welt!

Satan.

So werd' ich stäts den Adligen mich zeigen.
Die Mißgestalt ist mir nur eigen
In der Plebejer Phantasie;
Und wer mich macht zu Gottes Eulenspiegel,
Der sott die eigne Kleinheit in dem Tiegel,
Mich sah er nie. —

Merlin.

So ist's. Warum erschien verzerrt und häßlich
Der Vater meiner Mutter?

Satan.

Unerläßlich
War jene zornige Verwandelung.
In ihrem Abscheu mußte sie empfangen,
Aus Haß und Glut ist stäts hervorgegangen
Die höchste Kraft, das reichlichste Vermögen.

Merlin.

Es hat doch wohl an andrem noch gelegen.

Satan.

Bist du so klug? — Nun ja, sein schleichend Gift
In meines Baues Adern eingetropfet,
Wild durch mein Blut hin hat es auch geklopfet,
Und daß Erlösung fände Wirkens Trift,
So mußte wohl die Hölle sein vorhanden.
Zur Sache! Diese Zeit ist überstanden.
Du weißt, wozu ich dich gezeugt.

Merlin.

Mit wem du mich gezeugt, ich weiß es.

Satan.

Mein Werkzeug du in irdischen Banden,

Was an der neuen Seuche keucht,
Heb' aus dem Bad des entnervenden Schweißes!
Gieb ihnen Gesundheit wieder! Würze
Kräftig das Abgestandene, stürze
Morschende Tempel, vernichte die Schatzung
Weibischer, dumpfer, verworrener Satzung!

Merlin.

Kurz sprichst du, wie der Herrscher pflegt.
Willst du mich ehren, beweis' es die Tat.
Wenn man den Sklaven zur Frohnde schlägt,
Sitzet der Gleiche, gebeten, im Rat.

Satan.

Du bist mein Sohn.

Merlin.

Nach des Fleisches Sinn.

Satan.

Wie?

Merlin.

Denke der Mutter, der Schläferin.
War sie dein?

Satan.

Du bist mein.

Merlin.

Ich bin deiner und ihrer.
Deiner im Wissen, vielleicht im Wähnen,
Ihrer im Gebet, in Demut und Tränen!
Du bist der Sterblichkeit mächt'ger Regierer,
Aber du redest zu dem Ebenbürt'gen,
Dämon, mußt du den Dämon würd'gen.
Wie im Aug' erst auflebt des Malers Tuch,
Wie der Schriftzug im tiefsinnigen Buch
Von dem Lesenden seine Seele gewinnt,
Hab' ich, unglückliches Doppelkind,
Mich erst gewonnen im Schoße der Armen,
Und Merlin ist des Satan Sohn

In der Gnade der Mutter durch Gottes Erbarmen.
Deine Beute, sie ist dir entflohn,
Und über dein verfehltes Wagen
Hast du dich nur bei dir zu beklagen.

Satan.

Vielmehr deinen Stolz, ich muß ihn preisen,
Er bewegt sich denn doch in meinen Kreisen,
Dieser Worte kraftstrotzendes Wehen
Zeigt mir, wir werden uns wohl verstehen.

Merlin.

Gerechtigkeit werde dir gerne gezollt.

Satan.

Und hab' ich denn jemals schon mehr gewollt?
Dich lock' ich weder mit Macht noch mit Gold,
Dir öffn' ich nicht der ew'gen Jugend Bronnen,
Dir bring' aus Assurs Königsgräberwüstenei,
Aus Babels Schutt ich nicht die alte Kron' herbei,
Dir biet' ich nicht gestürzter Götter Wonnen,
Dich führ' ich nicht, weil ich dich ganz versteh',
Wie jenen[1] auf des Berges Höh'.

Merlin.

Es freut mich, daß du männlich mit mir sprichst,
Verschiedne Frucht von manchem Stamm nicht brichst.
Dergleichen Schüssel, sauer, süß und bunt,
Ist nur für eines Klingsor Mund.
Ein jeder hat, was er gebraucht,
Und ich besitze, was mir taugt.

Satan.

Drum sollst du mir mein heil'ges Recht verschaffen,
An deine Tugend wend' ich mich!

Merlin.

Wer stört in deinem Rechte dich?

[1] Wie nach der Versuchungsgeschichte (Ev. Matth. 4, V. 8) Christus.

Was kümmert dich der Wahn der Laffen?
Du bist der Demiurgos[1], Schöpfer; wir erkennen,
Wir Wissenden, dich an, und deinen Namen nennen
Wir achtungsvoll.

Satan.

Der Wen'gen Achtung mir genügen soll?

Merlin.

Es steht ja alles, wie du es gebildet.

Satan.

Nein, es verwittert, es verwildert.

Am Anfang, da er in sich aufgelebet,
Und an dem eignen Strahl die Kraft entbrannte,
An seinem Blick das Auge sich erkannte,
Hat in des Abgrunds Tiefen er gebebet.

Und zitternd setzt' er ein des Chaos Schichtung,
Die tote, dumme, farbenlose Masse,
Das Öde, Trübe, Finstre, Nebelnasse,
Als eine Schranke gegen die Vernichtung,

Daß leblos den Despoten sie umwalle!
Ich aber schwang mich auf des Sturms Gefieder
Voll brünst'gem Mitleid zur Verworfnen nieder;
Das ist die Wahrheit von der Engel Falle!

Und schied der Erde Feste von dem Himmel,
Schied Helle, Finsternis, und Land und Fluten,
Entzündete der obern Lichter Gluten,
Weckt' auf der Kreaturen Vollgewimmel.

Da stand's und regte sich, wie meine Liebe
Sein kleines Leben jeglichem gegönnet,
Es springt, rennt, jauchzt und seine Speis' erkennet
Jedwedes nach dem eingesenkten Triebe.

[1] „Mein Satan ist nicht der Mephistopheles, der böse Lakai Gottes; er ist der alte berechtigte Titan, dem Unrecht geschehen, und hat etwas vom gnostischen Demiurgos", schreibt Immermannn an Beer.

Vollendet war's am sechsten Tag, da ging ich,
Den Duft der Schöpfung schlürfend, durch den Garten,
Und von der jungen Herde tausend Arten
Den unschuldsvollen Säuglingsdank empfing ich.

Kennst du Vollkommneres als mein Gebäude?
Ein stät'res Gleichmaß du von Blühn und Sterben?
Den reinern Tausch von Zeugen und Verderben?
Kennst du in zärt'rer Mischung Schmerz und Freude?

Kennst du notwendigere Notwendigkeit?
Kennst du den rundern Kreis geschloßner Pflichten?
Kennst du der Schuld gerechteres Zernichten?
Kennst du die treuere Beständigkeit?

Den Reichen straft, wornach ihn heiß gelüstet,
Es siegt der Held durch Überkraft und sinket,
Der König, gleich den andern, Lethe trinket,
Das Volk bleibt in dem Dunkel, unverwüstet.

Er aber grollte drei Jahrtausende,
Und zornig, daß mein Herz zum Sein entflammet,
Was kalt zu ew'gem Schlummer er verdammet,
Goß er die Gärung aus, die brausende.

Seit er auf Golgatha geächzt, gezittert,
Durchschleicht der Wurm des großen Baumes Früchte,
Löst auf die Pest das Innerlichstgefügte,
Ist mein unsterblich Wohlsein mir verbittert.

Denn meiner Menschen Augen sind die Becher,
Zu denen alles, was da lebt und webet,
Sich zu erfrischen, durst'ge Lippen hebet,
Dahin verwies ich alle meine Zecher.

Er, der Entsetzlich-Unergründliche,
Umschleierte die holden, frohen Blicke
Und trieb die Armen mit der feinsten Tücke
Ins Wesenlos', ins Unausfindliche.

Wozu der Gaumen, darf er sich nicht letzen?
Wozu ein Ohr in der Verstummung Fasten?
Was nützen Hand und Fuß bei trägem Rasten?
Was frommt ein Aug', das Farben nicht ergötzen?

Mit Sinnen, Nerven, Blut und Geist durchschüttet,
Bemühn sie sich, die Gaben zu verachten;
O gräuelvoll selbstmörderisches Trachten!
O Wut, die ihres Ursprungs Quell zerrüttet!

Sind sie, von leerer Sehnsucht übermeistert,
Nur erst zerfallen an den eitlen Sorgen,
Zerfällt der Lenz, Herbst, Sommer, Abend, Morgen,
Von keines Menschen Lobe mehr begeistert;

Stumpft sich der Winkel meiner Signatur,
Und wie der Kalk sich an der Luft zerreibt,
Und vom Krystall nur Feuchtigkeit verbleibt,
Zergeht in Todesschmerzen die Natur.

Dann hat er, was er will, besitzt, was mein,
Und mit dem Chaos ist er dann allein.

Merlin.

Aufrichtig sagtest du, was dir bekannt,
Und deinen Gram, ich kann ihn mitempfinden.
Indessen ist dies Leid bald abgewandt,
Und die Bekümmernis soll schwinden.

Wenn dir vor deiner Welt Vernichtung graut,
Weil er, als du damit zustand' gekommen,
Sie zärtlich in den Arm genommen,
Und auf die Lippen der geschmückten Braut
Den Kuß gehauchet, welcher Christus heißt,
So wiss', allmächtiger und doch befangner Geist:
Nun lebt sie erst und welket nie!
Eröffnet euch, ihr Himmel! Sieh!

(Er reckt den Arm aus. Die Wolken teilen sich. Es erscheint die Herrlichkeit des Himmels.)

Satan.

Was tust du? Wehe dir und mir!
Ich erblinde!

Merlin.

Finde
Dich wieder! Denke des Tags, da, gefaltet
In seinen Strahlen, ein spielender Blitz du gewaltet!
Trage das Gesicht! Ich ertrag' es.

Satan.

O Adonai[1]!

Merlin.

Was siehst du? Sag' es.

Satan.

Martrer! Mich selbst ... Alles ... Ist's Wesen ...
Ist's ein Spiegel? ... Ich kann nicht lesen,
Ob's sein? Ob es mein? Laß ab, mich zu pein'gen!

Merlin.

Du bist es selber mit allem Dein'gen. —
Sieh nun, ob du aus dir geboren,
Deß du vor mir dich hoch vermessen,
Du kamst ja nur von ihm und warst der Diener dessen,
Der dich zum Werke günstig auserkoren.

Denn weil in seiner überschwell'nden Güte
Er sich nicht einsam mochte nur genießen,
Drum ließ er aus dem göttlichen Gemüte
In dir den Funken seiner Allmacht sprießen,
Und was in seinem Reichtum ewig fertig,
Deß wollt' er sein aus dürft'ger Hand gewärtig.

Es werde das Geheimnis nicht verletzet
Durch rohen Laut![2] Nur eines noch:
Er hat in dir sich als den Haß gesetzet,
Weil überschwänglich ihn die Liebe zog;

[1] Pluralform des hebräischen Wortes Adon (Herr) mit dem Pronominalsuffix der ersten Person: „Mein Herr!" als Anrede an Gott. — [2] Vgl. Vers 1345.

Frei ließ er schalten dich in seiner Habe,
Damit, was außer ihm, das volle Leben habe.

Blick hin! Du hast der Tage sechs gebraucht,
Dann drei Jahrtausende, dir's zu bewahren;
Ihm hat die kürzere Frist getaugt,
Sieh die Dinge in ihm, wie sie sind und waren.

Sieh alles nacheinander und zugleich!
Vor und zurück, in Zwietracht, ausgeglichen,
Schwermut und Heiterkeit im Friedensreich,
Und die Vergangenheit, die nicht verstrichen!

Vollendet sieh's, sobald er's nur gedacht,
Die Ernte sieh verschwistert mit den Lenzen,
Sieh seinen Sonnentag, zugleich die große Nacht,
Drin des Orion[1] Gürtelsterne glänzen!

Sieh dort die Gaben von der Erde Tische,
Auf goldnen Matten rein und klar gebreitet,
Den Winter sieh, der mit des Nordens Frische
Der jüngsten Blüte keinen Tod bereitet!

Sieh, wie die Wogen sich im Sturme wälzen
Und als gelindes Öl das Ufer streicheln,
Sieh aus dem grausten Stamm, dem starrsten Felsen
Hervor die Seele sanftverschämt sich schmeicheln!

Sieh hin! Denn ach, ich stammle nur,
Und meine Rede klingt wie Spott.
Sieh, mächt'ger Gott in der Natur,
Sieh droben die Natur in Gott!

(Die Vision verschwindet.)

Satan.

Laß mich von hinnen!

[1] Orion, ein berühmter Jäger der griechischen Mythologie, mit seinem Hunde Sirius als glänzendes Sternbild an den Himmel versetzt. Drei Sterne zweiter Größe stehen am Gürtel nahe beisammen.

Merlin.

Mich zu gewinnen,
Wirst du nun wohl nicht ferner dich mühen,
Trunken von solcher Gesichte Glühen,
Des Ursprünglichen armer Knecht,
Miss' ich den Sinn für geliehenes Recht.

Wie des Silbers vererzte Zacken
In des Herdes zehrender Loh',
Wenn vom Geschicke sich scheiden die Schlacken,
Wunder strahlen in Farben froh;

So erfaßte die Welt ein Feuer,
Innigen Frühlinges Liebesglück!
Täler und Berge strahlen, neuer,
Wieder den herrlichen Silberblick!

Diesen zu fesseln, zu hegen, zu fest'gen,
Zeugtest du mich, nach seinem Beschluß;
Wolle mich drum nicht ferner beläst'gen,
Denn ich vollbringe nur, was ich muß.

Satan.

Daß ich mich nicht mit Vergebnem betöre,
Darf ich nicht erst versichern dir.

Merlin.

Nicht mich zu hemmen, gelobe.

Satan.

Ich schwöre:
Sicher bist du, Merlin, vor mir!

(Er verschwindet. Merlin wirft sich unter dem Sternenhimmel zum Gebete nieder.)

Die Wiese von Kardweil[1].

König Artus (zu Kay, der vor ihm steht).

Und so vergib mir, Freund und Vetter,
Daß ich durch Wind und böses Wetter

[1] In Wales, wo die Tafelrunde in der Regel sich aufhält.

Nach einem Unding dich gejagt.
Es war ein Scherz! Des Königs Scherzen
Vermag den Ruf nicht anzuschwärzen,
Da niemand nachzuscherzen wagt.
Vergiß das Kind nun ohne Namen,
Zu den bekannten Freuden setz' dich nieder,
Und da des Festes Stunden kamen,
Sei du ein Gast der runden Tafel wieder!

Kay (in tiefen Gedanken).

„Sollt' Zerdusicht? . . . Nein!
Er schwor mir, daß sie nie gewesen sein."
Zerdusicht? Ja freilich, wenn der es geschworen hat! Nein, der lügt nicht. Zerdusicht! Es ist um zu verzweifeln. Warum nicht Zoroaster? Zerdusicht! O! . . .

Artus.

Wie? Mann! Mit offnem Aug' er träumt.
Sein armes Hirn ist ausgeräumt,
Alles, was er spricht, klingt wie verrückt,
Hätt' ich ihn doch nicht fortgeschickt!
Besinn' dich! Erkenne die Matte, die grüne,
Den Klee, die Rosen, den frischen Hain,
Erkenn' deine Freunde, die Paladine,
Sieh der Zelte, der Fahnen buntflimmernden Schein!
Ei, soll'n wir in Zukunft deiner Taten
Und hochverständigen Reden entraten?

Kay.

„Wenn dir's nicht Lüfte zugetragen haben,
So lebt ein Größerer als Klingsor."
Lüfte? — Je nun! . . . Übrigens ganz vortrefflich gesagt. In solchen Sachen da ist er immer Er! Lüfte! Pfui!

(Er spuckt aus.)

Artus.

Den hat ein toller Hund gebissen.

Kay.

Der größte Schatz ist ein gut Gewissen.
Urlaub zu gehen also hab' ich, Fürst?

Artus.

Ich gab ihn nicht. Sag', wo du hausen wirst?

Kay.

Bei Kohl und Rüben, in des Landes Stille.

Artus.

Was treibst du dort?

Kay.

Feldbau und Weltweisheit.

Artus.

Geschehe, weil du es verlangst, dein Wille.
Doch kehre bald zurück, gescheit.

Kay.

Es geht sonderbar zu unterm Mond. Die Jungfern hatten Kinder, aber die Kinder hatten Väter. Er hat sich schlafen gelegt unter dem Walnußbaum ohne Gold und ist aufgewacht mit Gold. Man hat es für eine Allegorie gehalten, eine Brausche ist gerannt worden, und man ist bei Sinnen geblieben. Wir sind gegangen nach Castel Merveil, Klingsor hat sich entsetzt, und in der Schrift sind die Anschläge zum Babylonischen Turmbau geschrieben worden.

Artus.

Schweig! Diese Narrheit macht mich ganz beklommen.

Kay.

„Das Kind, das ohne Vater ist, wird kommen."

(Er entfernt sich. **Minstrel** tritt zu **Artus**.)

Minstrel.

Warum, du Sohn des Uter[1], tat'st du das?
Dem Knechte nur geziemt ein seichter Spaß.

[1] Artus ist ein Sohn des Königs Uter oder, wie dieser sich nach dem Tode seines Bruders Pendragon nannte, Uterpendragon, und der Yguerne, der Gemahlin des Herzogs Tintayol, mit der sich Uter nach dem schnellen Tode des Herzogs alsbald vermählte.

Artus.

Ha, grauer Fiedler, redeſt du im Trunke?
Bei jener Feuernacht und ihrem Stern,
Als Uter ſchwelgt' im Schoß der Yguern',
Es glimmt von ihr in meinem Blut ein Funke!

Minſtrel.

Daß Artus einen Sänger ausgeſchmält,
Sie glauben's nicht, wenn es die Sag' erzählt.

Artus.

Geh! Du haſt recht, denn du biſt ich.
Durch deinen Mund zürnt Artus auf ſich,
Wozu ihn ruft der Saiten Klingen,
Das muß er alſobald vollbringen;
Was er getan, wie er's vollbracht,
Des treuen Harfners Harfe ſagt.

Minſtrel (ſingt).

„Auf jenem Pfingſtfeſt zu Kardweil
Gab's ein Turnei der Tafelrunde." . . .

Artus.

Da ſaßen in den Bügeln ſteil
Die erſten Helden zu jeglicher Stunde.
Laß mich die Romanze zu Ende beichten
Und ſprich mich los in Reimen, leichten.
Du haſt's geſehn. Dein rein Gemüte
Trank ſtillen Entzückens ſich daran voll,
Wie der Ritter, der Frau'n unvergleichliche Blüte
Aus des Frühlings lieblicher Knoſpe quoll.
Der freudige, ſchmetternde Lanzenthoſt![1]
Und die ſilbernen Greiſe, ſich verjüngend!
Die kreiſenden, ſchäumenden Becher voll Moſt,
Und die Knaben, der Siegenden Wappen ſchwingend!

[1] Thoſt oder Tjoſt heißt im mittelalterlichen Turnierweſen der Einzelkampf im Gegenſatze zum Buhurt, in dem Haufe gegen Haufen kämpft.

Doch in der Minne holdreizender Frohne
Geschäftig die zärtlichen Busen, so weiß!
Kön'gin Ginevra auf samtenem Throne,
Kön'gin der Schönheit in solchem Kreis!

Und aus der Äste belaubtem Schrein,
Angezogen vom fröhlichen Schall,
Lauschend, flötend das Waldvögelein,
Die süße, selige Nachtigall!

Minstrel.

„Der Ritter und die Dame lacht,
Im Aug' des Königs stand die Träne" . . .

Artus.

Hat dir's die Ahnung kund gemacht?
Wischt' ich doch still vom Aug' die Träne! —
Von Lust und Pracht umfangen,
Fühlt' ich urplötzlich ein erschrecklich Bangen.
Mir war, als ob der Tod vom fahlen Rosse,
Der Hunger, um den Leib geschnürt den Strick,
Die Seuche mit dem giftigen Geschosse,
Verzweiflung mit dem stillen Nageblick,
Nach meinen Helden, Frauen griffen, zielten,
Weil sie so hoch, so adelig sich hielten!

Minstrel.

„Da ging der König zu Klingsor,
Der seitwärts saß und spöttisch greinte[1]" . . .

Artus.

Und trug ihm seine Nöte vor,
Und Klingsor sah, daß Artus weinte.

---

[1] Greinen bedeutet das Verziehen des Mundes, nicht nur beim Weinen, sondern z. B. auch beim Murren und Zanken; vgl. „Eberhard der Greiner".

Er sprach: „Dies ist, Klingsor, die Not,
Ich fürcht' der Massoney[1] Verderben.
Schirmt diese Herrlichkeit mein Tod,
So will der König für sie sterben."

Versetzt Klingsor aus Ungerland:
„Endlich sucht Ihr den alten Rater,
Das Mittel ist mir wohlbekannt,
Schickt nach dem Kinde ohne Vater!

„Denn dieses vaterlose Kind,
Trefft anders Ihr das echt' und rechte,
Das bringt, ich schwör's bei Well' und Wind,
Den Segen Euch der Himmelsmächte."

Da ward dem König glühend heiß;
Er schämt' sich seiner weichen Schwäche,
Und in den Mantel kichert leis
Der alte Tückebold, der freche.

Minstrel.

Der König, statt verachtend ihn
Zu lassen seinem finstern Wesen,
Beschloß, zur Strafe ihn zu ziehn,
Und hat den Narr'n zur Rach' erlesen.

Er schickt den Narren über Feld
Mit Klingsors tollem, höhn'schen Worte,
„Der Unsinn wandre durch die Welt,
Dem alten Zauberer zum Torte!"

Denn alle Gimpel werden bald
Castel Merveil besuchen gehen,
Um dumm und plump, und dreist und kalt
Des Spruches Lösung zu erflehen.

[1] Das mittelhochdeutsche massenîe, der bei Wolfram von Eschenbach und den anderen höfischen Dichtern geläufige Ausdruck für Ingesinde, Hofstaat.

Artus.

Der arme Narr verlor den Sinn,
Das, Minstrel, hat Artus verbrochen!

Minstrel.

Geschehn, geschehn! Und hin ist hin!
Nun bist in Reimen losgesprochen.

Tafelrunde.

Der Seneschall.

Im Glanz der Pavillione,
Ihr Paladine, Stein' in Artus' Krone,
Muß ich auf unsres Mahles Freudenpflichten,
Berühmte Ritter, eure Geister richten?
Die Tafel, weises Wort und Scherz gebärend,
Schweigt heute trüb. Was naht' ihr, sie versehrend?

Gawein.

Ich denke nach, wie viele
Verhängnis hinwarf niedrer Schmach zum Spiele!
Und weil ich meine, daß dem Mann die Ehre
So nötig tue wie das Erz dem Speere,
Die Luft der Brust und Speis' und Trank dem Leibe,
Als wie dem Priester Andacht, Scham dem Weibe,
So bin ich tief betrübet,
Weil es, die Ehre missen, leider gibet.

Gareis.

Ich denke nach, wie viele
Vor uns gelangten zu der Ehre Ziele!
Und weil der ganze Schatz der hohen Ehre,
Der unberührte, nur genügend wäre,
Um eines Mannes heil'gen Durst zu stillen,
Den Abgrund, der in uns erlechzt, zu füllen,
So bin ich tief betrübet
Ob jener, die am Schatze Raub geübet!

Erek.

Ich denke nach, wie viele
Im Meer der Ehre fahren mit dem Kiele
Der scheußlichen, höchst mißgeschaffnen Schande.
Denn was ist Ehr', als Widerschein vom Brande,
Den das Gewissen in uns angeschüret?
Wurmfräß'ge Frucht, nach außen rot gezieret?
Drum bin ich tief betrübet,
Weil der, so Ehre sucht, nur Schande übet.

Gawein.

Schande die Ehr'! Ein wunderbarer Satz.

Gareis.

Er schwor jüngst auf dem Ringelrenneplatz,
Er wolle nicht zwei Worte sprechen
Wie wir.

Artus.

Und sein Gelübd' er hält.

Erek.

Mein Fürst, ich kam mit Runzeln auf die Welt.

Artus.

Und zogst der Mutter Busen ein Gesicht,
Du wacht'st bei Nacht und schliefst am Tageslicht,
Wollt'st auf dem Kopfe gehn; weil's nicht gelang,
So schriest du, wie man sagt, sechs Wochen lang.
Vor Zuckerdüten schaudernd, griffst du fröhlich
Nach Birkenreis und warst, geschlagen, selig.
Du fastest hier und iss'st allein dich satt,
Und wenn wir tanzen, schleichst du traurig, matt.
Jüngst, als in dir sich Minneluft entsponnen,
Hast du mit Schelten deinen Dienst begonnen.
Den Mantel trägst du von verkehrtem Zeuch,
Du jagst im Weih'r und fischest im Gesträuch!

Erek.

Weißt du, was gleich die Trauer von mir nähme?

Artus.

Nun?

Erek.

Wenn der Samstag nach dem Sonntag käme!
Dann lebte man vom Winter in den Herbst hinein,
Den Sommer durch, und stürb' im Frühlingsschein.

Gawein.

Ein Platz ist ledig an des Artus Hofe,
Beruf' ihn, König, auf des Kay Stelle.

Erek.

Und setz' ihm Gawein, als die muntre Schelle
Ans bunte Kleid. So kommt zum Schluß die Strophe
Des witz'gen Freundes.

Artus.

Erek, 's ist unmöglich.
Denn Gawein und die andren sind verpflichtet
Zum Heereszuge wider die Siluren[1],
Die mir drei Banner mörderisch vernichtet.

Erek.

Gott Lob! Dann tumml' ich bald auf Kampfesfluren!

Artus.

Erek, du bleibst.

Erek.

Wie, Herr? Dies wär' zu kläglich.
Du wolltest von der Massoney mich scheiden?

Gareis.

Bleib du dem König, wenn wir andren fallen!

Erek.

Auch mich um Ehre, Gareis, zu beneiden!
Das schmerzt den armen Erek!

Gawein.

Ich schwör': Wir beiden
Hoch halten wir dich, gleich den andern allen.

[1] Das alte Königreich der Siluren lag im Westen Englands.

Und, sei's gesagt: uns mindre Männer mag
Der Tod ereilen und der letzte Tag,
Wenn du, der erste, best' uns überlebst.

Erek.

Sofern du wieder deinen Spruch anhebst,
Gawein, von denen, so die Schande schilt,
Ich weiß dann, wem es gilt.
Hier ist mein Schwert, zieht mir ein Schleppkleid an,
Legt mir die Kunkel in die Hände,
Vergabt den Ehrensitz, den ich gewann,
Mir ging die schöne Brüderschaft zu Ende!

Artus.

Das reine Eisen ziemt der tapfern Hüfte,
Behalte du's!
Du sollst, wenn von dem Buhurt[1] schall'n die Lüfte,
Damit noch bieten manchen wackern Gruß.
Mich tat der Übermut verleiten,
Unschuld'gen Truges Schleier auszuspreiten.

Denn mit den Siluren hat's nicht not,
Sie sandten mir heute Zins und Bürgen,
Von inn'rem Zwist und wildem Würgen
Entkräftet, folgen sie meinem Gebot.

Zu scherzen liebt die mutige Freude,
In des Streites Verwirrung lächelt die Kraft;
Die Massoney ist das feste Gebäude,
Ich seh's, der liebenden Heldenschaft.

Sei du, mein Erek, nun bekehrt
Zu einem milderen Urteilsfällen!
Denn linkisch in allem und verkehrt,
Trägst du doch das Schwert an der rechten Stellen.

[1] Vgl. S. 342, Anmerkung.

Erek.

Das heißt: Zur Linken, Herr! — Links ist hier recht,
Wie Leben Tod, wie Liebe zu Leid ausschlägt.

Artus.

Ei, unsre Tage sind ein holder Schwank!

Erek.

Den Satan plaudert, wird die Zeit ihm lang.

Artus.

Von dieser nicht'gen Schmerzen Wutgedränge
Ward auch mein Aug' sonst trüb, mein Busen enge.
Ich konnte nicht das Rot der Rose schau'n,
Die roten Lippen nicht holdsel'ger Frau'n,
Ich dacht' an Wund' und Blut, es macht' mir Grau'n.
Laß fahren hin! — Wie auch die Schreckniss' streiten,
Sie lagern friedlich unter goldnen Saiten.
Auf, Minstrel, bring im Bett des süßen Tons
Zur Ruh' die Qual, die Angst des Erdensohns!

Minstrel.

Einst[1] hört' in salva terra Perillus süß Getön,
Es klang nicht von der Erde, klang aus des Himmels Höh'n.
Es waren keine Worte, die man verstehen kunnt';
Perillus ward schwermütig seit dieser selben Stund'.
Er ließ die Kund' im Sterben dem Erben Titurison,
Der schaukelt' auf den Knieen den lieben kleinen Sohn.
Von dem der Vater hatte geträumt in led'gen Tagen,
Er werd' im Paradiese dereinst die Krone tragen.
Und als der kleine Titurell den Vater sprechen hört'
Vom Klang in salva terra, da ward sein Sinn verstört.
Er sprang mit beiden Füßen von Vaters Knieen auf
Und nahm durch alle Lande den sehnsuchtsvollen Lauf.

[1] Dem Inhalte nach unmittelbare Fortsetzung zu den Versen 924—999.

Er horchte, ob das Klingen nicht wieder schöll' etwan,
Und da es nimmer schallen wollt', hub er zu seufzen an.

Sein Knabenwämschen hatte verwachsen Titurell,
Suchend durchschweift die Erde der reif'ge Junggesell.

Gefurchet und gebräunet die Jünglingswangen hell,
Suchend durchschweift die Erde der alternde Titurell.

Mit Runzeln auf der Stirne, das dünne Haar schneeweiß,
In einer Wüste nieder verzweifelnd sank der Greis.

Da schwebeten vom Himmel vier Engel silberklar
Und trugen in den Händen den Kelch, den heil'gen, dar.

Nun klang das süße Tönen, so einst der Ahn vernommen,
Nach welchem ausgegangen des Enkels Füß', die frommen.

Und an dem Kelche flammte auf die Schrift, ein Feuermal,
Also gebot durch seine Glut der dreimal hehre Gral:

„Ich will in dir, o Titurell, den Pfleger mein erkennen,
Du sollst den Tempel bauen mir und Montsalvatsch ihn nennen."

Spricht Titurell, der zitternde: „Wie mag die Form ich wissen?"
Da liegt die Platt' zu Füßen ihm, worauf der Plan gerissen.

Nun ward erhöht der Wunderbau auf einem dunkeln Onyxstein,
Hoch in der Kuppel schwebete des Grales blut'ger Schein.

In Feuerschrift am Kelch erscheint der Ratschluß seiner Macht,
Der Schein weist die Templeisen zurecht in düstrer Nacht.

Es ist ein hochgegründetes, geheimnisreiches Haus,
Und Manns- und Frau'ngestalten gehn sinnend ein und aus. —

Nun hör', du edler Artushof, noch manches schöne Wunder
Von Parzifal, der König ist auf Montsalvatsch jetzunder.

Held Parzifal, Herzelaudens Sohn ...

(Der König steht auf.)

Artus.

Fackeln! Leuchtet mir! (Er geht.)

(Die Tafelrunde erhebt sich.)

Die Ritter.

Was ist dem König?

Gawein (zum Minstrel).

Ihr Sänger singt stäts zu viel oder zu wenig!
Weißt du nicht, daß dies Lied vom Gral
Dem Artus zeugt Qual?
Geheimer Zauber ist dran geknüpft,
Der vergiftend ins ruhige Blut ihm schlüpft,
Es klingt ihm wie das Gekreisch der Alrunen[1]!
Wir schweigen drum von Titurell,
Von Parzifal, Herzelauden, Sigunen.

Gareis.

Durch die Lüfte reiten die Geister schnell
Und berühren der Menschen Stirne,
Dann schäumt es mondsüchtig im Hirne!
Ein solcher tückischer Kobold
Hat uns heute den Besuch gezollt
Und kehrte des Mahles Lust in Verdruß.

Gawein.

Wo wär' ohne Frauen und Minne Genuß?
Uns fehlte die schöne Königin,
Sie ging zu der Schwester, zur Niniane.
Minne heißt die Dankausspenderin,
Minne heißt das Zeichen in des Ritters Fahne!

Erek.

Lasset das Grübeln!

Gawein.

Grübler, du schmähltst?

[1] Alrune, von Jakob Grimm fälschlich für Albruna geformtes Wort. Es ist der Name einer im 8. Kapitel der „Germania" des Tacitus erwähnten Seherin; zunächst wohl Sammelname für die weisen Frauen der Germanen.

Gareis.

Weil er's nicht selber tut.

Erek.

Gareis, du fehlst.
Heute noch, heute den Wein geschlürft,
Solang' ihr es könnt, solang' ihr es dürft!

Gawein.

Komm nur! Er bleibt vom alten Schlag.

Erek.

Lacht immerhin! Lacht mich aus! 's ist der letzte Tag
Des Lachens heute!

Gawein.

Erek! wieso?

Erek.

Fragt nicht! Sinnt nicht! Brüder, seid froh!

Gareis.

Du mahnest zur Freude mit 'nem Totengesicht.
Bist du krank?

(Sie gehn zur Tafel.)

Minstrel.

Mein Gedicht,
Sie haben dein zartes Gewebe zerstört,
Da flattern im Winde die Fäden!
Versuchen wir zu reden
Mit uns selber, da niemand zu hören begehrt!
Held Parzifal, Herzelaudens Sohn, kam früh zum hehren Gral,
Und die Zeichen standen dichtgedrängt rings an der Wand im Saal.
Er sah sie an und sah sie nicht, er hörte schluchzen und weinen,
Und die Männer und Frauen schauten bang nach ihm, und er fragte keinen.

Hätt' er nach des Leides Grund gefragt, sie hätten ihm gehuldiget trunken;
Stumm schied er von dannen, kronenlos, und sie blieben in Leid versunken.
Das Weltgeheimnis ist nirgendwo; es ist nicht hier und nicht dorten,
Es schaukelt sich wie ein unschuldiges Kind in des Sängers blühenden Worten.

Rosengarten der Königin.

Artus. Ginevra.

Artus.

Frau Königin, sei mir gegrüßt!
Die Abendsonne geht noch milde
Auf nach dem Tage, irr und wüst,
In deinem friedesel'gen Bilde.
Entferne dich, Ginevra, nie
Von unsrer Tafel, meinem Zelt,
Denn Frauenreiz und Courtoisie,
Die sind das goldne Band der Welt;
Es hadern wildempört die Glieder,
Schwingt Schönheit nicht ihr sanft Gefieder.

Ginevra.

Die Schönheit darf nicht feiern immer,
Sie zieht erobernd durch das Land,
Ich habe deines Heldenkranzes Schimmer
Den neuen Stern, o Artus, zugewandt.

Artus.

Sprachst du die Schwester?

Ginevra.

Nein, du kennst
Ja selber wohl ihr wunderlich Bezeigen.
Sie hält sich neckischfrei und seltsam eigen,
Und schweift dahin, daher, ein hold Gespenst.

Ich ging nach ihr, mich an ihr Herz zu schmiegen,
Der Mutter Aug' in ihrem zu erblicken;
Sie schüttelte das Haupt mit losen Tücken,
Den leichten Fuß sah ich von dannen fliegen.
Bald hätte mich die fromme Schwestertreu'
In Schmach gestürzt.

Artus.

Dein Blick irrt froh und scheu.
Ist's Freud', ist's Bangnis, was den Busen hebt?
Was macht dich froh? Wovor bist du erbebt?

Ginevra.

Ich hab', o Herr, ja Schrecken nur erlebt. —
Heim schritt ich durch den Wald von Dioflee,
Da stand vermummt vom Kopfe bis zur Zeh'
Auf finstrem Kreuzweg eine Ungestalt,
So klein sie war, ich ward vor Schauder kalt.

Sie murmelt vor sich hin den Zaubersegen;
Ich wollt' entflieh'n und konnte mich nicht regen!
Wie ich, sind die Begleiter festgebannt,
Der Böse naht und reckt nach mir die Hand.

Da, glänzend, wie Sankt Michael vom Himmel,
Sprengt durch den Forst auf leuchtendem Schimmel
Der junge hohe Held daher,
Er trifft den Feind mit seinem Degen schwer.

Er schlägt verächtlich nur mit flachen Streichen!
Der Arge muß dennoch entweichen.
Und als er flüchtend Kapp' und Kleid verlor,
Erkannt' ich ...

Artus.

Wen?

Ginevra.

Den Zwergen des Klingsor.

Artus.

Das ist nicht möglich!

Ginevra.

Hätt' ich mich geirrt!

Artus.

Du haſt's, von Angſt das Aug' umflirrt.
Caſtel Merveil birgt Dinge, ſchädlich,
Doch iſt der Alt' in ſeiner Weiſe redlich.
Er mag mich höhnen, mich verfolgen, haſſen,
Wird den gemeinen Knecht nicht ſchalten laſſen.
Wo weilt dein Retter?

Ginevra.

Er harrt in Züchten.

Artus.

Was iſt's für ein Mann?

Ginevra.

Du mußt ihn ſehn.

Artus.

Weiß er, wem er erwieſen des Schwertes Pflichten?

Ginevra.

Er ſchwieg, ich ſchwieg. So iſt es geſchehn.

(Die Ritter der Tafelrunde treten ein.)

Artus.

Hier kommen die Unſern zur guten Nacht.
Führ' einer den fremden Helfer herein,
Ich hoffe, ſein Wappen iſt echt und rein.

(Lanzelot vom See tritt ein.)

Lanzelot (beugt das Knie vor dem Könige).

Preis ſei des Artus heiliger Macht!

Artus.

Wie heißeſt, wunderbarer Jüngling, du?

Lanzelot.

Ich nenne mich den Lanzelot vom See[1].

[1] „Lanzelet du Lac" iſt das Epos Ulrichs von Zatzikhoven benannt. Auf ihm beruht der Inhalt der Szene bei Immermann.

Die Ritter (in freudiger Bewegung).

Lanzelot! Lanzelot!

Lanzelot.

Stört dieser Name würd'ger Helden Ruh'?

Die Ritter.

Heil dir, Lanzelot!

Artus.

Faff' ihre Regung! Ihren Ruf versteh'!
Sie zittern vor Freude, umarme die Werten!
Umarme mich, ersehnter Paladin!
Nun ward meiner Krone der Demant verlieh'n,
Unsre Wünsche fanden den höchsten Gefährten.
Das Land des Ruhmes war gespaltet
Und diente einem doppelten Gebot;
Die eine Hälfte haben wir verwaltet,
Die andre Lanzelot.

Lanzelot.

Mein König, du beschämst mich tief,
Ich bin ein Rittersmann, gleich andern.
Der Zufall wollte, daß auf meinem Wandern
Manch Abenteuer mich berief,
Und daß dabei, in Feld- und Waldesschranken,
Lalagandries, Lymer und Iwerett sanken.

Artus.

Auf jede Brücke, jeden Steg
Sandt' ich die Boten, dich zu gewinnen.

Lanzelot.

Ich trug, zu kommen, längst in meinen Sinnen,
Doch immer gab's zu tun noch auf dem Weg.
Jetzt bin ich, wo ich weilen soll,
Sei es gescheh'n zur guten Stunde!

Artus.

Der Zwölft' ist da! Mein Tisch ward voll,

Und nun beschließ' ich unsre Tafelrunde.
Den wir gesucht, das Schicksal führt ihn her.

Lanzelot.

Jawohl, ein göttlich Schicksal führt mich her!

Artus.

Wie dacht' ich drauf, dir zu vergelten
Den Dienst, den du uns unbekannt erwiesen!
Doch welche Gunst belohnet diesen,
Groß wie sein Nam', wie seine Tugend selten?

Lanzelot.

Artus, ich hab' ein ernstliches Begehr.

Artus.

Fordre mein Reich! Ich lobe dir Gewähr.

Lanzelot.

Es ist um Land und Schätze nicht gemeint,
Gefesselt steh' ich hier, leibeigen, Sklave.
So bitt' ich, daß ich auf die gleiche Strafe
Verklagen dürfe meinen holden Feind.
Er traf mich, lähmte mich mit seinen Pfeilen,
Soll ihn nicht Buß' um solche Schuld ereilen?
Ich bitte König Uters hohen Erben,
Daß ich in adeliger Zucht und Sitte,
Mit keuschem Dienste, mit erlaubter Bitte
Um dieser Dame Minne dürfe werben.

(Er verneigt sich vor Ginevren.)

Die Ritter.

Weh' dir, Lanzelot!

Ginevra.

Wehe mir!

Artus.

Du wirbst um deines Königs Frau.

Lanzelot.

So mußt' es sein! Mein Los bleibt sich getreu!
Ein ausgestoß'ner Fündling, kenn' ich keinen
Der beiden Eltern, führ' ein irrend Leben;
Den Feinden hab' ich Schutz und Schirm gegeben
(Ich kannt' sie nicht), und Freunde macht' ich weinen!
Des ungeheuren Iw'rett Überwinder,
Bewältigt mich Mabüs', der blöde Sünder,
Und daß sich diese Trauermäre kröne,
Verirrt die Liebe sich, die reine, schöne,
Das einzigste, das herrlichste Begegnen,
Und Frevel zeugt ihr himmelmildes Segnen!

Artus (zu den Rittern).

Ich fordr' euch auf, den seltnen Fall zu schlichten.

(Die Ritter schweigen.)

Ginevra, du?

(Ginevra wendet sich ab.)

Wie? Bleib' ich ohne Rat?
So magst du selber, Lanzelot, dich richten!

Lanzelot.

Vergiß, mein Herr, was ich erbat. —

Ab nun scheidet Lanz'lot vom See
Aus der Menschen Mitte,
Und in dem Walde von Dioflee
Baut er die Hütte.

Dort verscharrt er Panzer und Schwert
In die Erde leise,
Singt, aus dem Psalmenbuche belehrt,
Klägliche Weise!

Nahrung gräbt sich die dunkle Gestalt,
Wo die Kräuter sprießen;
Ihr sollt, zieht ihr tyostend zu Wald,
Nimmer sie grüßen.

Raum in dem Walde begehr' ich von dir,
Fürst dieser Scharen,
Königin, Teure, schenke du mir
Mein Gewand von Haaren!

Artus.

Die Lösung mißbehagt mir, junger Held.

Lanzelot.

Vielleicht, daß dir 'ne kürzere gefällt.
Du hätt'st mein Haupt gesehen nie,
Tat früher ich mein Lieb erkennen.
Das Haupt, verwirkt um Felonie[1],
Nimm's hin und laß vom Rumpf es trennen.

Artus.

Noch wen'ger will mir dieser Spruch behagen,

Lanzelot.

So weiß ich nichts, mein König, mehr zu sagen.
Tod ist mein Los, da Fluch im Keim erdrückt,
Was mich so sehr entzückt!
Und gleich gilt mir es, wie ich ende.
Soll ich verschmachten im Klausnerrock?
Soll ich verbluten auf dem Block?
Ich geb's in deine Hände.

Artus (knüpft Ginevren den Schleier ab).

In meinen Händen liegt der Kön'gin Schleier.
Und da du selber sagst, du sei'st kein Freier,
Muß man dich kennen an der Knechtschaft Mal.
(Er knüpft dem Lanzelot den Schleier als Schärpe um.)
Trag' diese Bind' im Dienste deiner Wahl! —
Nach Fug und Recht und Brauch der Paladine
Gebar' dich, wage, dulde, wirb und diene!

[1] Felonie bezeichnet die Verletzung der Lehnstreue zwischen Lehnsherrn und Vasall.

Denn Schönheit ist das Licht der hohen Seelen,
In ihr bricht auf das Leben zum Gewinne,
Und keinem Tapfern soll die Blume fehlen
An seines Helmes Spang': die hehre Minne!

Die Schönheit ängstlich neidisch zu bewachen,
Geziemt nur eines Marke[1] blödem Sinne.
Es höhnt die sorgenvolle Kunst des Schwachen
Die schlaue, tiefe, wilde, tapfre Minne!

Was hat der Schmerz zu tun mit meinem Amte?
König von meiner Tage Anbeginne,
Blieb' ich, ob Pein des Feuers in mir flammte,
Der höchste Schirmvogt ritterlicher Minne!

Und daß sie sich nicht selber arg zerstöre,
Stell' ich sie hiemit in die Hut der Ehre.

(Er geht. Die Ritter folgen.)

Lanzelot. Ginevra.

(Sie stehn weit voneinander.)

Lanzelot.

Mit sieben Siegeln
Hat Salomo die Geister gebunden[2],
An stärkern Zügeln
Lieg' ich gebändiget und überwunden!
Nun folgt' ich wohl den Spuren
Der oft von mir verlachten Troubadouren
Und spräche schwärmend
Und ab mich härmend
Zu Sternen, Felsen, Hügeln, Blumen, Quellen,
Weil meiner Liebe Wellen
Im Wort des Königs starken Damm gefunden!

Ginevra.

Der Frauen Blüte
Gleicht einem edlen, köstlichen Weine;

---

[1] Der von Tristan betrogene Gemahl Isoldens. — [2] Nach der oriental. Legende.

Hohen Mann's Gemüte
Ist wie der tiefe Kelch, der glänzend reine.
Von seinem Gold umfangen,
Entfaltet erst der Wein das höchste Prangen.
Ach, wie so fröhlich,
So überselig
Ist einer Frauen stillbegnügte Liebe!
Der nichts zu wünschen bliebe,
Als ewiglich zu glühn in fremdem Scheine!

Lanzelot (zu einer Staude gewendet).

Ich will, du schöne, schlanke Winde,
Zu meiner Trauten dich erwählen,
Und mich mit dir, dem Frühlingskinde,
Vor Sehnsucht lechzend, hier vermählen.
Ich rühre deine weichen Ranken,
Als wären's zärtlich-runde Arme;
Mir ist, wenn deine Blätter schwanken,
Als ob ein Herz an mir erwarme.
Du streckst in tau'ge Finsternisse
Die Glocken aus, die purpurschweren,
Das sind die roten, süßen Küsse,
Die deine Lippen mir bescheren.
Laß alle Anmutgaben sprießen,
Die Minne je um Minne bot!
Das darf den König nicht verdrießen
Vom unglückseel'gen Lanzelot!

Ginevra (zu einem Baume gewendet).

Ich will an dich, du stolze Eiche,
Heut' abend meine Gunst verschenken,
In deine Krone send' ich weiche
Gefühle und mein zärt'stes Denken!
Die wildgezackten Blätter zittern
Vor ungeduldiger Bewegung,

Es brauset wie ein dumpf Gewittern
Durch deine Äste Abendregung.
Doch meine Seele, sich zerteilend,
Sich lösend in ein innig Sehnen,
Umfließe deine Wipfel heilend,
Ein Traum der Wehmut und der Tränen!

Lanzelot.

Was ist die Liebe, wenn in nicht'gen Bildern
Sie krank sich schwelgen muß,
Und wenn auf stillem Wege zum Genuß
Die Wünsch' in irrer Schattenqual verwildern?
Wenn Täuschung so die Täuschung hetzte, triebe,
Was wär', o grausam Glück, die Liebe dann?

Ginevra.

Die Liebe!

Feld.

Klingsor (mit Mantel und Stab).

Mich trägt der Zorn, das schnaubende Roß,
Auf Unruhwegen aus dem Schloß!
Ophiomorphos' Staub ist stumm,
Und draußen schweift der Gaukler um.
Denn Gaukler ist er, oder Tor,
Es lebt kein Größ'rer als Klingsor!
Die Jungens, die gleich Fliegen mich umspüren,
Sie haben jene Schrift mir weggenascht,
Und er hat sie von einem dann erhascht.
So hängt's. Ich schließ' in Zukunft ganz die Türen.
Sie können nichts als aus mich plündern,
Auch er ist einer von den Sündern.
Der alte Schnack vom Gral, dem fronen[1],

[1] Fron ist nach Grimm ein uraltes, dunkles Wort mit der Bedeutung herrlich, heilig; als einfaches Adjektiv ist es nach dem 16. Jahrhundert kaum noch lebendig.

Der erst im Orient tat wohnen,
Und den ich für den Westen dann erfrischet,
Der wird von ihm jetzt aufgetischet;
Was ich erfand, damit will er belehren.
Vom Pöbel wallt's um ihn, vom närr'schen,
Jetzt strebt er zu Hof, um dort zu herrschen.
Ich aber will das Steu'r ihm kehren,
Hier prüf' ich ihn, will ihn verstören.
Zwar ist das Menschenpack mir längst zuwider,
Doch sollen meine Sprüch' und Lieder
Beherrschen sie, so lang' ich bin,
Dann fahr' der Kram ins Chaos hin!
Durch diesen neuen Götzen soll
Nicht werden er auf andre Weise toll;
Noch einmal wird sich Klingsor zeigen,
Dann birgt er sich im ew'gen Schweigen.

Merlin (tritt auf. Volk folgt ihm).

Ich bitt' euch, geht und bleibt in euren Hütten.
Ihr lernt von eurer Väter frommen Sitten,
Von jedem Tag, in Arbeit hingebracht,
Mehr, als Merlin zu künden hat die Macht.

(Das Volk geht ab.)

Klingsor (tritt zu ihm).

Du scheinst mir gar nicht in der Irre.
So wie die Schöne, die zu reizen weiß,
Den Busen halb verbirgt, halb zeigt mit Fleiß,
So gibst du, nimmst du, machst sie brünstig, kirre.
Du sagst dem Pöbel: Sei dir selber Heiland,
Begeistre dich an deinen eignen Werken!
Doch dabei läßt du freilich ihnen merken,
Daß diese deine Lehr' ist nicht von weiland.
Der stärkste Stier läßt sich zum Joche schmeicheln,
Das Volk hört gern von seiner Majestät,

Nur wacker lügen, süßlich streicheln,
Und fertig wurde der Prophet.

Merlin.

Du schilderst dich, nicht mich. — Die Menschen haben
Für Wahrheit ein tiefinnerstes Vermögen,
Und nur, wer ihnen bietet falsche Gaben,
Dem zahlen sie die falsche Münz' entgegen.

Klingsor.

Du glaubst sonach an dich? — Das ist ersprießlich.
Ein jeder lebt doch gerne aus dem Vollen.
Die Täuscherei macht uns zuletzt verdrießlich,
Man wünscht sich selbst zu weih'n, was andre zollen.
Magst du wohl Rätsel raten?

Merlin.

Wie ich meine,
Sind Rätsel, die zu raten, eben keine.

Klingsor.

Drei Knaben wollen in Eimern[1]
Uns bringen die Speise her,
Sie schöpfen aus unendlichem Vorrat,
Sie füll'n aus unergründlichem Meer.

Sie laufen und sind geschäftig,
Sie halten die Eimer im Kreis,
Doch wollen wir essen und trinken,
Versiegt in den Eimern die Speis'.

Dann laufen sie wieder zum Vorrat,
Dann rennen sie wieder zum Meer,
's bleibt aber beim Hungern und Dursten,
Denn die Eimer, die Eimer sind leer.

Merlin.

Bis daß die glänzende Jungfrau
Vom Himmel zur Erde sich schwingt,

[1] Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

Mit den seligen leuchtenden Augen
In den Kreis der drei Knaben dringt!
Die Knaben fallen aufs Antlitz,
Die Eimer stürzen, zersprengt!
Die Jungfrau lächelt geruhig,
Und wir sind gespeist und getränkt.

Klingsor.

Das ist ja dunkler als das Rätsel.

Merlin.

So?
Die Lösung zeigt dir nur so finstre Mienen,
Weil dir die Jungfrau niemals noch erschienen.

Klingsor.

Was für ein Mensch ist dieser? — Schadenfroh,
Du lachst zu früh. Ich fordre Weissagung.
Sag mir, woran wohl werd' ich enden?

Merlin.

Du morscher Baum, der noch sich anstellt jung,
Du stirbst an herbem Herzeleid.

Klingsor.

Die Scheidemünze hast du gleich bereit! —
Das ließ sich greifen mit den Händen. (Ab.)

Merlin.

Ob ihn nun bald ermüdete dies Spiel?
Er ist ein Greis, drum trag' ich es geduldig,
Nachdem mir Satan blieb die Antwort schuldig,
Wählt mich ein Faf'ler zu des Hohnes Ziel.
Gesteh' dir nur, du übest Tücke,
Du läss'st dir diesen Aufenthalt gefallen,
Je weiter deine Füße vorwärts wallen,
Je heftiger reißt's dich zurücke!

In wilder Felsen stummsten Engen,
Da ist dein Haus, da weile!
Warum mich unter Menschen drängen,
Da ich das Menschliche nicht teile?[1]

Sie schwanken zwischen Zukunft, Gegenwart,
Im Lieblich-Ungewissen;
Vor meinem Geist steht alles klar und hart,
Ich schmachte nach den Finsternissen!

Klingsor (als Jüngling zurückkehrend).

Hier find' ich, den ich suchen wollt'!
Meister, seid meiner Jugend hold.
Man sagt, Ihr löst den Klingsor ab,
Der uns bis jetzt Orakel gab,
Weil ich nun auch von gestern stamme,
Wärm' ich mich an der jüngsten Flamme.

Eine Frage quält mich bitterlich,
Ihr wißt die Antwort sicherlich.
Das Tier hat Triebe, die es führen
Zur Paare, Brüte, Wanderzeit,
Der Mensch kann aber an nichts verspüren,
Was just zur Stunde und gescheit.

Da sind vergeudet bald die Kräfte,
Das Haar ergraut, es stocken die Säfte.
Man hielt' wohl besser Haus, wüßt' man
Zu messen aus der Tage Spann'.
Die Meßkunst ich gern lernen möcht',
Einteilen ließe sich's dann recht.
Wann sterb' ich, Meister, und woran?

Merlin.

Du stirbst vor großer Seligkeit.

[1] Daher Merlins Beiname „der Wilde", wie in Uhlands Gedicht.

Klingsor.

So sterb' ich denn an Herzeleid,
Und sterb' an großer Seligkeit.

(Er nimmt seine natürliche Gestalt an.)

Marktschreier du, dem's kalt und heiß
Aus dem schamlosen Munde fährt!

Merlin.

Klingsor, ich habe dich geehrt
Mit meinem Spruche, schwarz und weiß.
Ich glaub' an deinen edlen Kern,
Du dunstumhüllter Irrestern,
Drum sagt' ich dir zweifachen Tod,
Und dies wird wahr vor Morgenrot.

Sein eigenstes Gesetz hat jedes Wesen,
Es schwingt drin wie die Unruh' in der Uhr,
Aus der Gestalt der Signatur
Läßt sich sein ganzes Erdenschicksal lesen.

Dir war das Leben stäts ein Doppeltes,
Vom Einfach-Einen sich dein Geist entfernte,
Und hier und da und dort Gestoppeltes
Bedeutete dir eine große Ernte.
Darum wird auch der Tod, einfach den andern,
Zu dir mit schrägem Doppelantlitz wandern.

Klingsor.

Ich bitt' dich, fall nicht in den Pred'gerton,
Der Priester Salböl konnt' ich nie verdauen.

Merlin.

Der bleiche Mund spricht diesem Hohne Hohn,
Du möchtest kräftig scheinen, bebst vor Grauen.

Nicht ziemt es mir, dich zu belehren,
Denn du bist alt, und ich bin jung.
Ich hab' mit andern zu verkehren,
Was soll des Weges Hinderung?

Ich walle still für mich; du, den ich nicht drum bat,
Trittst zu mir und verlegst mir meinen Pfad.

Castel Merveil ist deine Stätte,
Sei, wie du bist, und laß mich los.
Ich wüßt' nicht, was ich dir zu sagen hätte,
Die Kluft ist zwischen uns zu groß.

Dir galt die Erde, See, das Firmament,
Für eine Leiter einzig, dich zu steigern;
Da heißt es, was man Demut nennt,
Vollkommen und entschieden zu verweigern.
Die Menschen halb und schwach zu finden,
Erhielt dich selber stark und ganz,
Getrost zerpflücktest du nach allen Winden
Der Andacht, Lieb' und Ehre vollen Kranz;
Du tatst das wie ein Mann, du tatst das wie ein Held,
Und dir gehört ein großes Stück der Welt.

Nur freilich ist dies Stück so ziemlich wüste!
Und es gedeiht auf solchem Acker nichts
Als Wahn, Empfindsamkeit, Betrug, Gelüste
Und kleine Klugheit eines Wichts.

Klingsor.

Du aber? . . .

Merlin.

Klingt in deiner Brust
Denn nur ein Laut von mir? Was also willst du hören?
Auch fehlte mir, Klingsor, bis jetzt die Lust,
Hochmütig grübelnd in mir umzustören,
Und stolz bei meinem Wert zu schwören. —

Denn alles, was da lebt und regt
Und sich in eigner Formation bewegt,
Steht näher mir, als ich mir bin.
Des Königs hoher Fürstensinn,
Der Frauen sanfte Veilchentreue,

Des Ritters Wagen und der Jungfraun Scheue,
Des kleinsten Bürgers armer Werkeltag,
Des letzten Bauern Fleiß und Ungemach,
Das alles ist mir wert und wichtig,
Viel wicht'ger als mein Ich, so schwach und nichtig.

Weil ich denn ganz mich an das All verschenkt',
Hat sich das All in mich zurück gelenkt,
Und in mir wachsen, welken, ruhn und schwanken
Nicht meine, nein! die großen Weltgedanken.
Sie ziehen feierlich die ernste Bahn,
Ich flieg', 'ne Feder, mit zum Ozean,
In dessen Schoß gebadet, sie, die hehren,
Mit heil'ger Grausamkeit mein Ich verzehren.

(Klingsor will gehn.)

Bleib! Mir zum Leid war dies Gespräch,
Warum mußt du in meine Kreise schweifen?
Ich gebe dich in dessen Pfleg',
Den du allein verstehest zu begreifen.
Demiurgos!

(**Satan** erscheint. Klingsor fällt mit dem Antlitze auf den Boden.)

Erfrische den welken Alten
Mit deinen ewigwechselnden Gestalten!

(Merlin geht.)

Satan.

Mein starker Sohn hat sich geirrt.
Er meint, du habest mich zum Wirt
Indes du meiner Kleinen Kleinsten
Verehrtest als den Ungemeinsten.
Doch bring' ich Trost von andrer Weise:
Der Ungerat'ne ist schon aus dem Gleise.

Deß geb' ich Bürgschaft und Gewähr;
Du hast doch recht, unrecht hat er.
Gepackt vom grimmigsten Widerspruch
Ward er bereits, möchte gerne davon,

Kann's nicht, bald ächzet er grausesten Fluch,
Schlangenumschnürter Laokoon!

(Satan verschwindet. Klingsor rafft sich zitternd auf und geht.)

Nacht. Zeltlager der Tafelrunde.

In den offnen Zelten schlummernd: **Artus, Ginevra,** die **Ritter.**

Niniana

(tritt zwischen den Zelten auf).

Will einer mich fangen,
Schlüpf' ich verstohlen
Auf federnden Sohlen
Gleitend hinweg.
Nach keinem verlangen,
O reines Empfinden!
Mit Wolken und Winden
Führet das Mädchen ihr freies Gespräch.

(Sie tritt zu Ginevra.)

Du wolltest mich gerne,
Schwesterlein, küssen,
Du mußtest doch wissen,
Daß ich's nicht leid'!
Nun komm' ich von ferne
Geschlichen bei Nachte,
Und rühre dir sachte
Wimpernverhangene Äugelein beid'.

(Sie küßt die Augen der Schwester.)

Ich tät einem jeden
Gleich den Gefallen,
Und gäbe wohl allen,
Was sie begehrt.
Doch weil sie von[1] reden,
Und wenn sie drum bitten,

---

[1] Davon.

In fliehenden Schritten
Das Mädchen den glänzenden Nacken kehrt.
Mein Ringlein ich habe,
Rötlich umschienen
Von glüh'nden Rubinen,
Mit hergebracht;
(Sie streift einen Rubinenring vom Finger.)
Die herrlichste Gabe,
Die Wünsche, die süß'sten,
Das liebste Gelüsten
Schenke den Träumenden, Ringlein, zu Nacht!
(Sie wirft den Ring empor, der als glänzende Lufterscheinung über den Zelten schweben bleibt.)

Artus (träumend).

Mit Ehrfurchtzittern tret' ich
In deine ew'gen Hallen!
Verhüllten Hauptes bet' ich:
Laß, Montsalvatsch, dies Opfer dir gefallen,
Nimm uns, o Gral, die du so lang' berufen,
Mich mit den Meinen allen!
Die Tafelrunde kniet auf deinen Stufen.

Gawein (ebenso).

Wo bist denn du geblieben,
Mein Lorbeerkranz, so heiter,
Den einst die Hand der Lieben
Gewunden ihrem ehrenhaften Streiter?
Da kräuselt er umher, verwelkt zu Staube,
Die Lüfte wehn ihn weiter,
Ich lächle ob der schwachen Blätter Raube.

Gareis (ebenso).

Hier wird nicht angeregt
Der Neid am vollen Mahle!
Die weiße Taube leget
Die Hostie, flügelschwingend, auf die Schale,
Und gleich durchzuckt ein vollgenügend Speisen

Von oben her zu Tale
Den ernsten Kreis begnadigter Templeisen.

Erek (ebenso).

Wer ist im gelben Lichte
Der Wunde dort, der ächzende?
Ich grüß' sein Angesichte,
Anfortas ist es, der Genesung lechzende.
Roi Pêcheur[1]! So lehrt auch hier zu klagen
Der Erdenschmerz, der krächzende!
Bei dir bleib' ich, will deiner Sorge tragen.

Ginevra (ebenso).

Sigune, Taube, weinend
In bunter Felsengrotte!
Auf deinem Schoße scheinend
Des Liebsten Leichnam, schön, dem Tod zum Spotte!
Wie herrlich glänzt der treu'sten Seele Jammer
Im Brautgemach bei Gotte!
Hast du noch Platz für mich in deiner Kammer?

Lanzelot (ebenso).

Tschionachtolanders Lose
Neidvolles Preisen spend' ich;
Wer ruht der Lieb' im Schoße,
Bleibt, ob zur Leich' er wurde, stäts lebendig.
Zu solcher Leiche, o mein Leib, zu taugen!
Und über mir beständig
Sigune weinend aus Ginevrens Augen!

Artus (bewegt sich unruhig im Schlafe).

Verlangst du Opfer, schwere,
In Lüften schwebender Schrecken?
Begehre nur, begehre,
Du heil'ges, düstres, wildes Flammenbecken!
Was haben deine Liebenden verbrochen,

[1] Bedeutet doppelsinig sowohl König Fischer — denn der sieche Anfortas weilt mit Vorliebe an den Ufern des Sees — wie König Sünder.

Daß du den ält'sten Schrecken
Aufrufst in krampfbewegter Adern Pochen?
(**Merlin** tritt ein. Das Morgenrot bricht an.)

Merlin (zu Ninianen, die entfliehen will).
Bleib!

Niniana.
Fange mich!
(Der Rubinenring läßt sich auf ihrem Haupte nieder, wo er, zum Strahlenkranze erweitert, ruh'n bleibt.)

Merlin.
Dies ist der Stern des Morgens,
Der von dem Himmel zu der Erde sank
Aus holder Torheit! Fand
Die Stätte nicht, würdig zu ruh'n, und fiel
Drum in des Merlin Brust!
Hat Merlin ausgetauscht, verfälscht, vergiftet,
Er ist nicht Merlin mehr...
(Niniana entflieht lachend.)
O Morgenstern,
Du spott'st in angewies'ner Bahn der Fabel!
Zu wandeln vor der Sonn' her ist dein Los.
Sie rennt ihm nach durch alle Himmelsräume,
Den reizenden Verkündiger zu küssen,
Und holt ihn nimmer ein. Dann weint sie schamrot,
Recht satt von Leid, zum Meer hinunter. Er
Lacht aus der alten Base dunklem Fenster
Als schelm'sche Venus ob des Witwerjammers.
Oh! Ich verwechsle die Geschlechter schon
Als wie Tiresias![1] —
Nun sind wir zwei, wie Göttlichen geziemt,
Ins höchste Haus[2] des Firmaments gerückt,

[1] Der thebanische Seher erschlug einst von zwei sich gattenden Schlangen das Weibchen und wurde dafür auf sieben Jahre in eine Frau verwandelt. Als er nach Ablauf dieser Zeit die Schlangen ebenso wiedersah und nun das Männchen tötete, ward er wieder zum Manne. — [2] In zwölf Häuser hat die Astrologie den Himmel eingeteilt und bestimmt nach ihnen die Nativität.

Du Venus, Helios Ich!
Und wie der Gott, und wie das Tagsgestirn,
In eignem Lichte ganz von Klarheit schwanger
Sich selber offenbaret, sprich dein Wort:
Du liebst! — Furchtbares Wort, das in den Abgrund
All deine Kräfte stürzt!
O Flötenwort, deß Frühlingsbalsam-Atem
Den Staub der Mutter weckend rührt im Grabe!
Sie setzt in ihren Linnen sich zurecht
Und lispelt: Nun bist du der Sohn der Erde!
Ich bin's, und alle Schmerzen wurden mein!
Von linder Wehmut süßem, weichem Hauch
Bis zu dem Schrei der heulenden Verzweiflung
's ward alles, alles mein! In Merlins Brust
Ruft eure Klagen, Jubel, Zweifel! Ruft,
Was nur die Lippe sagt, das Herz ersinnt,
Geschlechter ihr der Erde, die ihr lebet,
Und die ihr leben werdet! Denn ein Echo
Wird jedem Rufe tönen! Wie sich einst
Der Gott ins Ird'sche tief und tiefer duldete,
So hat sich jetzt in meine Göttlichkeit,
Entsagend seinem rohen, derben Leibe,
Das Irdische geschwungen!
Dem Logos[1] ward der Acker nun bestellt,
Und die Erlösung hat den Kreis beschlossen.

(Er naht sich den Schlafenden.)

O meine Menschen! Meine hohen Menschen!
So sehn sie aus. Ersätt'ge dich, mein Aug',
An ihrem Anblick! Euer Bruder ward ich.
Jetzt erst bin ich ein Priester, und die Hand,
Weil sie von Leiden zuckt, darf Leiden tilgen.
Mit diesem Segensdruck der Zärtlichkeit

[1] Griech. = Wort. So heißt Christus im Johannes-Evangelium.

Bann' ich die Ewigkeit herab.
(Er legt die Hand auf die Stirn des Königs.)
Erwacht
Im Lichte der Erfüllung!
(Sie erwachen.)
Traum ist Wahrheit!
's gibt keinen Irrtum, und kein Täuschen gibt's.
Was in der Seele wohnt, das wohnt auch draußen,
Der Hort des Titurell ist kein Liederscherz,
Ihr sollt ihn schau'n in wesenhafter Fülle!

Artus.

Auf eure Knien stürzt! Hier steht ein Gott!
(Sie knien.)

Merlin.

Solang' die Lumpen niedrer Sterblichkeit
Um meines Innern Glieder spärlich flattern,
Heiß' ich Merlin, das vaterlose Kind,
Nach dem du ausgesandt. — Der Spötter muß,
Der sich verstohlen schlich ins Sanktuar[1],
Von unverstand'nem Ding gezwungen stammeln.
Dies war das Fatum Klingsors. Ein Gleichnis aber
Setz' ich hiemit; wer Ohren hat, der höre.
Drei sind es, welche zeugen. Zwei erschienen,
Der ein' im Leben, und im Tod der zweite,
Der dritte ward verheißen. Ob er da ist,
Fragt eurer Herzen Klopfen! — Des bedrückten,
Demüt'gen Jammers Zeiten sind vergangen;
Hinführo will er sein mit frohen Wangen
Und sich entzücken unter den Entzückten.
(Zu Artus.)
Ich nehm' von dir die ird'sche Würd' ...
(Er nimmt ihm die Krone ab.)
Und zahle

[1] Heiligtum.

Dafür den Preis:

(Er setzt ihm die Krone wieder auf.)

Sei König du im Grale! —

Die Hand! Folgt mir! Ihr wißt, wer mit euch geht:

Ich bin der Geist! Euch führt der Paraklet[1]!

(Er geht mit dem Könige voran. Die Königin und die Ritter folgen.)

Castel Merveil.

Vorplatz.

Klingsor. Zwerg.

Zwerg.

Darf ich nicht bei dir sein?

Klingsor.

Geh du hinein!
Zünde von Sandelholz
Duftendes Feuer,
Wirf in die Flammen, stolz,
Balsame, teuer.
Stecke die Kerzen an,
Fege die Stiegen,
Laß um die Pfeiler dann
Kränze sich schmiegen,
Alles mit Köstlichkeit
Sollst du beschicken!

Zwerg.

Herr, und die Festlichkeit?

Klingsor.

Wirst sie erblicken!

(Zwerg ins Schloß.)

---

[1] Merlin sieht also in sich — und diese verblendete Überschätzung ist seine Schuld — den heiligen Geist, der im Johannes-Evangelium (14, 26) der Paraklet (griech.: Tröster, Beistand) genannt wird.

Klingsor (auf der Rasenbank).

Dem alten Herrn Rother[1] stürzet das Roß
Von der Wucht auf der Flucht aus dem Kampfe!
Vorüber die Ritter, vorüber der Troß,
Da liegt er im wirbelnden Dampfe!
Sein Haupt hängt herunter, sein Auge, das bricht,
Bei dem sterbenden Alten ist niemand nicht,
Der ihm helf' in dem ringenden Krampfe.

Zwerg (im Innern des Schlosses).

Von deiner Töne Drang
Bersten die Mauern,
Splittern die Säulen schlank!
Mäß'ge den Harfenklang!
Laß sie dich dauern!

Klingsor.

Und ist bei dem Alten niemand nicht,
So ist er bei sich doch geblieben.
Er dreht sein erblindetes Angesicht
Dem Licht entgegen, dem lieben.
Der Sieger, der junge, der reitet im Trab,
Er kommt, steigt 'runter, will schleichen seitab:
„Nicht mag ich dein Scheiden dir trüben!"

Zwerg.

Höre die Fenster klirr'n,
Vom Lied durchwittert,
Pfosten und Balken knirr'n,
Durch dich erschüttert!
Tosender Geister Heer
Heult, haucht und schnaubt umher,
Alles erzittert!

[1] Tieck hatte das Epos vom „König Rother" zum Teil neu bearbeitet. Hier scheint eine eigene Fortbildung Immermanns vorzuliegen.

Klingsor.

Denkst, Junge, ich sterbe vor Herzeleid,
Weil's die Götter mit mir so gefüget? —
O Liebster, ich sterbe vor Seligkeit,
Daß du mich, mein Jüngling, besieget . . .

Herzjunge! Mein Junge! das war ja der Gram,
Daß den Größern ich nimmer zu sehen bekam;
Nun haben's die Götter gefüget!

(Er stirbt. Castel Merveil stürzt ein.)

Montsalvatsch. Treppenstufen unter den Vorhallen.

Parzifal. Lohengrin.

Parzifal.

Die fürchterliche Wüste, uns umgürtend,
Liegt hinter deiner Füße mut'gen Ballen,
Und dieses Tempels, freundlich und bewirtend,
Die Heimlichkeiten dieser Jaspishallen
Entdeckte dir, o Wandrer, der geläutet
An unsrer Pforte, meiner Lippen Lallen.
Nun, wie die Schlang' im neuen Strahl sich häutet,
Streif du den Zweifel ab in unsrem Lenze,
Ergreif das Heil, das du so früh erbeutet,
Getrost geh' ein zu Salvaterras Grenze!

Lohengrin.

Noch laß, gekrönter Sohn der Herzelaude[1],
Mich harren an den äußern Propyläen[2]
Und furchtsam beben wie die Mistelstaude.
Noch laß mich fragen: Bin ich auserseh'n?
Ich, der ich schritt, ein leichtgeschürzter Knabe,
Wohin die Sohlen sorglos mochten gehen.

Was ich besitz', ist ja gemeine Gabe.

---

[1] Herzeloyde heißt bei Wolfram die Mutter Parzivals, den sie nach dem Tode ihres Gatten Gahmuret gebar. — [2] Portor.

Parzifal.

So scheide! — Teilst du nur die Gaben aller,
Bringt dich der Zufall wohl an diese Plätze.
Nun, warum gehst du nicht, mein junger Waller?

Lohengrin.

O Frevler ich am göttlichen Gesetze,
Das mich in seinen Riesenkreis gerissen!
Vergib dem Reuevollen, Schatz der Schätze!

Parzifal.

Wahrscheinlich wirst du jetzt das Rechte wissen.

Lohengrin.

Was wär' das Heil'ge, ständ' es zu erringen?
Unendliches, was wär' es, wenn das Endliche
Zu ihm gelangte mit der Sehnsucht Schwingen?
Nein, mich umfängt das Unabwendliche!
Es fassen mich die Ketten, die gestählten!
Des Menschen Tat, die einzig kenntliche,
Ist: Fühlen sich im Stande der Erwählten.

Parzifal.

So ist es, Lohengrin. Die Schelmenlist,
Das höchste Kleinod für den Pfennig: Tugend,
Sich zu erhandeln, hier verrufen ist.
Auf Montsalvatsch gibt's wilde, freche Jugend,
Auf Montsalvatsch geraten kühne Sünder:
Sigun', Anfortas, eitle Lüste suchend!
Das aber gilt uns Schelmenlist nicht minder,
So einer meint, wenn er entsag' und leide,
Da werd' er gleich des hehren Grales Finder.
Denn sieh! Ich prang' in Purpur, Samt und Seide
Und bin nicht besser als in Unbeglückung
Die Armen, die bei uns im groben Kleide.
Der Gral ist ein Geheimnis, eine Schickung.

Lohengrin.

Doch wenn die Schrift erglüht am fronen Kelche ...

Parzifal.

Dann sind wir all' in froner Lust verglichen!

Lohengrin.

Und keiner weiß, wer wonniglicher schwelge!

Parzifal.

Und keiner weiß, ob in den Flammenstrichen ...

Lohengrin.

Er das Gebot, ob es der Gral gegeben!

Parzifal.

Und so, der Pflichten traur'ger Hast entwichen ...

Lohengrin.

Scherzt in der Seligkeit das freie Leben!

Es füllet sich der Chor mit Visionen,
Die von der Decke Gurt herunterstreben!
Erzengel, Kräfte, Fürstentümer, Thronen
Fahren an Strahlen längs den Pfeilern nieder,
Das Haupt der Mutter zierend mit der Kronen.
Sie ruht auf goldnem Stuhl die keuschen Glieder,
Versenkt ins Kind, das einst in sie versenket,
Mit seinem Händchen quetscht des Todes Hyder[1].
Rings treten zu die Heiligen, verschränket,
Und zeigen freudiglich auf ihre Wunden,
Womit der Menschen Marter sie beschenket.
Im höchsten Schmerz ein lechzendes Gesunden,
Stirbt ewig süßen Tod Sebastian[2],
Der hat der Wollust tiefsten Grund gefunden.

[1] Wie Herakles als Kind in der Wiege die von Here zu seinem Verderben ausgesandten Schlangen erwürgte. — [2] Der heilige Sebastian wurde unter Diokletian zum Märtyrer, und zwar wurde er, nackt an einen Baum gebunden, von mauritanischen Bogenschützen durch angeblich tausend Pfeile durchbohrt.

Die kleinen Englein machen sich daran
Und spielen mit dem Kreuz, dem Kelch, dem Dorne,
Der Säule, Geißel, die das Blut gewann.
Und wie der Westwind wühlt im reifen Korne,
So wühlet, stürmet, tost im Meer der Liebe
Die Orgel mit der Töne brünst'gem Zorne!

Parzifal.

Wo ist die Trau'r?

Lohengrin.

Sie starb am Glück der Liebe.

Parzifal.

Die Falte?

Lohengrin.

Glättete die Hand der Liebe.

Parzifal.

Der Schatten?

Lohengrin.

Weggezehrt vom Licht der Liebe!
In Heitre, Jugend, Farben jauchzt die Liebe!

Parzifal.

Die Inschrift lies nunmehr an unsrer Pforte.

Lohengrin.

„Ich habe mich nach eignem Recht gegründet,
Vergebens sucht ihr mich.
Der Wandrer, welcher meinen Tempel findet,
Den suchte Ich."

Parzifal.

Es sterben denn die dürftig-rohen Worte,
Die sich aus unsrem Munde konnten schleichen,
Weil Erdenlüft' hier noch vergröbernd streichen,
Dem Frohsinn, dem gesuchten, aufgenommnen,
Im Angesicht des korporell Vollkommnen!

(**Lohengrin** schreitet die Stufen hinauf.)

Titurell (kommt aus dem Innern).

Zurück! — Vernehmt des Gottes jüngsten Schluß!
Ich kehr', erschüttert bis zum tiefsten Marke,
Vom Heiligtume, deß ich warten muß.
Wie auf der Sturmflut bebt die scheue Barke,
So zittert, springt, gekocht von Angst und Grimme,
In seinem Kelch das Blut, das weltenstarke.
Also befiehlt der Feuerzeichen Stimme:
„Auf! Gürtet eure Lenden, ihr Templeisen!
Den Unbezwung'nen zwingt das völlig Schlimme.
Ich muß, muß mich vom Abendland verweisen,
Ich löse mein Gebäu von diesem Felde,
Nach Indien will ich luftgetragen reisen!
Dort aber wird geschehn, was ich vermelde:
Des neuen, reinen Priesterreiches[1] Stiften
Im tiefsten, schauervollsten Urgewälde.
Denn mich vertreibt aus den erwählten Triften
Der Antichrist[2]! — Er suchet das Geschlecht
In ungeheu'rster Sünde zu vergiften.
Des letzten Ankömmlinges Dienst und Recht
Sei dies: zu bleiben in dem Abendrote
Dem Leid zum Trost, dem Bösen zum Gefecht.
Titurell bleibt Pfleger bei des Lebens Brote,
König ist Parzifal, der große, freie,
Und in die Welt geht Lohengrin, der Bote.
Die ird'sche Trias aber sind die dreie."

(Titurell beugt sich anbetend gegen das Inn're des Tempels. Parzifal steht auf den Stufen, in sich gekehrt, die Hand am Schwert. **Lohengrin** schreitet mit wehenden Locken die Stufen hinunter.)

Einöde.

Die Tafelrunde auf dem Zuge.

Ginevra.

Habt ihr die Richtung noch?

---

[1] Das geheimnisvolle Reich des Priesters Johannes. — [2] D. h. Merlin, der sich Gott gleich gesetzt hat.

Artus.

Ja doch, ja doch.

Lanzelot.

Wo blieb Merlin?

Artus.

Zurück am Walde.
Weiter ziehn
Soll'n wir, nach kommt er balde.

Gawein.

Was tuſt, Gareis?

Gareis.

Meine Schritte zähl' ich.

Gawein.

Warum?

Gareis.

's iſt heiß.
So vergeht allmählich
Der Weg, der lange.

Lanzelot.

Du, Erek!

Erek.

Ja.

Lanzelot.

Auf dem ganzen Gange
Warſt du ſtumm.

Erek.

O es ſchleicht in mir herum.
Doch will's nicht . . .
(Auf ſeinen Mund zeigend.)
aus der Spalte da.

Ein Ritter (ſetzt ſich nieder).

Fürder zieht!

Andre (gehn vorüber).

Noch ein paar Schritt'. Auch wir ſind müd'.

Lanzelot (zu Erek).

Was denkst du von dem Propheten?

Erek.

Ich denke: Not lehrt beten.

Lanzelot.

Wie? Meinst du, daß er falsch und hohl?

Erek.

Wie? Meinst du, daß von Minneseufzern wohl
Sich leben läßt?
Dann halte ja den Glauben fest.
Macht die Bissen kleiner!
Lest Beeren von den Sträuchen!
Und es trinke keiner,
Da besteht das Wasser in den Schläuchen.

(Er sinkt um und stirbt.)

Lanzelot.

O Herr, ein edler Bruder sank!

Artus.

Mein Erek, rede, bist du krank?
Tot! — Wie mich diese Leiche schmerzt;
So finster, gut, traurig, beherzt!
Der Wurm hat lang' an ihm genagt,
Jung war er noch, sah aus betagt,
Nun fällt er an der Schwelle.
Schneid't Zweige! Eine Bahre schafft,
Tragt ihn ans End' der Pilgerschaft,
Mit uns komm' er zur Stelle.

Ginevra.

Die Raben schwirr'n um unsre Köpfe!
Scheucht die abscheulichen Geschöpfe.

Die Ritter (um Ereks Leichnam).

Wie liegt er da so heiter!

(Sie erheben den Leichnam.)

Sucht Merlin.

Ginevra.

Artus.

Weiter! Weiter!

(Sie ziehn weiter.)

Im Walde von Briogne.

Niniana (am Weiher, angelnd).

Als ich meine alte Muhme
Tüchtig in den Finger biß,
Weil sie mir die weiche Krume
Aus gefräß'gem Mündchen riß;

Sagte sie: Du schlimme Hexe,
Du wirst glücklich, kleine Brut,
Denn von sieben kriegen's sechse
Schlecht, die böse Sieben gut.

(Sie zieht einen Fisch an der Angel aus dem Wasser.)

Da hab' ich dich leichtes
Weißfischchen am Schnürchen,
Und doch warnt' ich, o seichtes,
Verblendetes Tierchen:

Laß dich ja nicht betören
Vom Köder, mein Liebchen!
Doch du wolltest nicht hören,
Nun so fühle, mein Bübchen!

(Sie tötet den Fisch.)

Als der Muhme altem Leibe
Stöße ich und Schläge gab,
Weil sie mir des Mondes Scheibe
Nicht vom Himmel langt' herab;

Wollte mich die Muhme trösten,
Tuschte meinen Zorn geschwind,
Rief: Du kriegst einmal den größten,
Weisesten der Männer, Kind!

Merlin (tritt ein).
Ich fürcht', die alte Muhme hat gelogen.

Niniana.
Da ist der wilde Gast von gestern früh.

Merlin.
Denn vor dir steht der Toren Übertor.

Niniana (für sich).
Dies muß ein Riese sein aus Mondenland.
Nicht doch, er wuchs nur höh'r als Hinz und Kunz.

Merlin.
Wer aber überwänd' ihn, wenn nicht du?

Niniana (für sich).
Die Stirn ward wohl von Marmor ausgehau'n?
Nicht doch, sie ist nur weißer als bei andern.

Merlin.
Führ' auf dein Opfer, Priesterin, den Streich!

Niniana (für sich).
Thront denn ein Nachtgewölk auf seinem Haupt?
Nicht doch, er hat nur schöne, schwarze Locken.

Merlin.
Doch ach! Ich bin gewiß zu schlechte Beute.

Niniana (für sich).
Ja, solche Lippen müssen Feuer sprüh'n!
Nicht doch, der Mund steht ihm nur wunderhübsch.

Merlin.
Und dennoch solltest du großmütig sein.

Niniana.
Und dennoch lieb' ich diesen Menschen nicht.

Merlin (tritt zu ihr).
Wenn du, holdsel'ge Blum' im grünen Forst,
Im Stolz der eignen Reize nicht beschlossest,

Von allem, was des Menschen Bildung trägt,
Verachtend, wie du darfst, dich abzuwenden,
Weil es doch nur das Zerrbild deiner Schöne
Dir zeigen kann; und wenn du nicht beschworst,
Die Wonne deines reizenden Gesprächs
An diesen Wald allein, an jene Flut,
An den einsamen Himmel zu verschenken,
So gönne, süße Wilde, mir ein Wort!

Niniana.

Du ernsthaft Törichter, warum versuchst
Du Ninianen?

Merlin.

Du beglückend Leid,
Warum verwirrst du mich?

Niniana.

Geh an dein Amt.

Merlin.

Das sag' ich dir.

Niniana.

Was wäre meins?

Merlin.

Mich lieben.

Niniana.

Die Deinen wandern ohne Führer. Geh!

Merlin.

Sie zieh'n auf der von mir gewies'nen Straße.
Sobald sie meiner brauchen, bin ich rasch
Wie Schall, der längst des Flusses Ufern reist,
Wie Donnerkeile, die vom Himmel schlagen,
Rasch wie Gedanke, der zur Liebsten fliegt,
Bei der vertrauten Schar. Wenn ich will dort sein,
So bin ich da.

Niniana.

Bist du ein mächt'ger Zaubrer?

Merlin.

Wenn dir's gefällt, so mach' ich aus der Tiefe
Die blanken Könige des Erzes steigen!
Wenn dir's gefällt, so soll'n des Weihers Fluten
Ihr Bett verlassen und ein silbern Tor,
Von Muscheln und Gesteinen bunt durchkreuzt,
Ob dir, du Fürstin aller Anmut, wölben!
Wenn dir's gefällt, so treiben diese Stämme
Krystallne, goldne Frucht, so singt die Luft,
So funkelt aus dem Gras verjüngtes Abbild
Des Mondes und der Sterne!

Niniana.

Bist du so mächtig?
Sprich, was bedarfst du dann?

Merlin.

Ach, das Bedürfen.

Niniana.

Ich kann nicht glauben an dein Unglück.

Merlin.

Glaub' es.
Der kleine Fisch, der dort am Boden zappelt,
Von deiner losen Hand getötet, war
Viel glücklicher als Merlin.

Niniana.

Merlin heißt du?
Ich heiße Niniana.

Merlin.

Denn er hatte
Sein frohes Stündchen doch! Freud' überall
Bis in des großen Hauses letzten Winkel!
Unglücklich einer, keiner sonst!

Niniana.

O Lieber!
Gleich zaubre du die schöne Herrlichkeit,
Von der du sprachst.

Merlin.

Recht, recht, mein zartes Äffchen!
Es macht mich glücklich, daß du albern bist.
Nicht wahr, die Welt stand lang' genug gerade?
Wir kehren sie wie einen Handschuh um
Und lachen kindischjubelnd der Zerstörung.
Soll auch der Frühling rot blüh'n? Ei, befiehl nur!

Niniana.

Wenn du so zornig sprichst, so fürcht' ich mich.

Merlin.

O gönne mir den Traum des Stündchens, wie
Das Fischlein es in seinem Wasser hatte!
Hilf ausziehn mir das glüh'nde Qualenkleid
Des unerbet'nen Daseins, daß ich's darf
Zusammenroll'n und mir zu Füßen legen!
Der Sohn Alkmenens[1] trug das gift'ge Hemd
Doch auf dem Öta erst, ich aber trag'
Das meinige seit der Geburt.

Niniana.

Dein Mund
Stöhnt nur von Tod. Und dennoch liebtest du?
Die Liebe, sagen sie, soll Leben sein.

Merlin.

So gib mir Liebe, daß ich leben kann!
Komm zu der Weißdornhecke, die sich schneeig
An der verschwiegnen Grotte Saum dort schmiegt!
Auf Farrenkräutern blinkt der Tropfenfall,
Es haucht wie schwicht'gende Vergangenheit
Aus ihrem Schlund. Die Zukunft aber sagt
Ein leiser Geisterlaut dort einst dem Kön'ge
So wie dem Hirten[2]. — Doch wir leben noch,

---

[1] Herkules das Gewand des Nessus, das dieser sterbend der Dejanira für jenen gegeben hatte. — [2] Vgl. das Gedicht „Merlins Grab" (S. 433 ff.).

Und dieses Mädchen bangt, hört sie vom Tod.
Laß unterm Weißdorn still uns niedersitzen,
Und denken will ich mir, ich sei ein Schäfer,
Der von dem Tanze käm' mit seiner Dirne.
Zu Pfingsten ist die Hochzeit! flüstern sie
Einander in das Ohr. Er raubt ihr wild,
Am Hute krämpelnd, die geschenkte Schleife.
Ich aber, Niniana, tu' das nicht!
Nein, deine Wange streichl' ich leise nur,
Wie'n fallend Blütenblatt sie streifte. Doch
Wenn es dich böse macht, so tu' ich's nicht.
Auf deine Finger leg' ich sacht die Hand,
Gewiß, ich drück' sie nicht, ich rühr' sie nur;
Doch wenn's dich böse macht, so tu' ich's nicht!

(Sie gehn zur Weißdornhecke.)

Die Einöde.[1]

Artus. Ginevra. Tafelrunde.

Ginevra.

Wären die Raben noch da!

Artus.

O wären sie da!

Ginevra.

Dort! Dort!

Artus.

Was siehst du?

Ginevra.

Den Abendschein
Der Sonne auf des Tempels Zinnen.

Artus.

Sie spiegelt in den Regenrinnen,
Es sind die hohen Klippenreih'n.

---

[1] „Artus und seiner Ritter Untergang folgt dem Merlins, ihres einzigen Führers; denn sie selbst sind nur von ihm geleitet und ohne eigne innere Notwendigkeit und Weihe auf dem Wege zum Grale."

Ginevra.

Nein, ich höre der Psalmen Klang.

Artus.

Ja, die Luft summt die Tannen entlang!
Was hilft das Täuschen, das Schonen?
Wir sind in der Wildnis.
Keine Spur, kein Bildnis
Von menschlichem Wohnen!

Ginevra.

Artus! Wie kamen wir zu der Stell'?

Artus.

Liebe, der Wahnsinn ist ein mächt'ger Gesell!
(Er setzt die Krone auf einen Stein.)
Hier die Krone im Grale! Sie ist feil.
Dem Boten gehört sie, der uns bringt nach Kardweil!
Es beginnt in mir zu gären.
O meiner Seele Warnelaut!
Verruchte, gespenstische Mären!
Nicht umsonst hat mich gegraut.[1]

Ginevra.

Hilf mir vom Zelter, Lanzelot.

Lanzelot.

Speisemeister, haben wir noch Brot
Und noch Wein?

Speisemeister.

Das Brot ist aufgegessen,
Der letzte Wein euch zugemessen.

Ginevra.

Mein Diener Lanzelot, hörst du nicht?

Lanzelot (zum Speisemeister).

So geht's an deinen Leib, du Wicht,

[1] Vgl. Vers 1900 ff.

Da woll'n wir uns erholen,
Dann füttern wir die Dohlen!

Artus.

Wenn nur 'ne Dohle, nur ein Geier
Kreist' über diesen Grüften!
Sie sind der fett'ren Orte Freier,
Was gibt's in solchen Schlüften?

Ginevra.

Mich dürstet!

Lanzelot.

Ich will dir Geschichten erzählen
Von Tristan und Isolde,
Vielleicht erquickt's dich, Holde.

Artus.

Tretet all' um mich! Verhüllt das Haupt!
Ich habe uns die Ehr' geraubt,
Da galt's nicht lange zu wählen.
Gawein, Gareis, die schickt' ich späh'n,
Den Heimweg suchen sie; wir gehn
Nach Haus schamrot, erbärmlich,
Und leben ferner ärmlich.

(**Gawein** kommt.)

Wo ist der andre?

Gawein.

Ausgeglitten!
Er liegt in der Tiefe,
Daß ich bei ihm schliefe!
Der Lattich hat schlechte Sitten,
Breitet sich von dem Grate vornüber frech,
Man tritt drauf und ist weg.

Ginevra.

Guter, lieber Gawein! Du fandest den Weg?

Gawein.

Ja, schöne Königin, das ist geglückt,
Aber wir müssen verstehen zu springen.

Der Abgrund liegt in neblichten Ringen
Rund um die Platte, wie ein Band gestrickt.
Wir sind droben, also nur munter
Immer hinunter!

Artus.

Rettung! Rettung aus des Verderbers Hand!
Felswand! Kiefern! Kiefern und Felsenwand!
Die fahlen Sandsteinhörner recken
Sich rund und glatt
Empor wie Haufen von Wecken!
Ein gelber moos'ger Anflug hat
Gefärbt die Krusten und Fugen!
O entsetzliches Necken!
Der Safran gehört zum Kuchen.

Ein Ritter.

Laß uns würfeln und schlachten
Wem das Mindeste fiel!

Artus.

Eh' die Lippen verschmachten,
Eh' der Schwindel uns küret zum areulichen Spiel,
Eh' der Laut verbrennt
Im Pergament
Der trockenen Kehle,
Ruft, arme Freunde sonder Schuld und Fehle
Nach unsrem Führer! Du, der uns erschien,
Von Himmelsglut umwallter Leu der Leuen,
In Drangsal ohne Maß sind deine Treuen!
Hör' uns! Errette uns, Merlin!

(Sie zerstreuen sich rufend.)

Im Walde von Briogne.

Merlin, Niniana (sitzen unter der Weißdornhecke).

Niniana.

Glaub' nur nicht etwa, daß du mir gefällst

Merlin.

O liebliche Verrät'rin deiner selbst!

Niniana.

Ich sollte mich in einen Mann vergaffen?
Des freien Waldes frei'stes Vögelein,
Sollt' ich, ein Hündchen, deiner Stimme horchen?
Untröstlich werden, wenn du sauer sähst?
In deinem Lächeln meinen Festtag halten?
Eh' ich das glaube, glaub' ich, daß die Sonne
Am hellen Tage dunkel wird.

Merlin.

Wie wär's,
Wenn es geschähe?
(Er winkt. Eine Sonnenfinsternis.)

Niniana.

O du Schelm! Du nahmst
Mich schlau beim Wort.

Merlin.

An diesem Leichtsinn lahmt
Die Kraft des Demiurgos! — Ich bezwinge
Den Himmelskörper, ihr ist's eine Posse.
Wär' dies gleichgültig Unzerstörliche,
Das aus dem leeren, frechen Lächeln strahlt,
Wär' dies etwa das Leben?

Niniana.

Narr, die Lampe
Ging aus da oben. Steck sie wieder an!
(Auf einen Wink von Merlin wird es hell.)
Und bist du, den die Muhme mir verkündet,
Sag mir, was Liebe sei?

Merlin.

'ne Stumme, Herz!
'ne blöde Stumme, die durch Zeichen spricht!
(Er küßt sie.)
Und nun leb' wohl, mein allzu kurzes Glück.

Niniana.

Weh! Du willst gehn?

Merlin.

Ich muß.

Niniana.

Du? Müssen?

Ruf der Tafelrunde (aus weiter Ferne).

Merlin!

Merlin.

Sie rufen mich!

Niniana.

Wer ruft? Betrüger! Unhold!
Es ist des Wildes heisrer Abendschrei,
Der von den graf'gen Wechselplätzen tönt!

Merlin.

Die Ritter sind's, der König, deine Schwester.

Niniana.

Schwester! Hab' ich 'ne Schwester? Wer ist sie?
Du bist mir Schwester, Vater, Mutter.

Merlin.

Liebe!

Niniana.

Gut! Gut! Du nützest es als Vorwand. Ei,
Du bliebst auch lang' genug mir eigen. Fünf
Minuten wenigstens.

Merlin.

O sei barmherzig!

Niniana.

Ich wollt' ihm dienen wie die treuste Magd,
Den Trunk ihm schöpfen aus dem Kieselquell;
Zwar braucht er's nicht! — Ihm würz'ge Beeren lesen
Im Morgenreife: zwar er braucht es nicht!
Zur Nachtruh' hätt' ich weiches Laub gestreut,
In meinen Schoß sein liebes Haupt genommen,
Und schlaflos wär' geblieben ich, daß er
Nur sanfter schlafe. Zwar er braucht das all nicht!

Hat Wein und Speis' und Dunen, wann er will.
Doch, dacht' ich, wird es ihn erfreuen, gibt's
Sein Mädchen ihm!

Merlin.

Du traut'ste Schwätzerin!...

Niniana.

O süßer Merlin, lehr' mich, dich vergessen!
Und kannst du das nicht — (und ich glaub', es geht
Wohl über deine Götterkraft), so sei
Mitleidig und vertilge mich! O Mann,
Du kannst es ja nicht wissen, wie mir's weh tut!
Ich hab' nicht Erd', nicht Himmel mehr! Sie sind
Für mich versenkt in deines Auges Apfel!

Merlin.

Bei jener heil'gen Kuppel über uns...

Niniana.

Was gilt denn dir die heil'ge Kuppel droben?
Du sprichst: sie stürzt zusammen mit dem Schwur.
Doch schwöre nur, zu kehren! Täusch' mich nur!

Merlin.

Bei mir, bei Merlin schwör' ich...

Niniana.

Und bei allem,
Was er der armen Niniana vorlog.

Merlin.

Vorlog?

Niniana.

Bei jenem Wort, das, wie er sagt,
Ihn bindet, ihn unlösbar fesselt, ihn
Der Stärke ganz beraubt...

Merlin.

Wär' ich der Lügner!
Ich bin es nicht.

Niniana.

Ach, warum foppst du mich?

Merlin.

Es gibt ein Wort, unheimlich, tief, verfänglich,
Das, ausgesprochen, mich an diese Stätte
Für ew'ge Zeiten bannte...

(Er hält inne.)

Niniana.

Ha! Es gäb'...
Du schauderst!

Merlin.

Hm! Ein Fieberfrost, mein Liebchen!
Hu, das wird ekelhaft! — Wer säh' in dieses
Und bebte nicht, wär' er auch Merlin?

Niniana.

Aber
So sag' doch, wie das möglich?

Merlin.

Nicht so weit
Als wie der Käfer an des Knaben Faden
Dürft' ich mich dann entfernen! Hier versäß' ich
Den Frühling unter Krokus und Maßlieben,
Des Schlehdorns Früchte zählt' ich um Johannis,
Hier säng' die Drossel mir das Herbstlied! Hier
Erfrören meine Füß' im Winterschnee!
So nah' grenzt Ohnmacht an die Allmacht...

Niniana.

Bitte!
Entdeck' es mir.

Merlin.

Niemals!

Niniana.

Wenn nicht das Ganze,
Die Hälfte doch! Ein Viertel! Nur den ersten
Buchstaben! Darf ich raten? Ist's ein P?
Ein C? Ein K?

Merlin.

Weißt du, Unseligste,
Was du von mir verlangst?

Niniana.

'ne große Sache!
Um einen Hauch die Anstalt! Wärst du wahr,
Du hätt'st es lang' gesagt
Von freien Stücken! Will ich's denn mißbrauchen?
Still trag' ich es bei mir ... und sterb' ich dann,
Wie Atem der Maiblümchen leicht verweh'nd,
Ich schwaches, schlimmbetörtes Nymphenkind,
So hauch' ich's lächelnd hin und lisple: Da!
Da hast du, Luft, was er mir anvertraut,
Ich ließ ihm seine Freiheit.

Merlin.

Du willst's nicht
An mir versuchen?

Ruf der Tafelrunde.

Merlin!

Merlin.

Hatt'st doch recht!
Das Wild schreit nur von seinen Wechselplätzen.
(Schaudernd.)
Das wird nun meine einzige Gesellschaft!
Am Wege sitzen müssen, hülflos, willenlos!
Bei Gräsern, Bestien! Wiederklang der Welle,
Echo dem Wind, der kalten Sterne Spiegel!
Das fünfte Element, lebendigtot,
Wie die vier ersten!

Niniana.

Macht es dich so fürchten,
Behalt' es immerhin.

Merlin.

Das will ich auch.

Niniana.

Ich werde nicht unglücklich um das Wort.

Merlin.

Bleibst glücklicher.

Niniana.

Vielleicht klingt's gar noch übel.

Merlin.

Das tut es

Niniana.

Nein! Nein, übel kann's nicht klingen!

Merlin.

Steh' von dem Grübeln ab.

Niniana.

Vielleicht klingt's ganz gewöhnlich.

Merlin.

Vergessen wir's! Scheuch' diese Wolken, plaudre
Was Muntres.

Niniana.

Plaudern! — Ich soll immer plaudern!
Nur immer ich! Und er geizt mit 'ner Silbe.
Nein auf den Mund den Finger! Ich bin still,
Du liebst das Schweigen, wohl, du kannst es haben.
Verwünscht der Laut, den ich noch spreche! Geh.
Ich mag dich nicht, ich hasse dich, ich könnte
Dir jetzt das Ärgste tun!

Merlin.

Tu' es! Wie ist mir?
Ich fürcht', um mich steht's übel.

Niniana (an seinem Halse).

Einziger!
Die ganze Sprache trauter Herzlichkeit,
Des Kosens Wörterbuch wend' ich daran,
Lies von den roten Lippen deines Äffchens
Jeglichen Schmeichelnamen! Teurer Merlin,
Eintauschen laß mich nur das eine Wort!

Merlin.

Wirst du's gewiß auch gegen mich nicht wenden?

Niniana.

Wahrhaftig nicht.

Merlin.

Besuch' mich nur zuweilen, tust du's dennoch!
Ich sprech' es nicht, es spricht aus mir! Die Qual
Drängt sich hervor!

(Er spricht das Wort aus.)

Niniana.

Das hab' ich nicht verstanden; klang es so?

(Sie spricht es aus.)

Weh mir! Sein Antlitz wandelt sich!

Merlin (entstellt).

Warum legst du mich an Ketten,
Sperrst in den stählernen Turm mich ein?
Konntest mich doch betten
Auf Rosen und Jasminen fein!

Niniana.

Merlin! Das ist die blühende Hecke!
Ich hab' es nicht böse gemeint.

Merlin.

Verderberin, fürchte den grimmigsten Feind!

Niniana (naht ihm).

Zufall war es, unglücklicher Mann.

Merlin.

Hinweg! Sonst ist es um dich getan!
Ich schleudre dich gegen des Turmes Ecke.
Gesellin der Schlange,
Ich wußt' es lange!
Aber hüte dich, schillernde Drachenbrut,
Vor des Jungfrau'nsohnes wütendem Rachemut.
Da draußen zu lauern
Kann ich dir nicht wehren hinter Riegel und Schloß,
Aber in diesen vier Mauern

Bin ich der Alte! Der Titanen Genoß!
Machet die Opfer fetter!
Eine neue Sündflut sonst für Mensch und Tier!
Ihr sollt nicht haben andre Götter
Neben mir!

Niniana.

Er ist von Sinnen!

(Sie entweicht.)

Ruf der Tafelrunde.

Merlin! Merlin!

Merlin.

Hier! Hier drinnen!

Seid doch vernünftig,
Haltet euch nur grade!
Wir wollen künftig
Mehr achten der Pfade.

Meine Eisen schüttl' ich,
Das mag sie nicht schwächen;
An den Pfeilern rüttl' ich,
Doch sie wollen nicht brechen.

Gern spräng' ich aus dem Fenster,
Wär' in eurer Näh'!
Doch von unten Gespenster
Kauen, schmatzen aus blutigem See!

Rufet nicht so kläglich!
Ihr stört mich im Schlummer.
Leid' ich nicht unsäglich?
Brauch' ich noch mehr Kummer?

Merlin der Dulder.

Nachspiel.

Domkirchhof.

Minstrel. Placidus. Lohengrin.

Lohengrin.

So wahr die Stern' in ihren Sphären rollen,
Eu'r Suchen, treue Männer, ist unnütze,
Merlin, Artus, die Ritter sind verschollen.

Minstrel.

Ist dies an dem, zerbrech' ich Minstrels Stütze,
Dich, meine liebe Harfe, Artustrunken;
Öd' ist Kardweil, die Erde ward zur Pfütze.
(Er zerbricht seine Harfe.)

Placidus.

Ist dies an dem, erlösche nur der Funken
Des ersten Spruchs, den mir Merlin ließ sprühen,
Da nie des zweiten Glorien werden prunken!
(Er zerreißt das Pergament, worauf er die Kunde vom Gral geschrieben.)

Minstrel.

Ihr, meine Lippen, sollt nicht mehr erglühen
In Liedern, Laichen, Stollen[1]! Ich verstumme,
Tonlose Tage traurig hinzumühen.

[1] Zwei Stollen bilden nebst dem ihnen folgenden Abgesang die dreiteilige Strophe der Minnedichtung und des Meistersangs.

Placidus.

Ich geb' mich hin ans Nüchternkalte, Dumme!
Kay, der Narr, bleibt Sieger im Gefechte,
Ausrechnen soll er mir des Lebens Summe.

Minstrel.

Wer fortan singen will, besing' das Schlechte!

Lohengrin.

Gemäßigt klagt!

Beide.

Wenn alle Scheusal' grinsen?

Placidus.

Verzweiflung zahlet Gott dem treuen Knechte.

Lohengrin.

O frevelt nicht!

Beide.

Trug denn die Tugend Zinsen?

(Sie gehn durch verschiedne Ausgänge ab.)

Lohengrin (setzt sich auf ein Grab).

Auf diesem Grab, der Sonne zugewendet,
Die durch der Bogen Fensterrosen schielt,
Frag' ich dich, Gral, an wen du mich gesendet?

Da von dem Innersten dein Spruch mich hielt,
Vergib, daß mir, nicht gänzlich abgetötet,
Ein irdisch Regen noch im Busen spielt!

Von deines Heischens hoher Glut gerötet,
Ging ich, damit ich, wie du mich erkoren,
Helfe jedwedem, der bedrängt, umnötet.

Da fand ich unter Schutte tot Klingsoren,
Artus, Ginevren und die Schar verschmachtet
Und in Verrücktheit den Merlin verloren.

Der Geister reichsten hat der Schmerz geschlachtet,
Lieb', Ehre, Mut sind hungerentstellte Leichen,
Andacht ist von des Wahnsinns Fittich umnachtet.

Was nur vollkommen, herrlich, ohnegleichen,
Ging in die gräßliche Verwesung über:
Wem, o mein Gott, soll ich noch Beistand reichen?

Mich dünkt, die Erd' ist nur ein leerer, trüber,
Baumloser Anger, mit Gebein besät,
Kahl, unabsehlich, unfruchtbar; worüber
Die schwarze Fahne der Vernichtung weht!

An der Weißdornhecke.

Merlin (sitzt am Boden).

Mein Zorn war anfangs stärker
Als jetzo, wer hielte gegen sie Stich?
Ich sitze mit Freuden im Kerker,
Mein Liebchen füttert und streichelt mich.

Eins aber will mir erscheinen
Wie ein drückendes, leidiges Ungemach:
Ich muß wohl warten und weinen,
Sie kommt nur, wenn eben sie kommen mag.
(Er greift nach Blumen auf dem Rasen.)

Hätt' ich der Ringelblumen g'nug,
Da verginge die Zeit mir geschwinde.
Die Hagerose hat einen guten Geruch,
Aber die andern geben bess're Gewinde.

Abzählen kann ich genau an den Knöpfen,
Ob die Winde vom Morgen, vom Abend kamen?
Gott verhelfe dem Artus und seinen Tröpfen
Zu der ewigen Seligkeit! Amen.

Gerne lausch' ich der Amsel Schlag,
Den, mein' ich, könnt' ich treffend erreichen.
Doch will ich dem Vogel flöten nach,
Dann lachen die Specht' in den Eichen.

(Satan tritt ein.)

Satan.

Hör' auf, unwürdiges Schauspiel! Löse
Dich, Unsinn!

(Merlin springt auf.)

Merlin.

Es erschlägt mich!... Was will der Böse?

Satan.

Bös? Wirst mich um Verzeihung flehn,
Ich denk', es ist wohl endlich Zeit,
Nach Torenbrunst und Torenleid
Vernünftig wieder auszusehn.

Merlin.

Deine Stimme zerschmetternd,
Gebirgesdröhnen dein Gang!
Deine Blicke wetternd,
Warum heut der Sturm und Drang?

Satan.

Ich bin derselbe stäts in tausend
Gestalten, welche Zeit und Ort erweckt.
Der Fromme fühlt mich als die Sünde grausend,
Worüber er bei sich den Mantel deckt;
Wer so wie du im ganzen schwelgt und praßt
Und bei dem Schöpfungsfeste saß zu Gast,
Der kann verlangen, daß ich mich behänge
Mit Flitterputz. Nicht wahr? Bei Stonehenge
Gefiel ich dir? Es gleicht sich aus. Heut gräbt
Mein Fuß sich schwerer in den Boden,
Es ist etwas wie Sturm in meinem Othem,
Tiefer das Aug' in seiner Höhle schwebt,
Die Worte rollen wie der Donner fast,
Ich hab' mir heut den Mantel angepaßt
Vom schwersten, braunsten Zeuch gewoben.
Brauchst einen Namen? Kannst mich Schicksal nennen.

Du sollst in mir Gerechtigkeit erkennen,
Und meine Einfalt, meine Treue loben.

Merlin.

Wo bin ich?

Satan.

Schau' um dich.

Merlin.

Das sind Weißdornen.

Satan.

Freilich. Kein Turm.

Merlin.

O Jammer! Ich Wurm!

Satan.

Als Tier hätt'st du beschlossen,
Halbgott, deinen Lauf,
Trät' ich mit den Flammengeschossen
Nicht dazwischen auf!
Du hast's um mich und meine Sache
Zwar nicht verdient,
Doch du wardst elend. Das die Rache!
Ich bin gesühnt.

Merlin.

Wo sind meine Freunde?

Satan.

Bei mir.

Merlin.

Bei dir?

Satan.

In einer großen Gemeinde,
Im Hades bei mir.

(Merlin ringt die Hände.)

Nicht in Schwefelflammen
Geröstet, gekocht,
Nicht von Keulen und Rammen
Zu Qualenbrei gepocht,
Nicht in eisige Bäder
Nackend geschickt,

Nicht um sausende Räder
Schwindelnd gestrickt[1];
Fabeln, wovon nur Dümmlinge klafften!
Aber das bleibt haften
Groß, unbeugsam, stier:
Sie wollten zu Ihm und sind bei mir.

Merlin.

Ich ... Ich ihr Verleiter!

Satan.

Hättest du sie gelassen heiter
Unter lampenschimmerndem Zelte,
Rückte nach fröhlichen Scherzen
Plötzlichen Todes Kälte
Dort unfürchtende Herzen
Aus den tellurischen Räumen!
Auf den Asphodelos-Matten[2]
Walleten die Schmerzenleeren,
Ruhigdämmernde Schatten,
Ohne Furcht und Begehren
Nun, wie Erinnerungsträumen!

Merlin (zerrauft sein Haar).

Dafür schmachten sie jetzt
Nach der vermauerten Quelle,
Und kein Tröpfchen benetzt
Ihres Sprudels die Schwelle!

Ohne den himmlischen Schein
Läßt sich, sie fühlen's, nicht leben,
Aber, verworfen zu sein,
Sagt ihnen frostiges Beben.

---

[1] Strafen, wie sie Dantes „Hölle" vorführt. — [2] Asphodelus heißt eine Pflanzengattung aus der Familie der Liliazeen, die in Südeuropa mächtige Wiesen und Triften bedecken. Die alten Griechen nahmen auch in der Unterwelt Asphodeloswiesen als Aufenthaltsort der abgeschiedenen Schatten an.

Wenn sie nun eben gedacht,
Daran vernichtet zu scheiden,
Merken sie, neuangefacht,
In sich die Kraft, zu erleiden.

Gott und der Heiligen Chor
Sieht die unglückliche Gilde,
Aber wie Luftmeteor,
Aber wie leeres Gebilde.

Das ist Unseligkeit, das!
Nimm mich und führ' mich zu ihnen!
Ich, der die Lieben vergaß,
Sollt' ich nicht Gleiches verdienen?

Satan.

Die Reu' macht nicht zurückewall'n die Bäche,
Sie ist das Schlimmste, ist die zweite Schwäche.
Ich halte dir anjetzt die Weltenpredigt,
Den Text hab' ich, der allen Gram erledigt.
Als Kanzel brauch' ich diese Basaltkoppe,
Dort das Gewitter soll den Küster spielen,
Weil ich nicht wie die andern täusch' und foppe,
Hab' ich nur einen Hörer in den Stühlen.

Wär' ich ein schlechter Spötter, spräch' ich: Tatst
Im kleinen, was du tun im großen solltest,
Weil, als du Gottes Orgel spielen wolltest,
Für Satan du die Bälgen tratst.
Doch schmeckt dies nach Verleumdung meiner,
Ich bin, wie er, nicht schlimmer und nicht kleiner.
Mit ihm hast du es ganz verdorben,
Und nicht etwa durch Schlechtigkeit und Laster;
Nein, weil zu feurig du um ihn geworben,
Deshalb liegst du verkommend auf dem Pflaster.
Im Mondschein, an dem Bau des Riesen,
Als du das Räderwerk der Schöpfung mir gewiesen,

Da hat er dich auf ewig weggestoßen. —
Wenn einer ihn sachwalterisch verteidigt,
Dann zuckt er, in dem Innersten beleidigt.
Er will, von eigner Majestät umflossen,
Unfaßlich schweben, dem Verstand zum Trutz.
Der Läst'rung Hiobs hat er nicht vergolten,
Bildads, Zophars, Eliphas Lob gescholten,
So war's, so ist es seit dem Mann von Uz[1].

Wie? Oder hast du andern Fehl begangen?
War etwa sonst ein freventlich Verlangen,
Unsaubre Lust, ein frecher Dünkel
Gekauert in des Herzens Winkel?
Denn, wenn geknickt du das bereuen könntest,
In Bußeglut zu ihm verzehrt entbrenntest,
Da möcht' er dir vielleicht den Finger reichen,
Und vom zerknirschten Sünder würd' ich weichen.

Merlin.

Ich hab' nichts abzubüßen!
Meine Seele, ein Sehnsuchtshauch,
Wallend empor wie reinlichen Opfers Rauch
Grade zu ihm, ihn wonnedurchschauert zu grüßen!

Satan.

Und ließ dich fallen unter das Vieh.

Merlin.

Das tat er.

Satan.

Ferner: was verbrachen die,
So du führetest?

Merlin.

O der Unschuldigen, Armen!
Eine Schale, voll von farbenwarmen
Blüten und Früchten, trug ich euch dar,

[1] Die drei Freunde Hiobs, des „Mannes im Lande Uz" (Hiob 1, 1).

Zu widmen das frohe Geschenk dem Altar.
Warum, mein Geliebter, verschmähtest du sie?

Satan.

Die Zahl seiner warnenden Engel heißt Legion.

Merlin.

Und keiner ... keiner stand am Wege!

Satan.

Sie sagen, er sei im Gewissen rege.

Merlin.

In uns sprach kein Ton!

Satan.

So scheint er denn bei seinem Handeln
Sich an Gesetze nicht zu binden,
Und über Hoffnung, Zuversicht, Empfinden
Erhaben, dunkel, einzig hinzuwandeln.
Nicht schmäh' ich ihn. Das würde mich erniedern,
Er hörte auf, mich anzuwidern.
In jener Nacht[1], als du den Gürtel lösest,
Des Empyreums[2] keusche Scham entblößtest,
Da hob ein neu Erfahren für mich an;
Ich sah, was deine Augen schwerlich sah'n.
Mit Gott und Teufel steht es wunderbarlich!
Ich schau'rte über die Entdeckung wahrlich,
Und wenn ich unsern Stammbaum offen hinge[3],
So schöss' herein das Ende aller Dinge.
Sei Er in Furcht und Schweigen denn geehrt!
Allein mit mir wird menschlicher verkehrt.
Ich habe das voraus: ich bin verständlich,

[1] Bei Stonehenge; vgl. V. 1376 ff. — [2] Empyreum: bei den alten Naturphilosophen der Feuerhimmel, die oberste Weltgegend; bei den christlichen Philosophen der Ort des Lichtes, der Himmel; in Dantes „Göttlicher Komödie" der Aufenthalt der Seligen und Sitz der Gottheit. — [3] Das hat er, was der Dichter übersieht, in jener früheren Szene bereits getan, als er sich für einen Teil der Gottheit erklärte.

Für Freundlichkeit, Zutrau'n und Lieb' erkenntlich,
Ich nehme dich mit allen deinen Wunden,
Zermalmet, wie du bist, von tausend Lasten,
Du sollst an meiner breiten Brust gesunden,
In meinem Schatten dich zu Kräften rasten.
Genug des Lehrgelds hast du wohl gezahlt,
Jetzt endlich darfst du von dir wissen,
Sei denn durch einen, der nicht schwätzt und prahlt,
Der schimpfgedrückten Knechtschaft froh entrissen!
Nun koste Freiheit, Geist, Zusammenhang
Im sel'gen, labenden Überschwang!
Auf! Werde mein! Drei Schritt geh' hinter dich!
Verleugne ihn und glaub' an mich!

Merlin.

Nein!

Satan.

Nein?

Merlin.

Der Laut, der einzige, blieb mein!

Satan.

Du Kloß von Blöd- und Eigensinn!
Bald erschöpfet ist meine Geduld ...
Ziehet noch ein einziger Faden
Von dir zu ihm hin?

Merlin.

Die Ewigkeit zwischen mir und seiner Huld!
Ich bin gelöscht im Buche der Gnaden,
Gesetzt aus der Kinder Erbe!
Ich bin eine trockne Scherbe!
Das Spottlied der Buben
In den Dirnenstuben,
Auf den Kupplergassen!
Er hat mich gesperrt zu den Hunden,

Da wimmr' ich, bluttriefend, geschunden!
Kann nicht von ihm lassen —

Satan.

Die Elohim[1]
Beten mich an! Du Kot und Mist ...

Merlin.

Vater unser, der du bist ...

Satan.

Nichtswürdiger Hevassame!
Duftgärender Fraß der Motten,
Reif zum Verrotten!

(Er rührt ihn an.)

Merlin (sterbend).

Geheiliget werde dein Name!

[1] Pluralistische Bezeichnung für Gott, die in den älteren Teilen des Pentateuch an der Stelle der singularischen Jehovah steht.

Gedichte.

Einleitung des Herausgebers.

Wir besitzen von Immermann die beträchtliche Anzahl von 300—400 gedruckten Gedichten. Während der Herstellung des zweiten Bandes seiner lyrischen Erzeugnisse schrieb er seinem Bruder Ferdinand: „Ich hatte ein recht produktives Schauer, gewöhnlich brachte der Tag sein Carmen, und mit vieler Freude habe ich die Sammlung zusammengetragen."

Der erste Band „Gedichte" erschien im Jahre 1822, 184 Seiten stark, „mit Musikbeilagen" zu Hamm. Es ist ein unreifes Buch, in dem selten ein eigener Ton erklingt. Nur ein paar Gedichte, wie gleich das erste der „Scherze" überschriebenen, „Die Muse und der Jünger", sind wenigstens als Nachahmungen gelungen, insofern sie den derbholzschnittmäßigen Stil, wie ihn Goethe etwa in „Hans Sachsens poetischer Sendung" zeigt, nicht unglücklich aufnehmen. Aber von einer einheitlichen „inneren Form" tritt hier bei Immermann recht wenig zutage, und eine Anzeige in den „Jahrbüchern der Literatur" (Bd. 35, S. 68—74; Wien, 1826) beurteilt ihn nur gerecht. Entschieden höher steht die zweite, seinem Bruder Ferdinand gewidmete Lyrik-Lese, die im Jahre 1830 als „Gedichte. Neue Folge" in einem 249 Seiten umfassenden Bande von Cotta ausging. Vor allem zeigt sie dem Gedankengehalt nach größere Selbständigkeit und spiegelt, wenn auch nicht eine lyrische Individualität, so doch zum Teil die Zeitverhältnisse ganz beachtenswert wider. Freilich weist sie auch viel abgestandene äußerliche Romantik auf und eine Satire, die nicht selten zur Karikatur wird. Unbegreiflicherweise rühmt eine eingehende Besprechung des Menzelschen „Literaturblattes" vom 3. November 1830 (Nr. 112) dem Verfasser eine sehr gewandte Sprache nach und nennt ihn „des Verses vollkommen Meister", hebt aber auf der anderen Seite recht scharf das „Unkraut von Nachahmungen und Verzerrungen" und die Hoffärtigkeit des Dichters hervor, der sich die „platteſten Gedanken

und Redensarten" erlaube und in seinen Gedichten vielfach nur einen „Spiegel der Eitelkeit" biete, „in denen ein versemachender Narzissus sich liebäugelnd selbst anbetet". Stark sichtend und umarbeitend stellte Immermann aus beiden Sammlungen den ersten Band seiner „Schriften" (1835) zusammen; der zweite fügte das im Jahre 1833 entstandene „Frühlings-Capriccio" hinzu.

Wir sehen, des Dichters Neigung zur Lyrik steht im umgekehrten Verhältnis zu seiner Begabung. Unsere kleine Auswahl solcher Nummern, die weit über die anderen hervorragen, will von dem Felde, das Immermann nun einmal so eifrig bebaut hat, wenigstens einige Früchte zur Probe vorweisen. Es sind stoffliche Gesichtspunkte, die diese Auslese bestimmt haben; sie hat weniger absoluten, ästhetischen als historischen und biographischen Wert. Zeitgeschichtlich interessant ist Immermanns Napoleon-Lyrik; für den Dichter des „Merlin" sind die kleineren Stücke, die denselben Namen nennen, sowie die Sonette, gleichsam als Abfälle jener größeren Dichtung wichtig; und die „Xenien", seine berühmtesten Verse, von denen Fäden zu Heine und Platen hinübergreifen, haben eine gewisse allgemein-literarhistorische Bedeutung. Nur der „Jugendspruch" hebt sich als reine, schöne Gefühlsdichtung um seiner selbst willen heraus.

Im ganzen ist es nicht zu verkennen, daß die intimste und feinste aller Künste sich diesem „derben Sohn der Erde", um mit dem Dichter selbst zu sprechen, versagte. Seine Gedichte sind nicht entstanden, sondern in bewußter Arbeit „gemacht". Hier ist nichts von dem instinktartigen, traumhaft-visionären Sichaussprechen ewiger Gefühle, die sich in mitgeborener Melodie der innersten Seele des Dichters von selbst entringen, und die, losgelöst von aller stofflichen Bedingtheit und Schwere, doch die Persönlichkeit, das tiefeigene Fühlen und Sehnen ihres Schöpfers in jeder Zeile verraten. Die Masse der Immermannschen Gedichte ist leer, arm an Gefühlswert, unoriginell, rhythmisch unbedeutend oder verfehlt.

Immermann versuchte sich auf allen Gebieten der Lyrik, ohne auf einem einzigen recht heimisch zu sein und zu werden. In der Jugend gelingt ihm, wenigstens der Stimmung nach, zuweilen ein flotter, frischer Ton; eine Anzahl Balladen, die den „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm die Anregung danken, zeigen wenigstens den Stil der Gattung verhältnismäßig rein; ein paar der späteren philosophischen Reflexionsgedichte fesseln wenigstens durch geistigen Gehalt; aber daneben steht

sehr viel lyrischer Dilettantismus: süßliches Getändel und schales Scherzen, ein plumpes Spielen mit Zierlichkeiten und Gefühlchen, eine bärenhafte Grazie, die gerade bei einer Kernnatur wie der Immermanns recht unangenehm berührt. Elegien, Idyllen, „Grotesken", Romanzen, Vaterländisches, Satirisches, Polemisches, Anakreontisches — alles ist vertreten, aber alles ist äußerliche Anpassung. Er dichtet in freien Rhythmen, Distichen, Trimetern, Terzinen, Stanzen, Sonetten, Nibelungenstrophen, aber das meiste bleibt konventionell, bleibt Experiment und oft genug ein verunglücktes. Immermann kann sich unglaublich im Rhythmus vergreifen. Er, der es wagt, Goethe und Schiller eines totalen Mißverständnisses der Form zu zeihen, der Platen verbessern will und Freiligrath besonders in seinem „feinen Gefühl für das Metrische" über Lenau und Chamisso stellt, der für die Fabel von Tankred und Ghismonde deshalb die dramatische Form zu wählen beschließt, weil er in einer schlaflosen Nacht trotz lebhaften Nachdenkens keinen Reim auf den Namen der Heldin findet: er ist in Wahrheit „der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier[1]", als den er Platen zu verspotten unternommen hat.

Dazu kommt seine überaus stark hervortretende Abhängigkeit von dichterischen Vorgängern, die nicht selten bis zum Plagiat geht. Ohne es eigentlich zu wollen, ja obwohl er sich geradezu dagegen wehrt, kann dieser sonst so selbstsichere und selbstbewußte Mann das Entlehnen fremden Gutes nicht lassen. In Stoffen, Motiven, stilistischen Eigenheiten und Rhythmen folgt er Bürger und Uhland auf ihren Wegen, er dichtet Schiller nach und läßt sich vor allem auf Schritt und Tritt auf Goetheschen Wegen, die für ihn verbotene sind, ertappen, um am Ende der gar leicht abzusehenden und niemandem weniger als ihm anstehenden Manier Heineschen Witzelns und Kokettierens zu verfallen. Bei aller dieser Unfreiheit ist Immermann auch noch vor empfindlichen Geschmacklosigkeiten nicht gesichert; der Vers „Laß uns die Lippen zum Knoten der Wonne verschürzen" in dem Gedicht „Am Tos" der „Fränkischen Reise" mag als Probe genügen. Was er von Platen als Prüfstein wahrer Lyrik fordert: „ein einzig Lied", ist er selbst in viel höherem Grade schuldig geblieben.

Immermanns Lyrik hat denn auch begreiflicherweise wenig Beifall gefunden; hier sei nur noch David Friedrich Strauß, der sich

[1] Vgl. Bd. 1, S. 31* dieser Ausgabe.

z. B. Eduard Mörike gegenüber als einen so feinen Kenner bewährt hat, als Zeuge aufgerufen. In seinem großen und gehaltvollen, freilich oft überstreng ins Gericht gehenden Essay über den Dichter („Gesammelte Schriften", Bd. 2, S. 166 ff.; Bonn, 1876) nennt er die Muse des Reims und Rhythmus diejenige, „die gegen Immermann lebenslänglich spröde geblieben" sei, findet für einige Idyllen das harte, aber nicht zu harte Wort „albern" und fragt, ob man wohl mit einem solchen Stück Prosa, wie es Immermann im Leibe habe, fliegen könne. Und selbst des Dichters Freund Üchtritz muß zugeben: „Bei Immermanns Gedichten soll immer das Bewußtsein, mit dem jedes Werk geschrieben ist, und die Schärfe des Verstandes Poesie und Begeisterung ersetzen, und bei dem Dichter muß doch alles mehr aus Ahndung hervorgehen."

Spruch des Dichters.

Zu vollen Tafeln ladet das Geschick,
Wenn wir den Fuß ins frische Leben setzen
Und unsre braune Lock' im Winde weht
Des Jugendmorgens! Reizend duftet da
Die Speise und die Blüte aller Zonen,
Und in krystallne Schalen gießest du,
Du holde Freude, deinen schönen Wein,
Den Tisch umkreisend mit Mänadenschritt!

Was wäre wert des Preises, wenn nicht du
Den Preis empfingest, süße Jugendzeit?
Auf deinen Altar legt erinnrungstrunken
Der Dichter seines Liedes Erstlings-Blatt:
O Jugend! Jugendlust und Jugendglück!

Ihr alle, die ihr sinnend steht, gedrängt,
Und meiner frischgestimmten Harfe lauscht,
Ihr alle kennet, was ich singe! Denn
Ihr habt, ihr hattet Jugend! Möglich, daß
Der Reichtum streng vor euch sein Horn verschloß,
Daß eure Väter nicht auf seidnen Kissen,
Nicht unter golddurchblitzten Purpurhimmeln
Mit euren Müttern scherzten! Möglich, daß
Ihr stäts von weitem saht Fortunens Flug!
Doch Jugend habt ihr oder hattet ihr,
So habt ihr, hattet ihr denn alles! Nichts
Hat, wer nicht Jugend hat. Ihr fühlt's, ihr stimmt,
Ich weiß es, froh in meinen heil'gen Päan:
O Jugend! Jugendlust und Jugendglück!

Nicht wahr, wir alle wissen kaum, worüber
Sich da zu freun das Herz die Kraft gehabt?
Ein Märchen liegt es dämmernd hinter uns.
War denn der Teich, auf dem wir jauchzend fuhren,
Damals das weite Meer? Der Kahn, den uns
Gefällig der Verwalter lieh, war der —
(Wir glaubten's doch —) das Admiralschiff Nelsons?
Verkehrten wir mit Geistern, Elfen? Wie?
So mußt' es sein! Der Becher frischer Milch,
Am heitern Tag getrunken hinterm Wald,
In jener kleinen Hütte, dünkt' uns ja
Der Trank der Götter! Jener ernste Mann,
Der auf dem Weg zu Oheims[1] Dorfe einst
Im Wiesental uns so bedächtig fragt'
Nach unserm Namen, nach des Vaters Stand
Und nach der Mutter Herkunft; ganz gewiß
War der ein Zauberer, der unserm Stern
Die besten Zaubergaben aufgespart.
Er ging, der Mann, und — ward nicht mehr gesehn,
Und auch die Zaubergaben — soll'n noch kommen.

Ach, herrlich war da jede Tageszeit!
Der Abend, träum'risch blickend durch des Taus
Mild hingeweinte Tränen, und der Morgen,
Der ros'ge Engel mit den sauberklaren,
Den frischgewaschnen, goldnen Flügeln! Ja,
Der Mittag selbst, in Staub und Gluten zitternd,
Der Nachmittag, grau, matt, erschöpfungssiech,
Jedwede Stunde bracht' ein schönes Wunder
Und konnt' es bringen, durft' es bringen, denn
Du selbst bist ein beständ'ges, ew'ges Wunder:
O Jugend! Jugendlust und Jugendglück!

[1] Hier liegen Jugenderinnerungen zu Grunde, von denen der Dichter besonders in dem Abschnitt „Der Oheim" der „Memorabilien" berichtet. Über diesen Onkel zu Holzzelle vgl. „Leben und Werke" im 1. Bande unserer Ausgabe.

Und nun der Wunder Wunder! Du, des Lebens
In tausend Farben blüh'nder Silberblick!
Du, erste Liebe[1]! Schweige hier, mein Lied,
Und ehr' ein heiliges Geheimnis, das
Natur in ihren Tiefen zeugend schafft!
Das sag' ich nur, ihr alle sagt es mit:
Jegliche Liebe, jeglich Zutraun, jedes
Mildleuchtende Gefühl auf späterm Pfad,
Ist unsres ersten Fühlens zartes Kind.
Wir hätten längst den Glauben an die Welt
Und an die Menschen kläglich aufgegeben,
Wenn nicht in anmutlächelnder Gestalt
Uns einst der Menschheit reinvollkommnes Bild
Erschienen wäre! — Und ich sage:
Die Stell' an unserm Kleid, die ihre Hand
Zufällig streifend rührte, war geweiht;
Wir küßten diese Stelle, ach, wie oft!
In reinen, keuschen Tränen; und ich sage:
Wenn nächtlich von des Himmels tiefem Schwarz
Die ganze Schar der Sterne niederbrannte,
Wir lagen auf den Knien und beteten,
Ach, nicht für uns! Für wen? Schweig hier, mein Lied!

O du, die längst von mir sich abgewandt,
Du denkst wohl kaum des Platzes noch, des Gangs
Am Turm, bei jener altverfallnen Mauer,
Wo du zum ersten Male mir begegnet? —
Ich aber denke seiner. 's ist ein armes,
Ein ödes, gras- und blumenleeres Plätzchen!
Doch immer war mir, ging ich später dort,
Als säh' ich da zwei Genien sitzen; lieblich
Sahn mich die Flügelkinder an und grüßten.

[1] Dem Dichter schwebt im folgenden seine eigene Studentenliebe zu Luise vor. Vgl. die Anmerkung am Schlusse dieses Bandes.

Und kommt der Platz im Traume mir (und oft
Kommt er im Traume mir), seh' ich ihn sonnhell,
Von Blütendolden stattlich überschmückt,
Von Tulpenglocken, Hyazinthenkronen.
Aus kühlem Grün brennt der Granate Blut,
Und furchtsam schwankt die Myrt' im Abendwinde.
O glaube nicht, daß ich ein Schwärmer bin!
Ich weiß ja wohl, ich träume, zeigt sich mir
Die Stelle blühend. Ach, ich weiß, es war
Ein ödes, gras- und blumenleeres Plätzchen,
Wo ich zum ersten Male dich gesehn!

Wohl niemals red' ich mehr zu dir hienieden,
Zum mindesten mit meinem Willen nicht.
Du hörst vielleicht dies Lied. So sei dem Lied
Ein offnes Wort an dich vertraut! Glaub nicht,
Ich zürne dir, weil, durch armsel'ge Menschen
Verführt, du einst ein reiches Herz verschmäht.
Was hätt' ich, hätt' ich dich? In meinem Arm
Wärst du zuletzt doch nur ein Weib geworden.
Nun aber schwebst du, wenn mein Fuß gelind
Durchs Wiesengrün am prächt'gen Strome wandelt,
Ein leicht Gebild, auf Wolken überm Strom.
Aus deinen Locken blinkt der reine Kranz,
Noch immer schützt der Gürtel deinen Leib;
Was andre von dir haben, weiß ich nicht,
Ich habe dich behalten, wie du warst,
Und dich versagend, schenktest du dich mir
Für alle Zeit, jungfräulich, rosenfrisch;
So dank' ich deiner holden Trüglichkeit! —
Auch Jugendschmerzen sind ein schönes Gut,
Das Herz genießt sich selber in der Träne;
Drum ruf' ich, denkend jenes tiefen Leids,
Das meiner frühen Tage Mark verzehrte,

In meine Saiten freudig doch zum Schluß:
O Jugend! Jugendluft und Jugendglück!

Das Grab auf St. Helena.

Fragmente aus Fragmenten.

1828.

„Von der Titanen
Kampf und Sturz erzählt der Vesuvius
Und des Ätna dampfender Feuerschlund;
Höchlich preis' ich der Nektartrinker
Kluge, bergauftürmende Vorsicht!
Warum wurde
Dieser Titan so flach verscharrt?"

I.

Der Kaiser Friedrich Rotbart
Sitzt tief in des Berges Kluft;
Hoch liegt auf nacktem Meerfels
Der Kaiser Napoleon.

Der Berg heißt der Kyffhäuser,
Der Berg in der güldenen Au',
Der Fels im wüsten Weltmeer,
Er heißet Sankt Helena.

Der Kaiser Friedrich Rotbart
Kommt nicht zu der Ruhe im Grab,
Er sitzt am moos'gen Steintisch
Und nicket und schlummert und träumt.

Und tappt des Schäfers Fußtritt
Zu ihm durch Trümmer und Graus,
Dann fragt der Kaiser gramvoll:
„Ist's nicht zum Sterben die Zeit?

„Du, sag', Gesell, mir wahrhaft,
Fliegt noch der Rab' um die Burg?" —
Der Schäfer nickt mit dem Kopf: Ja!
Der Kaiser seufzet und weint.

„So ist noch fern die Erlösung,
Noch fern die liebliche Ruh'!"
Der Kaiser träumt den Angsttraum
Sieb'nhundert Jahre und mehr.

II.

Spät, wenn die Glock' in Longwood[1]
Zu Mitternacht Zwölfe gezählt,
Dann birst der Fels im Weltmeer,
Das Grab des Kaisers zerbirst.

Und aus der geborstnen Felsgruft
Steigt geduckt ein Schatten empor,
Den Mantel trägt er, dunstgrau,
Den Degen, geschliffen und blank.

Er kreuzt die Arm' und wallt still
Zu der ragenden Klippe am Meer,
Dort setzt er auf den Vorsprung
Sich sinnend und horchend hinaus.

Und blickt mit Augen, traurig,
Nach der alten, der alternden Welt,
Die Flut weint Leid und Wehmut,
Die Nacht bleibt öde und stumm.

Und wenn die Glock' in Longwood
Eins schlägt, erhebt sich der Geist
Und wandelt seufzend, qualmüd'
Zurück in die einsame Gruft.

Das sind die Kaiser, graunhaft,
Die beide nicht können zur Ruh',
Der Kaiser Friedrich Rotbart
Und der Kaiser Napoleon.

[1] Das Farmhaus auf St. Helena, das Napoleon in den Jahren 1815—21 zur Wohnung diente.

Steht von der Burg kein Stein mehr,
So kommt der eine zur Ruh',
Wie lang' der andre umgeht,
Das frag ihn selber bei Nacht!

III.

Nacht war's. Der Mond ergoß sein fahles Licht
Und zeichnete der Küste Felsen weit
Hinaus mit Riesenschatten in die See,
Die seltsam murmelnd zu den Schatten sprach.
Ich aber schlich sacht' aus der Hütte, wo
Die lärmenden Genossen zechten, schlich
Zum Strande, löste meinen Nachen, sprang
Hinein mit beiden Füßen, griff zum Ruder
Und fuhr durchs Meer, das, wie erstaunt, emporrauscht'.
Noch klang mir der Genossen Lied im Ohr,
Noch winkte mir der Hütte Feuer nach,
Jetzt starb das Lied im Nachthauch. Um den Vorsprung
Der Küste fuhr ich ... und das Feuer schwand:
Ich war allein!

Wer an des Goldes Glanz sein Herz erquickt,
Der ring' und keuche in des Markts Gewühl,
Und wem der Ehre luft'ger Traum den Sinn
Entflammt, der buhle zu der Hoheit Füßen!
Mich reizt es nicht.
Das Leid, die Freude einer Welt empfinden
Und unerschüttert in geheimen Stand
Verborgner Dinge schauen, dazu schuf
Mein Stern mich in der Laune seiner Bahn,
Und Gott erschuf für mich so groß die Erde,
Den Himmel und die Hölle, daß Betrachtung
Sich nicht erschöpft' in Ewigkeit. —
Da sind wir!
Halt hier, mein Kahn! Nun halte dich, mein Herz!

Ihr Himmlischen, beschirmt mich!
Da sitzt er auf der Klippe! Gramvoll blickt
In weite Ferne das verglaste Aug'!
Geduckten Hauptes, mit gekreuztem Arm,
Wie er im Leben pflag zu wandeln, sitzt er,
Stumm, marmorbleich und marmorstarr! Der Mond
Streut herzverwirr'nden kalten Strahl umher,
Die Erde schweigt, das Meer liegt, wie erschrocken,
Platt, wellenlos und schweigend um das Riff!
Kein Lüftchen rührt sich! Daß ein Vöglein doch
In seinem Schlafe zwitscherte! Ein Geier
Zu heiserm Schrei die rauhe Kehle rührte!
O regte nur ein Wurm die kalten Glieder!
Weh mir! Wenn er empor
Sich richtete, ein finstrer Gott des Sturms
Bis in die Wolken wüchse! Wenn der Wirbel
Den armen Kahn ergriffe, in die Brandung
Ihn gräßlich schleuderte ... die Welle blutig
Mein Grablied säng' und rings die spitzen Klippen
Mit meinem Hirne prunkten ...
Bei Gottes Huld! die Stell' ist schauerlich!

IV.

„Vernimm du zitternd Menschenkind des Kaisers Spruch,
Und wenn du ihn verkündest, sag': Ich hätt's gesagt:
Regierte Recht, und gälte heil'ger Ehre Pflicht,
So bleichte nicht in Afrika mein mürb' Gebein;
Vielmehr im Abendwind gewieget schwämm' ein Schiff
Einst still heran durch purpurdunkle Meeresflut,
Und von dem Mast des Schiffes weht' in ernstem Schwarz
Herab der Trauerflagge Tuch bedeutungsvoll!
Ein schöner Jüngling aber ständ' auf hohem Deck,
Zuvorderst, hieher tränenschwer den Blick gelenkt,
Und spräng', der Erste, von dem Kiel auf diesen Fels.

Und nach Hudsgate[1] wallet stumm die fromme Schar,
Geführt vom Jüngling, ab vom Grabe fliegt der Stein,
Der Jüngling aber steigt ins Grab, in Vaters Grab,
Und küßt des Vaters Sarg und ruft: „Jetzt hebt ihn auf!"
Da schwebt die Last empor ans Licht! Die Treue trägt
Und Kindesliebe bringt den heil'gen Raub an Bord.
Nun steu'rt der Kiel, aus dessen Raum manch Heldenlied
Die Wolken grüßt, zurück zum Land, um das den Zorn
Der Völker einst ich trug und trage Gottes Zorn,
Zum vielgeliebten Frankreich kehrt das Trauerschiff.
Dort harrt am Ufer allbereits unzählig Volk,
„Willkommen!" jauchzt die Menge mir, die schluchzende,
Und schluchzend küßt sie, jubelnd doch, des Kaisers Staub.
Da wo der Seine goldene Flut durch Reben wallt,
Im Angesicht des Schlosses, wo ich gern gehaust,
Erhebt ein Hügel sanft gewölbt sein blühend Haupt.
Die Primel stickt, das Veilchen säumt des Hügels Gras,
Und lieblich weht darüber hin der Rosen Glut,
Und in den Rosen singt und klagt die Nachtigall.
Da graben zwölf weißlock'ge Krieger, die mein Stern
Durch Syriens Pest geführet und Moskaus Geschick,
Mein mir geziemend wohlverdientes Heldengrab.
Den Vater senkt der Sohn zur Ruh', der Greise Rohr
Schickt mir hinab, hinein zur Gruft den Feuergruß.
Und wie die Erde schollernd fällt und füllt das Grab,
Spricht feierlich ob meinem Rest der Alten Mund:
„Setzt keinen Stein, kein Denkmal ihm, denn jeder weiß,
Daß Er hier ruht, und wer ihn nennt, der kennt ihn auch. —"
So würde mir Bestattung noch, regierte Recht,
Der Toten unverjährbar nie zu beugend Recht!
Nun zehrt das Volk von meines Ruhms Verlassenschaft,
Und jammervoll, jenseit der letzten Menschen Blick

[1] Talschlucht in der Nähe von Longwood, wo Napoleon im Jahre 1821 begraben wurde.

Verweſt des Kaiſers toter Leib am öden Meer.
Durch alle Zeiten, merke dir's, fordr' ich mein Grab
In meinem Haus! Und von dem Land, das ich verlor,
Gebühren mir in alle Zeit ſechs Schuhe doch!"

* * *

Ich aber ſage drauf, indem ich ſtimme:
„Das Irrſal ſchweigt nur, wenn die Harfe tönt!
Zum Opfer würdeſt du dem Neid und Grimme,
Und kurz vergöttert, wärſt du bald gehöhnt.
Drum bleibe, Staub, auf deinem Felſen! Schwimme
Nicht hin, wo die Verräter dich gekrönt!
Du würdeſt heut im Pantheon geborgen,
Und in die Seine würfen ſie dich morgen."

* * *

Wiege und Traum.

1829.

I.

Eine Wiege hat machen laſſen
Die getreue Kommune Paris
Von purem Silber und Golde,
Von Perlen und von Türkis.

Zu den Häupten des Bettleins glänzet
Ein goldgetriebener Aar,
Der hält in den mächtigen Fängen
Eine Kugel, von Silber klar.

Und neben dem Bettlein ſitzet
Die Amme, das zierliche Weib,
Iſt keine gewöhnliche Amme,
Trägt Seiden und Spitzen am Leib.

Es schlummert in strahlender Wiege
Der König, der Kaisers Sohn[1],
Kann noch nicht gehen und sprechen
Und trägt doch bereits eine Kron'.

Und wenn der Knab' erwachet
Und weint mit den Lippen klein,
Dann singt ihn die zärtliche Amme
Mit holdem Wiegenlied ein.

Sie singt von dem goldenen Aare,
Von der silbernen Kugel ihm vor;
„Der Adler, mein Prinz, ist das Wappen,
Das sich dein Herr Vater erkor!

„Die silberne Kugel, mein Prinzlein,
Das ist die bezwungene Welt,
Die dein Herr Vater, der Große,
In Händen, sein Eigentum, hält.

„Dein Vater, der hat sie erobert,
In der Schlacht vom Tode umdrängt,
Dir aber, mein lieblicher König,
Dir wird sie freiwillig geschenkt."

Es lächelt der artige Knabe,
Die Wimpern schließen sich gleich,
Er träumt von hundert Palästen,
Er träumt von dem großen Reich.

II.

Die Amme macht eine Bittschrift
An den Leibarzt Corvisart,

[1] Napoleon Franz Joseph Karl (20. März 1811 bis 22. Juli 1832), einziger Sohn Napoleons I. und der Maria Luise von Österreich, erhielt bei seiner Geburt den Titel eines Königs von Rom. Im Jahre 1814 wurde er nach dem Schlosse Schönbrunn bei Wien gebracht. Sein Großvater erteilte ihm den Rang eines Herzogs von Reichstadt. Er starb an der Schwindsucht. Die Bonapartisten nannten ihn Napoleon II., nachdem sein Vater im Jahre 1815 zu seinen gunsten abgedankt hatte.

Der stellt beim Lever des Kaisers
Sich mit dem Papiere dar.

Der Kaiser entfaltet es, lieset:
„Dem König von Rom droht Gefahr,
Ihm raubt den stärkenden Schlummer
Des Volkes jubelnde Schar.

„Sie stellet ja unter dem Fenster
Bei Nacht und bei Tage sich ein,
Die Leute sind wie besessen
Und äußern die Liebe durch Schrei'n.

„Schon leidet vom Lärm die Gesundheit
Seiner Römischen Majestät,
Drum wird ein Verbot der Begeist'rung
Ganz untertänigst erfleht."

Der Kaiser berufet den Staatsrat,
Er berufet den ganzen Senat,
Beruft den Gesetzgebungskörper
Und die Reste vom Tribunat.

Und nach sechsstünd'gen Debatten
Wird ein scharfes Gesetz publiziert:
Die, so ferner noch Vivat rufen,
Werden sämtlich sogleich füsiliert.

Da fühlet sich tief verwundet
Paris und der ganze Staat,
Daß solche Schranken gesetzet
Ihrer Liebe des Kaisers Rat.

III.

Und als die Preußen genommen
Mit Macht des Montmartres Höhn[1],

[1] Am 7. Juli 1815.

War von der Pariser Begeistrung
Kein Stück und kein Fetzen zu sehn.

Mich dau'rt nicht der fallende Kaiser,
Der falle! Das ist unser Glück.
Mich dauert das flüchtende Kindlein,
Sein klägliches Jammergeschick.

Sie schleppen den Knaben verhüllet
Aus dem Saal in zitternder Hast;
Der sträubt sich mit Händen und Füßen,
Will behaupten seinen Palast.

Das sieht ein alter Gardiste,
Dem Narben die Wangen durchziehn:
„Der Knabe, der ist noch ein König,
Doch Sklaven nur seh' ich um ihn!"

Herr Talleyrand spricht von Prinzipen,
Die Amme aber entfloh;
Hat sich nachher wieder vermietet
Aus Prinzip beim Herzog Bordeaux.

IV.

Im alten Schloß zu der Hofburg
Wankt still ein Jüngling umher;
Er steht in den lustigsten Jahren,
Sein Blick ist trübe und schwer.

Er rühret sich an und fraget:
„Wer bist du? Was ist dir die Welt?"
Ihm klingt's vor dem Ohr wie Trompeten
Aus siegüberglänzetem Feld.

Ihm ist, als wär' ihm ein Liedlein
Bei der Wiege gesungen so schön,
Als hätt' er des Liedes Gestalten
In dem herrlichsten Traume gesehn.

Doch kann er sich nimmer besinnen
Auf die Worte des Liedes, den Traum,
Und wenn er sie glaubt zu erhaschen,
Zerfließen sie wieder wie Schaum.

Die Stunden kommen und gehen,
Sie bringen uns Freude und Leid,
Dem Jünglinge bringen die Stunden
Nur die kahle, nüchterne Zeit.

V.

Als im Jahre Eilfe[1] der hundert
Und erste Kanonenschuß fiel,
Da gab es ein Singen und Klingen
In dem allerblühendsten Stil.

Die fränk'schen Poeten, vom ersten
Zum letzten, spornten ihr Roß,
Und Dithyramben und Oden,
Die regnen, die fluten ins Schloß.

Die deutschen Dichter damals
Verhielten sich stille zu Haus,
Sie sannen und sannen und sannen
Und sannen nichts Kluges heraus.

Die deutschen Dichter sind langsam
Und gleich ihrem Volke was blöd',
Sie fürchten all die Rivale
Im Strahle der Majestät.

Nun sind die Jahre vorüber,
Und Rivale gibt es nicht mehr,
Da kommt ein deutscher Dichter
Mit seinem Lied hinterher!

[1] Zur Feier der Geburt des „Königs von Rom".

Die Deutschen sind gar gewaltig
Zurück in der Zeiten Strom;
Sie haben erst jetzo gefunden
Ein Lied auf den König von Rom.

* * *

Weh mir! Nun ist die Saite gar gesprungen,
An der zuletzt ich scharf und höhnisch riß!
Hat doch sich mir das Chaos aufgedrungen,
Vor dem ich stäts zu hüten mich befliß!
Geschwind mit neuem Ton und milder Zungen
Ins goldne Land, wo Glimpf und Ernst gewiß!
Dort klingt die Harf', im lieben Bann der Sage,
Von selber zu dem sanften Fingerschlage.

* * *

Merlins[1] Grab.

Lehrling.

Durch Felsentäler
Abgründen vorbei
Schlängelt der Pfad sich.
Dunkler wird's und dunkler,
Die Lüfte ächzen,
Die Eichen rauschen,
Was lauerst im Wipfel,
Heischkrächzender Geier?
Wie der Waldgott Sturm
Durch der Bäume Kronen dahinsaust!
Ob wohl der alte Turm[2]
Dort einen neckenden Kobold behaust?
Rückwärts zieht mich

[1] Über Merlin vgl. die Einleitung zu dem dramatischen „Merlin", S. 271 ff. dieses Bandes. — [2] Vgl. S. 400, V. 3055 dieses Bandes.

Geheimes Grauen,
Vorwärts drängt's mich,
Zu schauen, zu schauen. —
Denn ich schmachte
Nach dem Licht!
In der Welt find' ich's nicht,
Und die Bücher, die weisen,
Mögen mir's auch nicht weisen.
Drum bin ich gewandert
Viele Tage,
Viele Nächte,
Den Alten zu fragen,
Den schlafenden Alten.
Wie ist der Weg so lang,
Wie ist mein Herze bang,
Wie ist der Drang so mächtig,
Wie ist's im Geiste nächtig!

Halt! —
Was glänzt aus jener Grotte Schlund,
Was blinket leuchtend aus dem Grund?
Was gibt so hellen roten Schein?
Das muß der Hügel Merlins sein!

Wie komm' ich hin?
Rauschender Waldbach
Zwischen mir und ihm —

Stimme aus dem Grabe.

Ich schlafe und träume
Von Sonst und Künftig.
Wenn Toren mich fragen,
Werden sie's beklagen.
Wenn Kluge kommen,
Mag's ihnen frommen,

Aber den rauschenden Waldbach
Scheue nicht, wer zum Grabe will.

Lehrling.

Hinein in die Wellen
Stürzt' ich, von innerer Glut getrieben,
Und meinte, zerschellen
Müßt' ich, doch bin ich oben geblieben.

Stimme.

Wie die Nacht vor dem Tage flieht,
Schwindet vor dem Mut der Schrecken;
Wenn dich ein Ungeheuer ansieht,
Will der Urgeist dich nur artig necken.

Lehrling.

Nun steh' ich in hallender Felsengruft,
Umschwirrt von seltsamen Stimmen;
Ich frage dich, eisgrauer Schläfer,
Mit zwingendem Wort, Beschwörungsspruch —

Stimme.

Beschwöre zuerst
Des eignen unendlichen Schwatzens Geist!
Sei kurz!

Lehrling.

Die Welt ist wahrlich gar zu schlecht,
Das Recht,
Sie treten es mit Füßen.
's ist eine Schande, meiner Treu,
Daß frei
Sein Leben keiner mag genießen.
Wie fang' ich's an, dem Unfug zu wehren?
Möchte gern alles zum besten kehren.

Stimme.

Zu kehren
Vor deiner Tür, das laß dich lehren!

Der Windhund sagte: Pfui, abscheulich!
Der Löwe hauset doch zu greulich.
Stampfte vor Zorn mit dem Fuße auf,
Hatte selber zertreten einen Ameisenhauf.

Lehrling.

Doch wie? wenn die Guten zusammenständen
Und sich die gleichen Gemüter fänden,
Da spräche man dem Frevel Hohn?

Stimme.

Würde geben einen herrlichen Lohn,
Viel Fäuste, wenig Sinn,
Großer Lärm und kleiner Gewinn.
Jeder sei für sich bedacht,
Zu halten auf der Bösen Macht.
Was dir allein nicht mag gelingen,
Wirst du mit vielen auch nicht vollbringen.

Lehrling.

Ich fing was an mit treuen Sinnen
Und meinte: gewinnen
Müßt' ich der halben Welten Dank.
Gab aber eitel Dampf und Zank.

Stimme.

Der Wald stand frisch, der Wald stand grün,
Dem Wiedhopf er zu sauber schien.
Hätte gegeben drum sein Leben,
Möcht' alles wie im Neste kleben.
Schimpfte unbändig,
Setzte sich hin auswendig;
Wenn sein Geschrei längst mußt' ermatten,
Gibt Wald dem Wanderer noch Schatten.

Lehrling.

Doch wie, wenn in des Sturmes Weh'n
Der ganze Forst droht zu vergehn?

Stimme.

Die Stämme sind nicht zu bedauern,
Die keine Fröste überdauern.

Lehrling.

O Meister, wollst ein Mittel nennen,
Daß mich die Edeln nicht verkennen!

Stimme.

Werd' einer von den Edeln selbst.

Lehrling.

Die Meinung ist flüchtig,
Die Gunst ist wichtig,
Die Tugend so schwer;
Wenn sie leichter nur wär'!

Stimme.

Magst Netze dir und Reusen flechten,
Fängst nicht die Guten, so fängst du die Schlechten.

Lehrling.

Würde gar zu gern ein großer Mann!

Stimme.

Das meinte der Ysop auch zur Eichen,
Mußte aber doch am Boden kreuchen.

Lehrling.

Die Welt ist ein verschloss'nes Haus:
Ich seh' die Tür,
Wer reichet mir
Den Schlüssel?

Stimme.

Den haben
Geister begraben
Im tiefen Bronnen,
Und nimmer gewonnen
Wird er von euch, o Erdenkinder!
Es klopfet und bebet
Auf den Höhen, in den Tiefen,
In den Büschen, auf den Triften,

Auf den Gipfeln, in den Klüften,
Allkräftig wallend,
Wunderbar,
Von Anfang an,
Bis zum Ende, das nimmer wird kommen!
Hast du ein Herz,
Wird dir nichts fremd sein.
Wer will's ergründen?
Keiner wird's finden,
Aber suchen sollen alle!
Hast muntre Augen,
Hände, so zur Arbeit taugen,
Auf, eile und kehre
In die Welt aus der Leere.
Leer ist das Wort,
Leer ist der Ort,
Aber im Leben strömt die Kraft
Wie im Baume der Saft;
Und der Gebieter der Welt, er heißt
Lebendiger Geist!
Keine Sprüche, keine weise Lehren
Mögen dir Sinn und Verstand bescheren,
Aber aus des Herzens Fülle
Quillt der mächtige gute Wille.
Laß dich die Wellen umspülen,
Und du wirst lernen schwimmen,
Droben zu stehn, mußt du klimmen,
Und willst du treffen, so mußt du zielen.
Aller Segen kommt dir von innen,
Von draußen steht nichts zu gewinnen,
Und aus der Dumpfheit Ketten
Kann kein Zauberer dich erretten!

Merlin im tiefen Grabe[1].

Merlin im tiefen Grabe
Wehklagend also spricht:
Ich hab' das Wort des Rätsels
Und ach, sie hören's nicht!

Das Wort, an dem die Zukunft,
Die Gegenwart sich kennt;
Nur einen Tag um andern
Zu sagen ist's vergönnt.

Die Weisen aber kommen
Stäts an dem falschen Tag
Und fragen viel hinunter
Den letzten Dingen nach.

Dann horchen sie vergeblich
Am Rand der Zaubergruft;
Des andern Tages ruf' ich's
Vergeblich in die Luft.

Niemand, der es vernähme!
Es heult der Wolf vorbei,
Ich ächz' in mir und gäre —
Es bleibt das Einerlei.

Ach, käm' am rechten Tage
Der rechte Held daher,
Empfinge mein Vermächtnis
In meiner tiefen Lehr'!

Dann würd' in hoher Freiheit
Die Welt von ihm verwest,
Vom Harren und vom Ängsten
Die Kreatur erlöst.

[1] Das Gedicht stellt gleichsam einen lyrischen Epilog dar zu Immermanns kurz vorher erschienener dramatischen „Merlin"-Dichtung. Vgl. die Anmerkungen am Schlusse des Bandes.

Merlin jedoch, der ginge
In Frühlingsdüften auf
Und nähm' als muntre Amsel
Von Zweig zu Zweig den Lauf.
Doch das wird nimmer glücken,
Das Reich, die Macht ist sein,
Merlin wird unvernommen
Und unbefreiet sein.

Sonette.

I.

Die Schönheit ruht, wie eine Braut, im Saale
Der Götter, ganz von Himmelsglanz umflossen.
In nackter Unschuld fragt sie, hingegossen:
„Wann kommt mein Bräutigam zum Liebesmahle?"
Der Dichter naht, entflammt vom mächt'gen Strahle.
Gleich ist auf weichem Pfühl der Bund geschlossen.
Und lächelnd reicht den schwelgenden Genossen
Hebe die volle, starke Nektarschale.
O Wollust allersüßester Vereinung!
Bald nach der Blüte läßt die Frucht sich blicken,
Ein herrlich Kind, das aller Welt Entzücken.
Den Dichter nur erfreut nicht die Erscheinung.
Er spricht: „Es trägt des Vaters rohe Züge,
O, daß es die der holden Mutter trüge!"

II.

Im Traum erschien mein Genius. Er zeigte
Ein großes Füllhorn mir und sprach: „Darin
Ruht deiner Zukunft Schaden und Gewinn,
Nun wähle schwere Tage oder leichte!"
Und aus dem Horne warf er leichte, seichte,
Bescheidne Freuden, muntern Tagessinn,

Dann schleudert' er die strengsten Leiden hin,
Und Schmerzen sah ich, die kein Wort erreichte.
Und milde sprach mein Genius: „So wähle!"
Doch mich ergriff ein ungeheures Ängsten,
Und aus des Herzens Tiefen, aus den bängsten,
Rief laut, daß ich erwachte, meine Seele:
„Gib andern, die sie mögen, solche Freuden,
Mir gib die heil'gen Schmerzen, gib die Leiden!"

III.

Wenn ich nun andern sehe zugezählet
Vergnügter Stunden frische Rosenblüte
Und mir ein Neid sich regt in dem Gemüte,
So rauscht es leis um mich: „Du hast gewählet!"
Und wenn das Volk nie bei den Schelmen fehlet,
Die es verfüttern aus der Zuckerdüte,
Und einsam brennt, wovon ich hoch erglühte,
Und ich erseufze, rauscht's: „Du hast gewählet!"
Durch alle meine Schmerzen klingt das Wort,
Vernehmlich klingt's an jedem düstern Ort,
Doch hat mich's nie als Richterspruch gequälet.
Vielmehr, es ist ein Trost dem wunden Herzen,
Mein Genius ist mir nah' in meinen Schmerzen,
Denn wer weiß außer ihm, daß ich gewählet?

IV.

Wenn ich geliebte Lippen küßt' und Wangen,
Sucht' ich die Seele, die gewesen mein
Und sich gesonnt mit mir an Gottes Schein,
Eh' ich gelangt in dieses ird'sche Bangen.
Wenn meine aufgewühlten Saiten klangen,
Sucht' ich hienieden der Gedanken Reih'n,
So ich am ew'gen Stuhl von Helfenbein
Gleich goldnen Knäufen hatte sehen prangen.

Bin ich durch Feld und Dorf und Stadt geschritten,
Sucht' ich mein Vaterland, den Herd der Ahnen,
Sucht' ich mein Volk, vereint um würd'ge Fahnen.

So hab' ich immerdar gesucht. — Ich suche,
Was uns versagt ist nach des Schicksals Fluche,
Und klagen sollt' ich, daß ich viel gelitten?

V.

Im tiefen Tal, benetzt von Waldesbächen,
Liegt eine Riesensäule, wetterbloß,
Zertrümmert halb, bedeckt mit Schorf und Moos,
Verletzet oft durch bübisches Erfrechen.

Und sagenhaft verklungen geht ein Sprechen:
Die Säule rühre von dem Dome groß,
Der, als noch frisch der Strom der Zeiten floß,
Hoch überschauet aller Länder Flächen.

Mit Runenschrift ist sie durchaus beschrieben,
Die rätselhaft den Weisesten geblieben,
Vom Eispol bis zum glüh'nden Lusitanien.

Will nun die Bosheit gänzlich sie zertrümmern,
Dann flammen zornig alle Runen, schimmern
Ein klares Wort dem Feind! das Wort: Germanien.

VI.

Du läß'st, o Vaterland, die Edeln schmachten,
Die nur zu deiner heil'gen Ehre sinnen.
Von deiner Kält' ein Lächeln zu gewinnen,
Bleibt unerreicht dem reinsten, schönsten Trachten.

Vergebens fechten wir in deinen Schlachten,
Vergebens schmücken wir der Heimat Zinnen
Mit schönen Kränzen günst'ger Pierinnen[1],
Du brichst das Herz, ich aber muß dich achten!

[1] Beiname der Musen.

Wer wenig hat, der schätze auch das wen'ge.
So ist's gerecht, die Nachbarn klug zu nennen,
Die Armut treibt zu rätlicher Verwendung.
Du aber gleichst dem reichbegabten Kön'ge,
Der nicht vermag, die Schätze all' zu kennen,
Womit ihn ausgesteu'rt des Glücks Verschwendung!

VII.

Ihr dürft mich immer kalten Herzens wähnen,
Weil ich bei Ibrahims[1] und Juffufs[2] Taten
Nicht so, wie ihr, in heil'ge Wut geraten
Und nicht verzweifelt bin um die Hellenen[3].
Denn seht: ich habe nähern Stoff zu Tränen!
Rund um mich mäh'n Barbaren fremde Saaten,
Rund um mich drückt der Trotz der Renegaten,
Rund um mich kränken Schergen edles Sehnen.
Da gilt's für mich, geschlagne Geister retten!
Da gilt's für mich, zu lösen hier die Ketten,
Und mit den Türken hab' ich's deutscher Zunge!
Doch euer Herz liebt, weiß ich, fremde Trachten.
Es ist so süß, ins Blaue hin zu schmachten,
Morea will ja nichts als Wind und Lunge!

VIII.

Was euch begeistern soll, muß von den Schotten[4],
Isländern kommen, Serben[5], Griechen, Heiden.

---

[1] Ibrahim Pascha (1789—1848), Adoptivsohn Mehemed Alis, Vizekönig von Ägypten, eroberte in den Jahren 1825 und 1826 den ganzen Peloponnes und, mit den Türken vereint, Missolunghi. Im Jahre 1831 wurde er durch die Schutzmächte Griechenlands gezwungen, den Peloponnes, in dem er furchtbar gehaust hatte, zu räumen. — [2] Türkischer General im Peloponnes. — [3] Über Immermanns Stellung zum Philhellenismus vgl. Bd. 3, S. 16, Z. 26 ff. und die betreffende Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [4] Es ist besonders an Walter Scott zu denken. — [5] Neben den Befreiungskriegen der Griechen fanden in Europa lebhaften Widerhall die der Serben, die gleichfalls unter türkischer Bedrückung seufzten. Im Jahre 1815 erkämpfte Miloſch Obrenowić, der zwei Jahre darauf zum Fürsten ausgerufen wurde, die Unabhängigkeit des Landes durch den Sieg über Ali Pascha auf der Ebene der Matschwa.

Das Schicksal dessen wäre zu beneiden,
Was etwa wüchse bei den Hottentotten.
Am meisten gilt, wer schon ein Mahl der Motten!
Lebend'ges kann uns oft den Kram verleiden,
Des Orkus Gäste aber sind bescheiden,
Für das Verweste schwärmen ganze Rotten.
So lange der Prophete bei euch wandelt,
Kehrt ihr getrost verächtlich ihm den Rücken,
Er hat den Geist für euch. Und ihr habt? — Tücken!
Nun ist er Staub. Sogleich wird fromm gehandelt,
Die Kön'ge pilgern zu des Sehers Hause,
Die, lebt' er, wüßten nichts von seiner Klause.

IX.

Weit klingt das Lied von des Herakles Stärke.
Was ihm der Götterkön'gin Fluch beschieden,
Er überwand's, drang zu der Sel'gen Frieden
Im hohen Schirm der ungeheuren Werke.
Nun aber, Freund, hör' auf mein Wort und merke:
Was jenem Arm, der schlug die Stymphaliden,
Dem Drachen nahm die Frucht der Hesperiden
Und raubte dem Geryon Ochs und Sterke,
Dem großen Löwen gab die blut'ge Lehre,
Die Schlange traf, daß ihre Adern rannen,
Den Cerberus holt' aus der Hölle Schlunde,
Was selbst dem Arm zu schwer gewesen wäre:
Wenn er zwei Deutsche hätte sollen spannen
An eine Karre nur für eine Stunde.

X.

Zu einer Gilde kam ich, die sich Götzchen
Aus Holz geschnitzt in ihren faulen Stunden,
Die alten Götter waren ganz verschwunden,
Dafür verehrten sie nun bunte Klötzchen.

Und jeder hielt sein Götzchen wie ein Schätzchen
Mit geilen Armen ekelhaft umwunden.
Sie leckten, züngelten gleich brünst'gen Hunden,
Die Luft erseufzte rings von wilden Schmätzchen.

Entrüstet fragt ihr mich und wie zum Spotte:
Wo wohnen die, so toll und so verächtlich? —
Ach, die Entfernung ist nicht sehr beträchtlich.

Gelagert fand ich diese Heidenrotte
An eurem Feuerchen für Theoremchen,
Für Schufte, Journalisten, Ariendämchen.

XI.

Glückselig'e Toten, die den schönen Traum,
Deß reine Bilder sanft vorüberwallten
Des Lebens wachem Schlaf, nach dem Erkalten
Fortträumen in des Sarges schmalem Raum!

Wir träumen auch und sehn mit goldnem Saum
Am Purpurmantel ärmliche Gestalten,
Kraftlose Hände blanke Szepter halten,
Und Schemen, aufgebläht von eitlem Schaum.

Die Sünder spenden Lohn und spenden Strafe.
Verworrner Laut! Geschwätze, dumpf und greulich!
Welch Traumgesicht, beängst'gend und abscheulich!

„Gesicht? Wir wachen ja, du sprichst im Schlafe!" —
Erlaubt, daß ich als Einbildung betrachte
Was mich, wär's Wirklichkeit, verzweifeln machte!

XII.

Fragt ihr, warum den herben Spott, der Klage
Umdüstert Wort in Weisen ich ergossen,
Die sonst von süßern Leiden überflossen?
So geb' ich diese Antwort eurer Frage:

Gekommen war zu seinem schwarzen Tage
Numantia[1], von Feinden rings umschlossen;
Die Senne riß, es fehlte an Geschossen,
Da fand der Mut den Rat zur letzten Wage[2].
Denn Frauen brachten ihres Hauptes Flechten,
Und goldne Spangen brachten sie als Pfeile,
Daß Zier und Schmuck Verderben draußen schaffe.
Gleich hart berennt ist jetzt die Burg des Rechten,
Verschossen sind des ernstern Liedes Pfeile,
Drum zürnt Sonett und dräut als Todeswaffe!

XIII.

Und ob auch jene Stadt ihr Haupt gebogen,
Der rauhe Sieger über den Altar
In Trümmern stürmte mit der rauhen Schar,
Hat nicht die Zeit sie um ihr Lob betrogen.
Und ob der Pfeil, den wir geschnellt vom Bogen,
Nicht schrecken wird die frecherhitzte Schar,
Die auf den Tempel stürmt und den Altar,
So haben wir kein schimpflich Los gezogen.
Zwei Zeiten gibt's und doppelte Gestirne.
Wenn Weisheit herrscht auf einem reinen Throne,
Erteilt dem Helden sie den Kranz zum Lohne.
Regiert der Aberwitz mit breitem Munde,
So lohnt dem Helden seine Todeswunde,
Der Kranz verbleibt dem Buben und der Dirne.

XIV.

„War denn die Zeit vollkommen je, und strebte
Nicht immerdar das Schlechte nach dem Siege?
War nicht die Welt des Irrtums ew'ge Wiege?
Sag' uns den Ort, wo nicht die Bosheit webte

[1] Die Stadt mußte sich im Jahre 133 nach äußerster Gegenwehr an P. Cornelius Scipio Africanus ergeben, der davon den Beinamen Numantinus erhielt. — [2] D. h. zum letzten, äußersten Wagnis.

„Ihr starkes Netz? Wer läng're Jahre lebte
Als du, der sah, daß in dem großen Kriege
Es nichts verschlägt, ob fiele oder stiege,
Was fällt und steigt. Nichts stand, und alles schwebte."

Ihr tröstet mich auf ganz besondre Weise.
Den milden Kerkermeister hört' ich letzt
So kosen mit dem weinenden Gefangnen:

„Bist nicht der erst' in dieser Mauern Kreise!
Sie sind für Pein und Jammer längst gesetzt,
Du wirst doch auch nur einer der Gehang'nen!"

XV.

Wer strebt noch züchtig nach der Gunst der Musen?
Wem g'nügte an dem rechtlichen Gewinste,
Den ihm das Plätzchen, das verdiente, zinste?
Wem glüht der wahre Glaub' im frommen Busen?

Der Tugenden Scheinbilder gleich Empusen[1]
Vergiften uns durch Fieberqualm und Dünste,
Zu Stein verew'gen Weis' ein Hirngespinste,
Weil ihrer Göttin sie geraubt Medusen.

So klagt' ich an der Fälschung jedes Ding!
Die Kette aller Wesen schien zersplittert;
Da, in das Freie trat ich halb betäubt.

Gleich war der düstre Zauberspuk zerstäubt,
Die Erde sah ich ruhen unerschüttert,
Und sie umschloß des Himmels ew'ger Ring!

XVI.

Wohl ist der Himmel ein gewalt'ger Ring,
Den Gott am Finger trägt. Es glühn die fronen[2]
Brillanten, die gereihten Millionen
Gestirne an dem wunderbaren Ring.

---

[1] Menschenschreckendes nächtliches Gespenst der griechischen Mythologie. — [2] Vgl. oben, S. 362, Anmerkung 1.

Durch Luzifern ließ einst der Herr den Ring
Verfertigen. Der tat pur Gold nicht schonen,
Nahm echt die Steine von des Chaos Thronen,
Doch einen falschen setzt' er in den Ring.

Und damit fiel er. Seht, das ist die Erde!
Der Herr bemerkt's. Sie macht ihm viel Beschwerde,
Doch rührt ihn auch sein göttliches Erbarmen,

Und kräft'gen Segen spricht er ob dem armen
Verfälschten Stein. Umsonst; er bleibt ein Glimmer,
Ein trüber Punkt im Welten-Sternenschimmer!

XVII.[1]

Ich schau' in unsre Nacht und seh' den Stern,
Nach dem die Zukunft wird ihr Steuer richten,
Bei dessen schönem Glanze sich die Pflichten
Besinnen werden auf den rechten Herrn.

Einst geht er auf, noch aber ist er fern.
Es sollen unsres jetz'gen Tags Geschichten
Zu Fabeln erst sich ganz und gar vernichten,
Dann wird gepflanzt der neuen Zeiten Kern.

Dann wird der König, den ich meine, kommen,
Und um den Thron, den ich erblicke, wird,
Wonach gestrebt das allgemeine Ringen,

Und was die Größten einzeln unternommen,
Was wir erkannt, worin wir uns geirrt,
Als leichter Arabeskenkranz sich schlingen!

XVIII.

Er wird als Held nicht kommen, kriegumweht,
Ihn kümmern weder Franken, weder Slaven,
Da nur für Tröpfe westlich unsrer Strafen
Gefüllte Schale oder östlich steht.

[1] Nr. XVII bis XXI sind Immermanns sogenannte „chiliastische Sonette", das heißt solche, die von der Wiederkunft des Herrn und dem tausendjährigen Reich handeln; vgl. über sie die Anmerkungen am Schlusse des Bandes.

Er wird auch nicht erscheinen als Prophet.
Er macht sie nicht zu eines Wortes Sklaven.
Vorüber gehn, so ihn zufällig trafen,
Er predigt nicht, er lehrt sie kein Gebet.

Er gibt den Augen nichts und nichts den Ohren,
Sein achten weder Reiche, weder Arme,
Ihm schallt ein Fluchen und ein Segnen nie.

Doch wie er Speise nimmt und schlummert, wie
Er selig atmet in des Weibes Arme,
Fühlt alle Welt entzückt sich neugeboren!

XIX.

Wie Wahnwitz müssen klingen euch die Worte.
Denn nimmer ist der Ding' urmächt'ges Prangen
In euren ganz verarmten Sinn gegangen,
Ihr rauft von grünen Wiesen das Verdorrte.

Ihr sitzt beständig in des Hauses Pforte
Und fühlt ein schmerzliches, ein sehnend Bangen,
Ins Inn're der Gemächer zu gelangen,
Wollt aber euch nicht rühren von dem Orte.

Ihr seid so ferne jeglichem Genusse,
Daß mir die Zähre kommt, euch zu beweinen,
Wiewohl ihr mich verlacht, wenn ich euch frage:

Ob ihr den Gott genoßt im Brot am Tage?
Ob Engel mochten eurer Nacht erscheinen?
Ob Andacht euch durchschauert hat im Kusse?

XX.

Wenn auf des Königs Einzug harrt die Menge,
Und er zu lang' ausbleibt der Neubegier,
So treibet in den Gruppen da und hier
Zu manchem Possenspiel der Stunden Länge.

Dann springt ein Knabe wohl durch das Gedränge
Und ruft: „Ich bin's!" in nachgemachter Zier,

Die Krone auf dem Haupt von Goldpapier,
Und ihn begrüßen lachende Gesänge.

Dies Gleichnis setz' ich euch, daß niemand wähne,
Als ob mein Sehnen auf dem Flügelrosse
In niedre Dienste sich begeben habe.

Denn wo der Tand zu Hause, an der Seine,
Wird jetzt gespielet meines Königs Posse,
Und Saint-Simon[1] heißt der gezierte Knabe.

XXI.

Wenn sich, mein Fürst, vor deiner Sohlen Spangen
Dereinst vom Weg empor ein Stäubchen stiehlt
Und jubelnd vor dir her im Lichte spielt,
So ist's der Staub des Menschen, der vergangen.

Und wenn zu deinen schönen Götterwangen
Sehnsüchtigwehend sich ein Lüftchen hielt,
So ist's mein Seufzer, der nach dir gezielt,
Eh' du erschienest, hinter Kerkerstangen.

Ich trug mich an der Zeiten Joche matt!
Nur das Gemeine lebt und ist beständig,
Im Handwerksschmutz verwaltet von den Zünft'gen.

Ach, die Verachtung macht so bald uns satt!
Ich bin's. Du kommst! Dem Jetzt entronnen, send' ich
Des Untertanen Eide dem Zukünft'gen!

[1] Claude Henri Graf von Saint-Simon (1760—1825) glaubte sich zum Messias einer neuen Welt- und Lebensanschauung berufen. Seine Hauptideen, die sozialistischer Natur waren, entwickelte er in dem Werke „Nouveau christianisme" (1825). Seine zahlreichen begeisterten Schüler und Anhänger nannten sich nach ihm Saint-Simonisten.

Xenien[1].

Der poetische Literator[2].

Laß dein Lächeln, laß dein Flennen, sag' uns ohne Hinterlist,
Wann Hans Sachs das Licht erblickte, Weckherlin gestorben ist.

„Alle Menschen müssen sterben", spricht das Männlein mit Bedeutung.
Alter Junge, dessengleichen ist uns keine große Zeitung.

Mit vergeßnen, alten Schwarten schmiert er seine Autorstiefeln[3],
Daß er dazu heiter weine, frißt er fromm poet'sche Zwiefeln[4].

Willst du kommentieren, Fränzel, mindestens verschon' den Luther,
Dieser Fisch behagt uns besser ohne die zerlass'ne Butter.

Dramatiker.

1.

„Nimmer schreib' ich mehr Tragödien, mich am Publikum zu rächen!"
Schimpf' uns, wie du willst, mein Guter, aber halte dein Versprechen[5].

---

[1] Gedruckt im 2. Bande von Heines „Reisebildern"; vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [2] Geht auf Franz Horn (1781—1837), den ebenso fruchtbaren wie seichten Dichter und Literarhistoriker, und auf sein geschwätzig-salbaderndes Werk „Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart" (Berlin 1822—29, 4 Bde.). Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [3] Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [4] Zwiebeln. — [5] Gemeint ist Adolf Müllner (1774—1829), der Hauptvertreter der „Schicksalstragödie" und Verfasser zahlreicher manierierter und in den Stoffen roher Dramen. Nach dem Mißerfolg seiner gleich in 10,000 Exemplaren gedruckten „Albaneserin" (1820) warf er sich auf die Kritik und war als Herausgeber des „Literaturblattes" zum Cottaschen „Morgenblatt", der „Hekate", und besonders des „Mitternachtblattes für gebildete Stände" (1826—29) wegen seiner gehässigen Schärfe gefürchtet. Über seine Erwiderung auf obiges Epigramm vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

2.

Diesen Reiterleutnant[1] müsset, Stachelverse, ihr verschonen;
Denn er kommandiert Sentenzen und Gefühl' in Eskadronen.

3.

Wär' Melpomene ein Mädchen, gut, gefühlvoll und natürlich,
Riet ich ihr: Heirate diesen, der so milde und so zierlich[2].

4.

Seiner vielen Sünden wegen geht der tote Kotzebue
Um in diesem Ungetüme ohne Strümpfe, ohne Schuhe[3].

Und so kommt zu vollen Ehren tiefe Lehr' aus grauen Jahren,
Daß die Seelen der Verstorb'nen müssen in die Bestien fahren.

Östliche Poeten[4].

Groß' mérite ist es jetzo, nach Saadis[5] Art zu girren,
Doch mir scheint's égal gepudelt, ob wir östlich, westlich irren.

Sonsten sang, beim Mondenscheine, Nachtigall seu Philomele;
Wenn jetzt Bülbül[6] flötet, scheint es mir denn doch dieselbe Kehle.

---

[1] Friedrich Baron de la Motte Fouqué (1777—1843). Er nahm im Jahre 1794 am Rheinfeldzuge teil, und zwar als Leutnant bei der Leibschwadron des Kürassierregiments „Herzog von Weimar"; er trat auch 1813 wieder in die Armee ein, mußte aber noch vor dem Einrücken in Frankreich krankheitshalber den Abschied nehmen. Als einer der produktivsten deutschen Dichter überhaupt, verfaßte er auch eine Reihe dramatischer Werke. — [2] Ernst Freiherr von Houwald (1778—1845), der auf das Rührende und Sanfte, ja Weichliche gestimmte Verfasser von Dramen wie „Die Heimkehr", „Das Bild", „Der Leuchtturm", in denen der Fatalismus der Schicksalstragödie eine maßvollere Form annimmt. — [3] Raupach; vgl. über ihn besonders im 1. Bande unserer Ausgabe: „Münchhausen", Buch 1, Kapitel 14 und die dazugehörigen Anmerkungen am Schlusse desselben Bandes. — [4] Als Goethe im „Westöstlichen Diwan" (1819) die morgenländische Lyrik in die deutsche Literatur eingeführt hatte, folgten ihm bald Rückert („Östliche Rosen", 1822; „Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri", 1826) und Platen („Ghaselen" und „Lyrische Blätter", 1821; „Neue Ghaselen", 1823). Durch diese Xenien gereizt, griff letzterer Immermann und Heine im „Romantischen Ödipus" (1828) aufs heftigste an, worauf Immermann die Fehde fortsetzte in dem Sonetten- und Trochäen-Zyklus „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier" (1829). — [5] Scheich Moslich eddin, genannt Saadi (1184 oder 1189—1291), Hauptvertreter der lehrhaften Dichtung in der persischen Literatur, Verfasser eines „Diwan"; von Rückert mehrfach übersetzt. — [6] Name der Nachtigall in der persischen Dichtung.

Alter Dichter, du gemahnst mich als wie Hamelns Rattenfänger;
Pfeifst nach Morgen, und es folgen all die lieben, kleinen Sänger.

Aus Bequemlichkeit verehren sie die Kühe frommer Inden[1],
Daß sie den Olympus mögen nächst in jedem Kuhstall finden.

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras[2] stehlen,
Essen sie zuviel, die Armen, und vomieren dann Ghaselen.

Glockentöne[3].

Seht den dicken Pastor, dorten unter seiner Tür im Staate,
Läutet mit den Glocken, daß man ihn verehr' in dem Ornate.

Und es kamen, ihn zu schauen, flugs die Blinden und die Lahmen,
Engebrust und Krampf, besonders hysteriegeplagte Damen.

Weiße Salbe weder heilet, noch verschlimmert irgend Schäden,
Weiße Salbe findest jetzo du in allen Bücherläden.

Geht's so fort, und läßt sich jeder Pfaffe ferner adorieren,
Werd' ich in den Schoß der Kirche ehebaldigst retournieren.

Dort gehorch' ich einem Papste und verehr' ein praesens Numen[4],
Aber hier macht sich zum numen jeglich ordiniertes lumen.

---

[1] Vgl. die Verspottung des Sanskritisten A. W. Schlegel in Bd. 3, S. 216 f. dieser Ausgabe und Heines Gedicht vom König Wiswamitra und Wasischtas Kuh im „Buch der Lieder" („Die Heimkehr", Nr. 45). — [2] Persische Provinzialhauptstadt, Geburtsort der Dichter Hafis und Saadi. — [3] Geht auf Gerhard Friedrich Albrecht Strauß (1786—1863), seit 1822 Professor der Theologie und Hofprediger in Berlin, einflußreicher Homilet und Verfasser des vielverbreiteten, empfindsam-weichlichen Romans „Glockentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen" (Elberfeld 1815—19, 3 Bde.). — [4] Gegenwärtige Gottheit.

Orbis pictus[1].

Hätte einen Hals das ganze weltverderbende Gelichter,
Einen Hals[2], ihr hohen Götter: Priester, Histrionen, Dichter!

In die Kirche ging ich morgens, um Komödien zu schauen,
Abends ins Theater, um mich an der Predigt zu erbauen.

Selbst der liebe Gott verlieret sehr bei mir an dem Gewichte,
Weil nach ihrem Ebenbilde schnitzen ihn viel tausend Wichte.

Wenn ich euch gefall', ihr Leute, dünk' ich mich ein Leineweber,
Aber, wenn ich euch verdrieße, seht, das stärkt mir meine Leber.

„Ganz bewältigt er[3] die Sprache"; ja, es ist, sich tot zu lachen,
Seht nur, was für tolle Sprünge lässet er die arme machen.

Vieles Schlimme kann ich dulden, aber eins ist mir zum Ekel,
Wenn der nervenschwache Zärtling spielt den genialen Rekel.

Damals mocht'st[4] du mir gefallen, als du buhltest mit Lucindchen,
Aber, o der frechen Liebschaft! mit Marien wollen sünd'gen.

Erst in England, dann in Spanien, jetzt in Brahmas Finsternissen,
Überall umhergestrichen, deutschen Rock und Schuh zerrissen[5].

---

[1] „Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum pictura et nomenclator" (Nürnb. 1657) ist des Amos Comenius berühmtes Werk betitelt, das die Hauptelemente des realen Wissens bildlich darstellt und sowohl deutsch wie lateinisch benennt. — [2] Um sie nämlich alle in einem köpfen zu können. Variation eines dem Nero zugeschriebenen Ausspruches. — [3] Platen. — [4] Friedrich Schlegel, der berüchtigte Verfasser des schamlosen Romans „Lucinde" (1799), trat 1808 zur katholischen Kirche über. — [5] August Wilhelm Schlegel wandte sich, nachdem er sich in verdienstlichster Weise um die englische (Shakespeare) und spanische (Cervantes, Calderon) Literatur bemüht hatte, der indischen Philologie zu. Vgl. S. 453, V. 25 dieses Bandes nebst der Anmerkung.

Wenn die Damen schreiben, kramen stäts sie aus von ihren Schmerzen,
Fausses couches[1], touchierter Tugend, — ach, die gar zu offnen Herzen!

Laßt die Damen mir zufrieden; daß sie schreiben, find' ich rätlich,
Führt die Frau die Autor-Feder, wird sie wenigstens nicht schädlich.

Glaubt, das Schriftentum wird gleichen bald den ärgsten Rockenstuben,
Die Gevatterinnen schnacken, und es hören zu die Buben.

Wär' ich Dschingischan, o China, wärst du längst von mir vernichtet,
Dein verdammtes Teegeplätscher hat uns langsam hingerichtet.

Alles setzet sich zur Ruhe, und der Größte wird geduldig,
Streicht gemächlich ein, was früh're Zeiten blieben waren schuldig.

Jene Stadt[2] ist voller Verse, Töne, Statuen, Schilderei'n,
Wursthans steht mit der Trompete an dem Tor und schreit: „Herein!"

„Diese Reime klingen schändlich, ohne Metrum und Cäsuren";
Wollt in Uniform ihr stecken literarische Panduren? —

„Sag, wie kommst du nur zu Worten, die so grob und ungezogen?"
Freund, im wüsten Marktgedränge braucht man seine Ellenbogen.

[1] Fehlgeburten. — [2] Berlin oder Dresden dürfte gemeint sein.

„Aber du hast auch bereinet, was unleugbar gut und groß."
Mischt der Beste sich zum Plebse, duldet er des Plebses Los.

Wenn die Sommerfliegen schwärmen, tötet ihr sie mit den Klappen,
Und nach diesen Reimen werdet schlagen ihr mit euren Kappen.

Anmerkungen des Herausgebers.

Merlin. Eine Mythe (S. 269—412).

Vorbemerkung.

Wir verzeichnen zu den am Schlusse von Band 2 angegebenen noch folgende Abkürzungen öfter angeführter Werke:

Hofstäter = Altdeutsche Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde. Aus Handschriften der k. k. Hofbibliothek in die heutige Sprache übertragen von Felix Franz Hofstäter (Wien 1811, 2 Bde.).[1]

Jahn = Immermanns Merlin. Von Kurt Jahn; in der Sammlung „Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausg. von Alois Brandl und Erich Schmidt", Bd. 3 (Berl. 1899).[2]

Neander = Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Von Dr. August Neander. Bd. 1: Hamb. 1826. — Bd. 2, 1. Abt.: Hamb. 1829; 2. Abt.: 1830; 3. Abt.: 1831.

Rosenkranz = Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter von Dr. Karl Rosenkranz (Halle 1830).

Schlegel = Geschichte des Zauberers Merlin. Herausg. von Friedrich Schlegel. Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters. Aus gedruckten und handschriftlichen Quellen. Erster Theil. (Leipz. 1804.)

Einleitung des Herausgebers (S. 271—276).

S. 271, Z. 1. als Knabe: vgl. Boxberger, Bd. 20, S. 156.

Z. 5. im Herzen: ebenda. Immermann spricht von Merlin außer in den Gedichten auf S. 433—440 dieses Bandes im „Münchhausen" (Bd. 2, S. 178, Z. 23), in den „Epigonen" (S. 120, Z. 6 ff. dieses Bandes), in den „Papierfenstern eines Eremiten" (Boxberger, Bd. 9, S. 130) und im „Tal von Ronceval" (Boxberger, Bd. 16, S. 37).

[1] Enthält: a) Lanzelet de Lac. Von Ulrich von Zatzichoven. b) Lanzelet de Lac. Nach einer andern Handschrift. c) Die Abentheuer des fronen Grals. d) Der theure Mörlin. Das Buch gehörte Immermanns Bibliothek an: Nr. 80—81. Ebenso Neander: Nr. 810—814. — [2] Schon Jahn ist vielfach auf die Handschriften zurückgegangen und daher in der Lage, frühere Abdrücke aus Briefen und Tagebüchern, namentlich die bei Putlitz, zu berichtigen und zu vervollständigen.

S. 271, Z. 10. „Schwanenritter". Ein Fragment „Der Schwanenritter. Ein Gedicht in fünf Gesängen von Karl Immermann" befindet sich unter den Immermann-Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar. Vgl. Putlitz, Bd. 1, S. 266, und Jahn, S. 53 (berichtigend und erweiternd).

Z. 14. Zu den „Deutschen Sagen" vgl. S. 416 dieses Bandes.

Z. 15f. Zu „Parcival" und „Tristan" vgl. Tagebuch vom 11. Jan. 1832 (Putlitz, Bd. 1, S. 315, und Jahn, S. 112).

Z. 19ff. Über Immermanns Quellen vgl. besonders Jahn, S. 55 (es sind in erster Linie der Merlin-Roman in der Schlegelschen Bearbeitung, Neanders Kirchengeschichte, Hofstäter und Rosenkranz; vgl. oben die Vorbemerkung), und ferner Koch, Bd. 1, Abt. 2, S. 9ff. Über die Geschichte der Merlin-Sage und -Dichtung vgl. San Marte, Die Sagen von Merlin (Halle 1853) und Jahn, S. 2ff. Über Rosenkranz vgl. Jahn, S. 20 und 64f. An neuerer Litertur: Ed. Wechssler, Die Sage vom heiligen Gral (Halle 1898), E. Martins Wolfram-Ausgabe, Bd. 2, S. XLIXff. (wo auch weitere Literatur aufgeführt und gewertet wird), Willy Staerk, Über den Ursprung der Grallegende (Tübing. 1903) und Konr. Burdach in der „Deutschen Literaturzeitung" vom 12. Dez. 1903 (wo ebenfalls auf einige weitere neue und noch in Aussicht stehende Literatur hingewiesen wird). In Wolframs „Parcival" kommen für Merlin besonders die Stellen 216, 14 und 281, 18 in Betracht.

Z. 23. Uhlands Gedicht zuerst gedruckt in Wendts „Musenalmanach für das Jahr 1831".

Z. 28ff. Für die Entstehungsgeschichte des Immermannschen „Merlin", namentlich für seine ersten Anfänge, vgl. Jahn, S. 47, ferner die zusammenfassenden Behandlungen der Dichtung bei Putlitz, Bd. 1, S. 319—339, Boxberger, Bd. 15, S. 37—52, Koch, Bd. 1, Abt. 2, S. 9ff.

S. 272, Z. 3. „Reisejournal": Boxberger, Bd. 10, S. 176ff.

Z. 6. 5. März 1831: Jahn, S. 48.

Z. 10. Vgl. Beer, S. 258.

Z. 16. 28. November 1831: Holtei, Bd. 2, S. 56.

Z. 20. in Furcht und Zittern: Putlitz, Bd. 1, S. 312.

Z. 21. im Fieber: vgl. Tagebuch vom 11. Dez. 1831 und Brief an Bruder Hermann vom Januar 1831; dazu Jahn, S. 60. — 11. Januar 1832: Putlitz, Bd. 1, S. 312.

Z. 22. 10. März: Jahn, S. 114.

Z. 27. Vgl. zu Obigem auch die Ausführungen der „Memorabilien", Bd. 5, S. 391, Z. 1ff. dieser Ausgabe.

Z. 31f. „Düsseldorfer Anfänge": Boxberger, Bd. 20, S. 157f.

S. 273, Z. 3. An Tieck: Holtei, Bd. 2, S. 59ff.

Z. 34f. „Metaphysische Rüstung": Boxberger, Bd. 20, S. 157.

S. 274, Z. 7. Zu Immermanns Beschäftigung mit Neander und dessen Einwirkung auf den „Merlin" vgl. Putlitz, Bd. 1, S. 295, und Jahn, S. 37f. und S. 50, sowie unsere folgenden Anmerkungen zu den Versen 1139, 1340f., 2534. Zum Einfluß Neanders auf die „Epi-

gonen" vgl. die Schlußanmerkung zu S. 184, Z. 20 ff. dieses Bandes (in Bd. 3).

S. 274, Z. 20. Geibel:

„Seiner Jugend Fehler habt ihr jenem (o wie spät!) verzieh'n,
Der den zweiten Faust geschaffen, den gewaltigen Merlin."

In den „Zeitstimmen", S. 56 (3. Aufl., 1846).

Z. 23. Jakob Burckhard: „Literarisches Echo", Bd. 3, Sp. 775, Berl. 1900/1901 (Auszug aus der „Neuen Deutschen Rundschau", Bd. 12, Heft 2).

Z. 33. 3. Aug. 1831: Jahn, S. 109, und J. Geffken in den „Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum etc.", 1902, Bd. 1, S. 586. G. Kinkel findet den „Merlin" in der Anlage sogar großartiger als den „Faust"; vgl. Freiligrath, S. 6.

S. 275, Z. 1. Hegel: Schücking bei Freiligrath, S. 42 und 49; gewisse Beziehungen auf Hegel bleiben auch wohl bestehen.

Z. 5. 8. Oktober 1832: Holtei, Bd. 2, S. 62.

Z. 38. „Erlöster Merlin": Putlitz, Bd. 1, S. 335 f. Dem „Erlösten Merlin" entsprechen die „Chiliastischen Sonette" auf S. 448 ff. dieses Bandes.

S. 276, Z. 2. Tieck: Jahn, S. 115.

Z. 5. Vgl. Dav. Friedr. Strauß, Gesammelte Schriften, herausg. von E. Zeller, Bd. 2, S. 177 (Bonn 1876).

Z. 8. Vgl. „Zeitung für die elegante Welt", Bd. 33, S. 65 ff. (24. Jan. 1833; anonyme Besprechung, vielleicht von Heinrich Laube), dazu Jahn, S. 119 und 101.

Z. 9. Vgl. „Gesellschafter" vom 28. Jan. 1833 (Nr. 16, S. 80 ff.; Verfasser: Gentzel) und ebenda, Jahrg. 1836, S. 587.

Vgl. „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", Jahrg. 1834, Bd. 1, S. 430; Verfasser: F. G. Kühne. Wieder abgedruckt in dessen „Portraits und Silhouetten", Bd. 2, S. 35 (Hannov. 1843). Dazu Brief von Willibald Alexis an Immermann vom 27. März 1835 (bei Jahn, S. 119).

Z. 9 f. Vgl. „Allgemeine Literaturzeitung", Bd. 4, S. 964—971 (Halle 1833). Verfasser ist vielleicht Rosenkranz.

Z. 13 f. Vgl. „Der Freimütige", Bd. 30, S. 393 ff. (Berl. 1833). Vgl. dazu Schnaases Brief an Immermanns Witwe vom 26. März 1867 (bei Jahn, S. 123 ff.).

Über die weitere „Merlin"-Literatur vgl. Jahn, S. 102 ff., und Koch, Bd. 1, Abt. 2, S. 13; hervorgehoben sei nur noch: Üchtritz in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" vom 14.—17. Aug. 1841, Gutzkow, Götter, Helden und Don Quixote, S. 155 und 162, Ad. Stahr, Kleine Schriften, Bd. 2, S. 70 f., und ferner P. Kunad, Immermanns „Merlin" und seine Beziehungen zu Richard Wagners „Ring des Nibelungen" (Leipz. 1906).

Über den „Merlin" als dichterischen Stoff bringt Jahn (passim) das Wichtigste bei. Vgl. dazu noch Lenaus Gedicht „Wie Merlin Möcht' ich durch die Wälder ziehn" („Sämtl. Werke", herausg. von

Eduard Castle, Bd. 1, S. 265 ff.; Leipz., Hesse, o. J.) und die Gedicht-Zyklen von J. G. Fischer und Eduard Paulus. Über noch neuere Behandlungen des Stoffes vgl. Wilh. Holzamer im „Literarischen Echo", Bd. 3, Sp. 530 ff. (1901). Besonders hervorgehoben sei nur noch, daß im Jahre 1828 auch Platen, der sich ja seltsamerweise öfters mit Immermann in der Stoffwahl trifft (Hohenstaufendramen, Tristan und Isolde; ob eine geplante „Eudoxia" der Immermannschen entsprochen hätte, ist nicht nachzuweisen), unter dem Titel „Lieben und Schweigen" einen dramatisierten „Merlin" skizziert hatte (vgl. „Platens dramatischen Nachlaß", herausg. von Erich Petzet, S. LXXXVII f., XCIVff., 192; Berl. 1902, in den „Deutschen Literaturdenkmalen", herausg. von A. Sauer, Nr. 124). Endlich vgl. auch die Schlußanmerkung zu dem Gedichte „Merlins Grab" auf S. 474 f. dieses Bandes. Auch der Stoff der „Päpstin Johanna" (A. v. Arnim!) ist dem des „Merlin" verwandt.

S. 276, Z. 14. Vgl. „Epigonen" in Bd. 4, S. 120 dieser Ausgabe.

Z. 16 f. 11. September 1834: Jahn, S. 119.

Z. 18. Vgl. Putlitz, Bd. 1, S. 293, und Boxberger, Bd. 10, S. 103.

Z. 24. Richard Wegener, Aufsätze zur Literatur, S. 85—179 (2. Aufl., Berl. 1884).

Z. 25. Thaddäus Zielinski in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur", Jahrg. 4 (1901), Bd. 7 (auch als Sonderabdruck: Leipz. 1901, S. 1—50).

Zueignung (S. 277—283).

V. 1 ff. Die folgende allegorische Vision ist dem Aufzuge der Romanze in Tiecks „Kaiser Oktavianus" („Schriften", Bd. 1, S. 3—36), auch in kleinen Einzelzügen, nachgebildet; vgl. auch Bd. 5, S. 323, Anm. 2 dieser Ausgabe. Der „Romanze" entspricht bei Immermann die „Fabel", wie sie auch Klingsohrs „Märchen" im 9. Kapitel von Novalis' „Heinrich von Ofterdingen. Erster Theil" („Novalis' Schriften", herausg. von Ernst Heilborn, Bd. 1, S. 125 ff.; Berl. 1901) vorführt. Über Immermann und Novalis vgl. zu Bd. 3, S. 63, Z. 27 dieser Ausgabe. Vgl. auch Kleists „Käthchen von Heilbronn", Akt 2, Auftr. 6: „Du hättest sie sehen sollen, wie sie daher geritten kam, einer Fabel gleich, von den Rittern des Landes umringt".

Die in der leicht gewandelten Strophe des „Jüngeren Titurel" (von der Rosenkranz in der Schrift „Über den Titurel und Dantes Komödie" handelt; vgl. zu V. 143 ff.) gedichtete Zueignung ist an Schnaase gerichtet; vgl. Immermanns Brief an Tieck vom 8. Okt. 1832 bei Holtei, Bd. 2, S. 62.

V. 1 f. Deutlicher, gewollter Anklang an Walthers von der Vogelweide bekanntes *Ich saz ûf eime steine* (Lachmann-Müllenhoff, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, S. 8; 5. Ausgabe, Berl. 1875).

V. 92 ff. Hier schwebt der Kölner Dom vor; über den Eindruck, den dieser auf ihn machte, berichtet Immermann im „Reisejournal" von 1831 (Buch 1, Kap. 1; Boxberger, Bd. 10, S. 11):

In Köln freute ich mich der restaurirten Glasgemälde. Nun spielt an der Stelle, wo so lange der widerwärtige Bretterverschlag das Auge geängstiget, wieder der herrliche bunte Schein. Die Herstellung ist ganz gerathen; alle Farben haben den durchsichtigsten Glanz. Ich fand in jenen ernsten Hallen die Betonung der Partie des Gral im „Merlin". So ein trüber, brennender, gelbröthlicher Hauch muß über diesen transscendalen Dingen schweben. Der Eindruck, den das fertig-unfertige Gebäude auf mich machte, war diesem im Ganzen gemäß, nicht harmonisch, aber anregend, eine Harmonie zu finden. Vgl. auch das Gedicht „Der Dom zu Köln" (Boxberger, Bd. 11, S. 211 f.; zuerst als „Clio" in den „Gedichten", S. 111 ff.; Stuttg. 1830).

V. 143 ff. Die Zusammenstellung von Wolfram und Dante dürfte auf Rosenkranz zurückgehen, dessen Schrift „Über den Titurel und Dantes Komödie" (Halle und Leipz. 1829) Immermann für den „Merlin" studierte. Doch kannte er Dante schon länger, wie aus einem Briefe Friedrich Kohlrauschs („Erinnerungen aus meinem Leben", S. 257; Hannov. 1863) hervorgeht, der am 18. April 1823 an seinen Freund Abeken schreibt, daß Immermann an dessen Dante große Freude habe und jenen grüßen lasse. Auch in Novalis las der Dichter während der Arbeit gern und viel gegen Dürre des Gemüthes (vgl. Putlitz, Bd. 1, S. 315); Klingsor begegnet ja auch in Novalis' „Heinrich von Ofterdingen", und auch dort verbirgt sich Goethe hinter ihm. Weiterhin wäre unter anderem auf die Verse 2351 ff. zu verweisen, die Novalissche Gedanken, wie sie etwa die „Lehrlinge zu Saïs" beherrschen, ausspinnen. Die „Fabel" der „Zueignung" erinnert recht sehr an ähnliche Novalissche Allegorien; vgl. auch Jahn, S. 66, 86 f. und S. 112. Daß Novalis, dem jüngsten der drei mystischen Propheten, Blatt und Feder entsunken ist, geht auf seinen frühen Tod.

V. 144. „Gottverworren" auch in Bd. 2, S. 224, Z. 32 dieser Ausgabe.

V. 176, Anm. Vgl. Holtei, Bd. 2, S. 62.

Vorspiel (S. 284—303).

V. 190 ff. Die Ratsversammlung der Teufel findet sich auch im Eingange des Merlin-Romans; vgl. Schlegel, S. 3 ff. Ähnlich ja auch in Fischarts „Jesuiterhütlein", Miltons „*Paradise lost*", Klopstocks „Messias", den Faust-Dichtungen Lessings und Maler Müllers.

V. 204 ff. Vgl. Grabbes Brief an Immermann vom 10. Juni 1835 bei Boxberger, Bd. 19, S. 99.

V. 285, Anm. 2. Vgl. Schlegel, S. 3.

V. 335. Anklang an die Bibelübersetzung des Goetheschen „Faust", der den Satz „Im Anfang war das Wort" (Ev. Johannis, 1, 1) umwandelt in den anderen „Im Anfang war die Tat" (Heinemann, Bd. 5, V. 1224—1237).

V. 360. ein stattlicher Mann: beruht auf Schlegel, S. 5 ff.

V. 398. Vgl. Schlegel, S. 4 f.

Vor V. 430. Das Vorbild des Placidus bei Schlegel, S. 9 ff., wo er Blasius heißt. Bei Rowley führt der Eremit den Namen Anselm.

V. 601. Daß das wilde Einhorn zu reinen Jungfrauen flieht, ist

eine mittelalterliche Vorstellung, die z. B. in Konrads von Würzburg Liedern und Sprüchen wiederholt ausgeführt wird. Vgl. über das Einhorn auch (Laurembergs) „Acerra philologica", S. 513 f. (Leyden 1645). Immermann spricht von ihm ferner im „Cardenio", im „Alexis" (Boxberger, Bd. 16, S. 406, und Bd. 15, S. 372). Dasselbe Verhältnis zwischen Einhorn und Jungfrau z. B. auch in Brentanos „Märchen", Bd. 1, S. 303 und 314, und bei Heine („Werke", Bd. 5, S. 482).

V. 623. „Gefaltene" Hände auch Bd. 2, S. 80, Z. 34 und Bd. 4, S. 267, Z. 26 f. dieser Ausgabe, sowie Boxberger, Bd. 9, S. 60. Dem Reim zu Liebe braucht Immermann gefaltet und gefalten, geſpaltet und geſpalten durcheinander; vgl. z. B. „Merlin", V. 624 und 2007.

V. 625. Vgl. Schlegel, S. 18 f.

V. 633 ff. Nachahmung der Domszene des „Faust" (Heinemann, Bd. 5, V. 3798 ff.).

V. 639 ff. Mit ähnlichen Naturbetrachtungen tritt in der 3. Szene des 2. Aufzugs von Shakespeares „Romeo und Julia" der Pater Lorenzo auf, an den Placidus überhaupt erinnert.

V. 667 ff. Trochäischer Tetrameter bedient sich der Dichter auch im „Alexis, III. Eudoxia" (Boxberger, Bd. 15, S. 376 ff.) und vorher schon in einer älteren Redaktion des „Friedrich II" (Deetjen I, S. 120 und 159 ff.).

V. 669. Die schwach flektierte Form „rufte" (ebenso im „Tristan": Boxberger, Bd. 13, S. 113) wird zuweilen auch von Goethe und Schiller gebraucht.

V. 688. Die Form „gepreist" auch in V. 773, ferner mehrfach im „Tristan" (Boxberger, Bd. 13, S. 68 und 247. Auch in Tiecks „Genoveva" stehen „gepreist" und „gepriesen" nebeneinander („Ausgew. Werke", herausg. von Witkowski, Bd. 2, S. 131 und 145).

Der Gral (S. 304—401).

V. 758 ff. Vgl. Schlegel, S. 22 ff.

V. 773. Vgl. V. 688.

V. 898 ff. Vgl. Schlegel, S. 50 f., wo Merlin zu Blasius sagt: „Verfertige ein Buch, darin du alle Dinge aufschreiben sollst, die ich dir vorsagen werde", und Blasius unter anderem antwortet: „ich habe auch Dinte und Pergament". . . . „Nachdem dies alles in völlige Bereitschaft gesetzt, fing Merlin an ihm vorzusagen; zuerst die Freundschaft von Christus und Joseph von Arimathia . . . wie auch das Ende des Joseph, und aller andern."

V. 924 ff. Die Erzählung vom Gral beruht auf Hofstäter, Bd. 2, S. 249, und Rosenkranz, S. 275. Immermann selbst hatte einen Bericht vom „fronen Gral" in knapper Prosa bereits dem 4. Kapitel des 3. Buches seines „Reisejournals" (Boxberger, Bd. 10, S. 176 ff.) einverleibt. Den in der Fußnote herangezogenen Brief an Dr. Deycks vgl. bei Jahn, S. 119.

V. 926. Die falsche Ableitung des Wortes „Gral" von *Sanguis realis* stammt von Rosenkranz (S. 275), dem Immermann sich auch

in allen anderen den Gral betreffenden Stellen anschließt (vgl. besonders auch Rosenkranz, S. 277). Vgl. dazu Koch, Bd. 1, Abt. 2, S. 65, Anm., und Jahn, S. 63.

Vor V. 1031. Über den Keye des mittelhochdeutschen Epos (z. B. Wolframs „Parcival" 296, 16) vgl. Sachse in Herrigs „Archiv", Bd. 29, S. 165—182. Die logischen Spitzfindigkeiten des Immermannschen Kay erinnern an den Polonius im „Hamlet" (Aufz. 2, Szene 2). Kay tritt in einer ähnlichen Rolle auch in Tiecks „Däumchen" („Schriften", Bd. 5, S. 562) inmitten des ganzen Artuskreises auf. Mit seinen ersten Stanzen mutet Immermanns Kay besonders Tieckisch an, und zwar erinnert er an die komische Gesandtschaft Hornvillas im „Kaiser Oktavianus" („Schriften", Bd. 1, S. 245 ff.).

V. 1065. Eine Anregung — aber auch nur eine solche — zur Ausgestaltung der Figur Klingsors (vgl. auch zu V. 143 ff.) fand Immermann bei Rosenkranz, S. 280; sie ist sonst sein Eigentum; vgl. Jahn, S. 66. Von „Klingsors Zauberturme" spricht Immermann auch im „Tristan": Boxberger, Bd. 13, S. 141.

V. 1094. Über Kyau vgl. Boxberger, Bd. 19, S. 54, und des Weiteren etwa die einst vielgelesenen Bücher: Gregander, Merckwürdiges Leben und Thaten des weltberühmten kgl. pohlnischen und churfürstlich sächsischen Generallieutenants bey der Infanterie und Commendantens der Vestung Königstein Friedr. Wilh. Freyherrns von Kyau. 2 Thle. (Cölln 1735) und „Kyau's Leben und Schwänke". Neuerdings ans Licht gestellt. Durch Vetter Jacob den jüngeren. (Leipz. 1800).

V. 1098. Die Anregung, Merlin bei Stonehenge das gewaltige Denkmal errichten zu lassen, fand Immermann auch bei Rowley (5. Aufzug, 1. Szene), der aber ebenso wie der Roman (vgl. Schlegel, S. 150 ff.) nur allgemein von einem Platz in Salisbury spricht. Es folgt darauf bei Schlegel (S. 153 ff.) der Bericht über Joseph von Arimathia und die Stiftung der Gralsgenossenschaft. Stonehenge mag dem Dichter ferner durch Tieck nahe gebracht worden sein, der die Stätte im Jahre 1817 auf seiner Reise nach England besucht hatte (vgl. Rud. Köpke, Ludw. Tieck, Bd. 1, S. 377, Leipz. 1855), und zweitens durch Pückler-Muskau, dessen „Briefe eines Verstorbenen" (Bd. 1, S. 114 ff.; Bd. 2, S. 290 ff.; Bd. 3, S. 283; Stuttg. 1830) eingehend von der gleichfalls in Augenschein genommenen merkwürdigen Stelle und im Anschluß daran auch von Merlin handeln. Vgl. ferner Jahn, S. 19. Endlich allgemein: *„A concise account of the most famous antiquity of Great Britain, vulgarly call'd Stonehenge, and, the Barrows round it, situate upon Salisbury plain; with views, plan, and elevation of the whole structure (in woodcut) etc."* (London ca. 1780). In allerletzter Zeit hat übrigens der Verfall des Stonehenge sehr bedenklich zugenommen; der bisherige Besitzer hat es dem Staat zur Erwerbung angeboten; vgl. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 18. Aug. 1903.

V. 1107 ff. Man darf hier eine Parodie auf Alexander Humboldts übertrieben farbige, hymnenhafte Naturschilderungen (z. B. in den

„Ansichten der Natur") annehmen, wie eine solche auch im „Münchhausen" (Buch 1, Kapitel 11) vorliegt.

V. 1114. Zu „taubenhälsig" vgl. den Ausdruck *„gorge de pigeon"* im „Münchhausen": Bd. 1, S. 24, Z. 19 dieser Ausgabe.

V. 1127. Man denkt an A. W. Schlegels indische Studien, die ja auch in den „Epigonen" (Bd. 3, S. 208 ff. dieser Ausgabe) glossiert werden.

V. 1130 ff. Im folgenden Verspottung Hegels und der schulphilosophischen Logik.

V. 1139. Zum Ophiomorphos vgl. Neander, Bd. 1, S. 496 f., sowie die Schlußanmerkungen zu V. 1343 und zu S. 188, Z. 15 dieses Bandes (in Bd. 3).

V. 1158 ff. Das Urbild Klingsors, Goethe, hat am Anfang des erst im Jahre 1833 erscheinenden vierten Teils von „Dichtung und Wahrheit" das Wort, alles sei eitel, einen „falschen, ja gotteslästerlichen Spruch" genannt: Heinemann, Bd. 13, S. 245.

V. 1170 ff. Vgl. den Schüler im „Waldmärchen" des „Münchhausen" (Buch 5, Schluß).

V. 1197. Der Zwerg, der durch blühende Erscheinungen Klingsor verjüngen will, scheint dem Ariel zu Anfang des zweiten Teils von Goethes „Faust" nachgebildet (vgl. hier V. 1207: Waſcht ſein Gemüte klar in eigner Reinheit! und dort: „Dann badet ihn im Tau von Lethes Flut"; Heinemann, Bd. 5, V. 4359). Er spielt im folgenden an auf den „Werther", auf Dichtungen wie die „Iphigenie", auf die „Metamorphose der Pflanzen". Dem entsprechen die drei folgenden Erscheinungen: Antinous, der jugendliche schöne Liebling Kaiser Hadrians, der sich, in einem Anfalle von Schwermut oder in religiösem Wahn für den Gebieter sich opfernd, in den Nil stürzte, ist eine Art Gegenstück zu Werther (Levin Schücking findet in ihm, was aber recht fern liegt, einen Hinweis auf Hölderlins „Hyperion": Freiligrath, S. 43); die Götter bezeichnen Goethes antikisierende Dichtungen; die Hamadryaden preisen ihn als den Entdecker der Urpflanze.

V. 1210—1213 zitiert Immermann (ohne auf den „Merlin" zu verweisen) in seinem Reisetagebuch „Ahr und Lahn. 1832" („Schriften", Bd. 2, S. 576), an der Stelle, wo er auf seiner, im Andenken an Goethes kürzlich erfolgten Tod und an die „Leiden des jungen Werthers" unternommenen Wallfahrt das Gebiet von Wetzlar betritt. Die den Versen dort vorhergehenden Sätze lauten: . . . dann öffnet ſich das Wetzlarer Thal. Ein unſäglich reizender Anblick! Die goldenſte Abendſonne erweckte in dem Grün der Wälder und Pflanzungen, welches ſich ſchon herbſtlich zu röthen begann, reiche und doch ſo ſanft verſchmolzne Farbentöne, die Linien der Hügel und Berge gingen gelinde gegen einander an, die Lahn war wie ein Silberband durch die Gegend geflochten, und über dem Ganzen wehete ein Hauch des Friedens und der Anmuth, den ich allen Euren Tagen gönne. Meine Seele durchlebte mit dem großen Dichter ſeinen Morgen; ich ſang für mich in der Stille, von Herzen glücklich:

V. 1250 ff. Anspielung auf Goethes Altersdichtung und die beginnende, von Goethe doch selbst angebahnte „Goethe-Philologie",

insonderheit auf die Ausleger des „Faust", an dessen Worte „... eure Reden, ... In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt" (Heinemann, Bd. 5, V. 554f.) in V. 1253 unmittelbar angeknüpft wird; vgl. auch die Lesart zu V. 1375 und die Schlußanmerkung zu Bd. 1, S. 55, Z. 21 dieser Ausgabe.

V. 1280ff. Hier steht der Zwerg dem Klingsor gegenüber wie Mephisto dem Faust, wenn er ihm jeden sinnlichen Genuß und vor allem die schöne Helena in Aussicht stellt.

V. 1291f. Die Karikatur Mephistos im Zwerge wird hier besonders deutlich; vgl. mit diesen Versen: „Wie sich die Doppelzwerggestalt So schnell zum eklen Klumpen ballt" (Heinemann, Bd. 5, V. 5474f.).

V. 1308. Vgl. Goethes, ja von Merlin handelndes „Kophtisches Lied" und besonders den Refrain: „Töricht, auf Beßrung der Toren zu harren! Kinder der Klugheit, o habet die Narren Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!" (Heinemann, Bd. 1, S. 81f.)

V. 1321ff. „Lolch" mehrmals auch im „Tristan": Boxberger, Bd. 13, S. 197f., und gleichfalls mit dem Schierling zusammen genannt im „Alexis": Boxberger, Bd. 15, S. 201.

V. 1340. Über Jaldabaoth, den Demiurgos, den Ophiomorphos und die Lehre der Ophiten überhaupt vgl. Neander, Bd. 1, S. 495—501. Man halte dagegen etwa Goethes eigenartige Darstellung der neuplatonisch-gnostischen Anschauungen im 8. Buche von „Dichtung und Wahrheit" (Heinemann, Bd. 12, S. 387ff.), sowie Tiecks verwandte Gedanken im „Hexensabbath" („Schriften", Bd. 20, S. 297ff.). Über Tiecks erst im Jahre 1832 verfaßte Novelle, in der auch von den Mitgliedern der Tafelrunde und der Gralsgenossenschaft die Rede ist, äußert sich Immermann bei Holtei, Bd. 2, S. 59f.

V. 1340f. ist nur eine Umschreibung des folgenden Neanderschen Satzes: „Selbst der böse Geist, der Schlangengeist, ὀφιομορφος, der daher entstand, daß Jaldabaoth, voll Haß und Neid gegen den Menschen in die ὑλη hinabsah und in derselben sich abspiegelte und abbildete, selbst dieser muß gegen seinen Willen nur Werkzeug werden für die Vollziehung ihrer [der höheren Weltordnung] Absichten". (Bd. 1, S. 496.) Vgl. auch oben die Schlußanmerkung zu S. 188, Z. 15 dieses Bandes (in Bd. 3).

V. 1348ff. Vgl. „Frühlings-Capriccio. XX" bei Boxberger, Bd. 11, S. 347.

Nach V. 1351. Die Schlange, die bei der Berührung in Staub zerfällt, erinnert an Goethes „Märchen".

V. 1353. Kay stört den Klingsor durch Klopfen um Mitternacht wie der Famulus Wagner den Faust: Heinemann, Bd. 5, V. 518.

V. 1359. Vgl. zu V. 3097ff.

Nach V. 1375. Über die Entstehung der Szene „Am Grabe der Mutter" vgl. die „Düsseldorfer Anfänge" bei Boxberger, Bd. 20, S. 157.

V. 1421. Vgl. Schlegel, S. 26f.

V. 1553. Vgl. Fausts erste Worte an den Erdgeist: „Schreck-

liches Gesicht! ...Weh! ich ertrag dich nicht!" (Heinemann, Bd. 5, V. 481 und 485).

V. 1560, Anm. Vgl. Beer, S. 258.

V. 1563ff. Vgl. Schillers „Freundschaft", V. 55ff.:

„Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!"

Nach V. 1620. Über Kardweil vgl. Schlegel, S. 156.

V. 1633ff. Die hier und im folgenden eingestreuten Prosazeilen knüpfen an das englische Drama und den von diesem darin abhängigen Tieck an; der Brauch findet sich vorzugsweise in Narrenszenen, ganz besonders auch bei Rowley.

V. 1672. Über Uter und Yguerne vgl. Schlegel, S. 186ff.

V. 1682. In den Artusromanen geschehen in der Regel die Hauptabenteuer zu Pfingsten.

V. 1682ff. Am 12. Dez. 1831 schreibt Immermann an seinen Bruder Hermann (Putlitz, Bd. 1, S. 312f.): Die Tafelrunde fängt nun an, sich zu machen. Man steht doch oft vor den simpelsten Dingen wie die Kuh vor'm neuen Thor. Ich wollte die Artuswelt in vornehmer, feierlicher Form vorführen, um dieser fremdartigen Sphäre ein Analogon in der Darstellung zu geben. Es widerstand mir aber und ich ließ deshalb im Sommer die Hände ruhen. Endlich fiel mir ein, daß man das Seltsame, Excentrische, durch eine recht trauliche Form allein dem Gefühle näher bringen könne, und so habe ich denn wieder den treuherzigen, goldenen Balladenton angestimmt, in dem es nun vorwärts geht. Der hier auftretende, fast nur singende Minstrel erinnert allzusehr an Walter Scottsche Muster. Vgl. auch die Szene der Gebrüder Rainer im „Andreas Hofer" (Bd. 5, S. 160ff. dieser Ausgabe).

V. 1710ff. Hier dürften die vier apokalyptischen Reiter, vielleicht in der Darstellung Albrecht Dürers, vorgeschwebt haben.

V. 1721. Zu „Massoney" vgl. Wolframs „Parcival", herausg. von E. Martin, I. 13_{12} und dazu Bd. 2, S. 26 (Halle 1903); ferner Lessings „Ernst und Falk": „Werke", herausg. von Bornmüller, Bd. 5, S. 608. Von einer „Messenei" spricht z. B. auch Fischarts „Ritter Peter von Stauffenberg", V. 53, und endlich Immermann selbst noch im „Tristan": Boxberger, Bd. 13, S. 124 und 177.

V. 1724. „Klingsor aus Ungerland": so in der Regel zubenannt, schon im „Wartburgkrieg" und auch bei Novalis, E. Th. A. Hoffmann, Heine (Bd. 6, S. 109).

V. 1727. Bei Schlegel, S. 74, und ebenso bei Rowley (Act 4, Szene 1) sendet König Vortigern Boten aus, das Kind ohne Vater zu suchen.

V. 1847. Vgl. im Nibelungenliede (herausg. von K. Lachmann, 17, 3): *wie liebe mit leide ze jungest lônen kan.*

V. 1859ff. Vgl. zu diesem epischen Bericht, der durchaus auf Hofstäter (Bd. 2, S. 11ff., 85ff.) beruht, Immermanns „Reisejournal", Buch 3, Kap. 4 (Boxberger, Bd. 10, S. 177ff.).

V. 1898f. Offenbare Anlehnung an den Aufbruch des Königs während des Schauspiels im 3. Aufzuge von Shakespeares „Hamlet".

Ebenso schon im „Petrarca“ und im „Auge der Liebe“ (Boxberger, Bd. 16, S. 261; Bd. 14, S. 172).

V. 1966ff. Diese Erzählung beruht auf Ulrich von Zatzikhofen, von dessen „Lanzelet de Lac“ Immermann Exzerpte aus der Heidelberger Handschrift besaß. Hier spielt auch die Stadt Djoflê eine Rolle.

V. 1996. Vgl. „Kaisers Rudolfs heilige Macht“ in Schillers „Graf von Habsburg“, V. 3; die Wendung geht auf Homer zurück.

V. 2045. Immermann nimmt das ihm so nahe liegende Thema der unerlaubten Liebe zu der Gattin eines anderen immer wieder mit besonderer Vorliebe auf; vgl. auch „Cardenio“ und „Petrarca“.

V. 2111f. „Salerno.“ Ähnlich Goethes „Groß-Kophta“: Heinemann, Bd. 7, S. 415.

V. 2133ff. Wenn Immermann Lanzelot und Ginevra nicht sich selbst, sondern nur ihren Pflanzensymbolen ihre Liebe erklären läßt, so übernimmt er damit einen Zug aus Kalidasas „Sakuntala“. Die Heldin des indischen Epos redet eine Blume an (Übersetzung von G. Forster, S. 121, Mainz u. Leipz. 1791): „O strahlendste der schlängelnden Pflanzen empfange meine Umarmung. Erwidere sie mit deinen biegsamen Zweigen! . . .“ Vgl. Jahn, S. 90f. Dasselbe Motiv auch in Fouqués „Pilgerfahrt“ für Florus und Zilia.

V. 2179. Das Beiwort „fron“ wiederholt auch in Immermanns „Tristan“ (Boxberger, Bd. 13, S. 29, 116) und in dem Sonett XVI (Bd. 4, S. 447, V. 2 dieser Ausgabe).

V. 2222. Die Lösung des Rätsels bereitet nicht geringe Schwierigkeiten. Man fühlt sich versucht, die obigen Verse 1938f.:

Das Weltgeheimnis iſt nirgendwo; es iſt nicht hier und nicht dorten,
Es ſchaukelt ſich wie ein unſchuldiges Kind in des Sängers blühenden Worten.

heranzuziehen und zu bezweifeln, ob dem Dichter eine streng begrifflich zu formulierende Lösung vorgeschwebt habe, zumal die Drei Knaben in der Handschrift (vgl. die Lesarten zu V. 2222 u. 2237) noch Fünf Knaben waren. Wegener bezieht die Dreizahl auf Kunst, Philosophie und Naturwissenschaft. Das Bild geht wohl richtiger auf die verschiedenen Religionen, für die, wie Kurt Jahn (S. 75f.) bemerkt, „seit alter Zeit die symbolische Dreizahl angenommen und in der Ringparabel [Lessings] literarisch verwertet“ worden war. Das Gegenrätsel Merlins meint die Vertiefung des religiösen Gefühls, die innere Erleuchtung, die über das starre Dogma hinausdringt. Zielinski (S. 38f.) definiert die „glänzende Jungfrau“ als Charitas, die nach dem „‚Bankrott der Wissenschaft‘ in ihren drei Hauptdisziplinen Logik, Physik und Ethik“ in ihre Rechte tritt. Schücking fragt (Freiligrath, S. 48): „Dachte der Dichter die Wahrheit darunter, die Glaube, Gemüth, Poesie und Begeisterung zugleich ist, oder einen einzelnen bestimmten Begriff aus der Reihe dieser Dinge?“ — Das Bild von den Eimern ist Immermann besonders lieb; es findet sich sonst noch in den „Papierfenstern eines Eremiten“ (Boxberger, Bd. 9, S. 126) und im 13. Sonett des „Im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Kavaliers“ (Boxberger,

Bd. 17, S. 488). Vgl. auch die „goldenen Eimer" des Goetheschen „Faust" (Heinemann, Bd. 5, V. 450). Auch an Str. 512 des „Jüngeren Titurel" (Ausgabe von Hahn, S. 51) könnte erinnert werden. Endlich ziehe ich noch folgende Stelle aus der zweiten Fassung des Brentanoschen „Gockel" heran („Ges. Schriften", Bd. 5, S. 146): „Sie [die Königin Eilegia] war in sich selbst, wie in einen tiefen Ziehbrunnen, vor Schrecken hinabgestürzt. Die Nerven, an welchen bekanntlich der goldne Eimer hängt, in dem die Seele des Menschen sitzt, war bei Eilegia von so großer Zartheit und Feinheit, daß sie vor Schrecken zerrissen und die hehre Seele mit sammt dem goldenen Eimer tief, tief, tief in ihr schönes Gemüth hinunter plumpste."

V. 2247 ff. So fragt den Merlin, um ihn zu entlarven, bei Schlegel, S. 130 ff., ein vornehmer Neider in dreimaliger Verkleidung nach seiner Todesart. Merlin antwortet alle drei Male verschieden, aber alle drei Prophezeiungen treffen ein.

V. 2263, Anm. „Merlin der Wilde". Vgl. Schlegel, S. 162: „Der Ritter ... sprengte das Gerücht aus, Merlin sey todt, ein Bauer habe ihn im Walde erschlagen, weil er ihn für einen Wilden gehalten."

V. 2267. Der berühmte Vers des (nach dem „Merlin" entstandenen) Heineschen „Tannhäuser": „Ich schmachte nach Bitternissen" (Bd. 1, S. 245) klingt an diese Stelle auffällig an.

V. 2298 ff. Dieselbe Anschauung vertritt Goethes Gedicht „Urworte. Orphisch" (Heinemann, Bd. 2, S. 137).

V. 2299. Die „Unruh' in der Uhr" bedeutet natürlich einen starken Anachronismus.

V. 2322 ff. Mit derselben ungerechten Verkennung urteilt Immermann über Goethe in den „Memorabilien": Bd. 5, S. 370, Z. 1 ff., und S. 373, Z. 14 ff. dieser Ausgabe. Weitere Immermannsche Äußerungen über Goethe: Boxberger, Bd. 11, S. 350; Holtei, Bd. 2, S. 53 f.; Freiligrath, S. 140 ff. und 157 ff.

Vor V. 2377. Bei Schlegel (S. 260) heißt sie Nynianne: „Dieß ist ein Chaldäischer Name, der in unsrer Sprache so viel bedeutet als: das thu ich nicht. Die Bedeutung dieses Namens ging auf Merlin" u. s. w. Sie trägt hier Züge der Fee Morgana, der Schwester des Artus; auch mag man bei ihr an die Elpore der Goetheschen „Pandora" denken.

V. 2437 ff. So findet Wolframs Parcival Sigune, des Anfortas Nichte, den Leichnam ihres durch ihre Schuld umgekommenen Geliebten Tschionatulander auf dem Schoße haltend (Wolfram von Eschenbach, 2. Ausgabe von Karl Lachmann, S. 211; Berl. 1854).

V. 2465. Diese astronomische Allegorie gleicht nicht wenig dem „Untergang der Sonne" in Heines „Nordsee", dem sie vielleicht nachgebildet ist; auch bei Heine ist vom Leid des „Witwers" die Rede (Bd. 1, S. 183 f.).

V. 2474 f. sind in der Handschrift nachträglich am Rande hinzugefügt worden. Vielleicht hat Immermann, worauf mich Jahn hinweist, selbst in der Hast der Niederschrift die Geschlechter verwechselt und dann diesen Umstand sogleich als Motiv verwertet.

V. 2475. Über diese Tiresias-Fabel vgl. (Laurembergs) „Acerra philologica", S. 509 f. (Leyden 1645); auch Goethe spielt auf sie an: „Über Italien. Fragmente eines Reisejournals" (Heinemann, Bd. 14, S. 401). Ferner Wielands „Don Sylvio", Bd. 2, S. 93 (Leipz. 1772), Arnims „Landhausleben": „Werke", Bd. 15, S. 161.

V. 2523. Vgl. Ev. Matth. 11, V. 15.

V. 2534. Auch Manes hielt sich für den heiligen Geist, wie Immermann aus Neander (Bd. 1, S. 546) wußte. Das Wort „Paraklet" auch Bd. 1, S. 112, Z. 18, und Bd. 2, S. 181, Z. 24 dieser Ausgabe, und Boxberger, Bd. 14, S. 290.

V. 2537 ff. Vgl. Goethes Chor (1811—12) zu Shakespeares „Romeo und Julia":

„Zündet die Lampen an,
Windet auch Kränze dran!
Hell sei das Haus! u. s. w."

(„Sämtliche Werke", herausg. von Ludwig Geiger, Bd. 12, S. 237; Leipz., Hesse, o. J.)

V. 2549. „König Rother". Als Immermann am „Merlin" schrieb, hatte das Urbild seines Klingsor, Goethe, eben (1830) die „Annalen" herausgegeben, in denen neben dem „Tristan" auch der „Rother" erwähnt wird („Sämtliche Werke", herausg. von L. Geiger, Bd. 29, S. 176; ebenda Bd. 3, S. 72 und 149 spricht Goethe gleichfalls von Rother, den er in dem Maskenzuge „Die romantische Poesie" hatte auftreten lassen).

V. 2582 ff. Immermann bedient sich hier der Terzine (wie ja auch Goethe im „Faust"; vgl. Heinemann, Bd. 5, V. 4679 ff.), über deren Bau er sich bei Beer, S. 172 ff., äußert.

V. 2680. Über den Priester Johannes vgl. Wolframs „Parcival" 822, 23 ff. (und dazu in der Martinschen Ausgabe Bd. 2, S. 532); ferner „Jüngerer Titurel" (herausg. von Hahn), Str. 307, 4776, 6033 ff. und das 627 Verse umfassende epische Bruchstück „Vom Priester Johann", aus einer Berliner Handschrift herausg. von H. Hoffmann in den „Altdeutschen Blättern", Bd. 1, S. 308 ff. (Leipz. 1836). Auch in der neueren Literatur ist von dieser Sagengestalt oft die Rede, wofür hier ein paar Belege: Cervantes, Don Quixote, Teil 1, Kap. 47; Grimmelshausen, Simplicissimus, Buch 3, Kap. 4; Maler Müller, Golo und Genoveva, Aufz. 1, Szene 4; Tieck, Fortunat („Schriften", Bd. 3, S. 189).

V. 2688 ff. Diese Dreiteilung der Aufgaben stammt aus Rosenkranz; vgl. das Inhaltsverzeichnis daselbst

b) Das geistliche Ritterthum, S. 261.
α) Der Titurel oder die Hüter des Grals 276.
β) Parcival oder der König im Gral 293.
γ) Lohengrin oder die Sendung des Grals 300. (S. XIII)

sowie die betreffenden Textabschnitte; ferner Jahn, S. 20.

Vor V. 2734. Auch bei Schlegel (S. 260 f.) ist Nynianne im Walde Briogne angesiedelt, und schon hier im Roman gehören diese Szenen zu den reizvollsten und dichterisch bedeutendsten.

V. 2757. Vgl. Schlegel, S. 257: „Auf ihr Verlangen ward von den Göttern über ihn [Nyniannens Vater] beschlossen, daß sein erstes Kind, eine Tochter, mit aller Anmuth und Schönheit begabt seyn, und daß sie zu ihrer Zeit von dem weisesten aller Menschen geliebt werden solle, der zur Zeit Vortigerns, Königs von Nieder-Bretagne, leben werde."

V. 2760. Das Wort „Übertor" bildet Immermann nach der Analogie des von Goethe im „Ur-Faust", V. 138 („Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt", herausg. von Erich Schmidt, S. 6; 3. Abdruck, Weim., 1894) geschaffenen Wortes „Übermensch", dessen interessante Geschichte Richard M. Meyer in der Zusammenstellung „Vierhundert Schlagworte", S. 6—24 (Sonderabdruck aus den „Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik", Leipz. 1900), darlegt. Vgl. auch noch die Goethesche Bildung „Über-Hogarth" (Heinemann, Bd. 13, S. 371, Z. 13) und die Immermannsche „Überriese" (Boxberger, Bd. 13, S. 250).

V. 2790 ff. Vgl. Schlegel, S. 122 f.

Vor V. 2855 ff. „Einöde". Der ursprüngliche Entwurf (vgl. S. 481, Z. 45 ff. dieses Bandes) wollte diese Szene viel krasser gestalten.

Vor V. 2855, Anm. Worte Levin Schückings bei Freiligrath, S. 53.

Vor V. 2933. Das Urbild dieser Weißdornhecke findet die allzu phantasievolle und wenig zuverlässige Ludmilla Assing („Gräfin Elisa von Ahlefeldt", S. 111, Berl. 1857; vgl. auch ebenda, S. 300 u. 310) in dem Garten zu Derendorf bei Düsseldorf, wo Immermann seit dem Spätsommer 1827 mit der Gräfin Ahlefeldt lebte. Jene spielt aber schon im alten Merlin-Roman (Schlegel, S. 278) ihre Rolle. Man mag bei der Szene auch an die unter dem Holunderstrauch in Kleists „Käthchen von Heilbronn" (4. Akt, 2. Auftritt) denken.

V. 2956 ff. und 3020 f. sind dem Liebesgespräch in der 5. Szene des 3. Aufzugs von Shakespeares „Romeo und Julia" nachgebildet. Vgl. auch Deetjen II, S. 33, Anm. 1.

V. 3026. Die Gnostiker lehren wirklich fünf Elemente: Feuer, Licht, Luft, Wasser und Erde, woran aber hier nicht gedacht ist.

V. 3052 ff. Vgl. „Das Tal von Ronceval", Boxberger, Bd. 16, S. 40:

Du sprachst es [das Wort] aus, — die Geister sind beschworen,
Die dir die Sehnen deiner Kraft zerschneiden,
Dich in des Wahnsinns dunkler Schlinge fangen.

V. 3054 ff. Vgl. Heines Gedicht „Wie Merlin, der eitle Weise, Bin ich armer Nekromant Nun am Ende festgebannt In die eignen Zauberkreise" (Bd. 1, S. 257 f.).

V. 3055. Vgl. Schlegel, S. 278 f.: „... dünkte ihm, er wäre in einen entsetzlich hohen festen Thurm eingeschlossen."

Merlin der Dulder. Nachspiel (S. 402—412).

V. 3091 ff. Über das „Nachspiel" läßt Immermann sich ausführlicher aus in seinem Briefe an Tieck vom 8. Okt. 1832 (Holtei, Bd. 2, S. 64): Wirklich sollte das Ende erst ganz anders sein. Der ganze Merlin war in seiner ersten Anlage viel bunter, figurenvoller, psychologischer. Im Nachspiele

sollten aus dem Hades herauf die Gesänge der Schatten der Tafelrunde erschallen, deren Inhalt eine Art wehmüthigen Glückes war, Merlin selbst sollte als Geisterstimme das Ganze epilogisiren, sich zum weltlichen Heiland erklären und aussprechen, daß, weil nun einmal alle Freude und aller Schmerz der Erde in einem Individuo durchgefühlt worden sei, der Fluch sich erschöpft habe und jeder Künstler in der Grotte des Dulders Trost finden könne. — Ohne darüber zu reflektiren, wurde ich aber genöthigt, das Gedicht in der einfacheren, mehr symbolischen Form zu schreiben, und den Schluß so populär und beschränkt zu fassen, wie beides nun vorliegt. Vielleicht war etwas, was eine Darstellung des obersten und letzten Widerspruchs sein soll, nur durch den Widerspruch, durch die Inkonsequenz dichterisch abzuschließen, ein vollerer metaphysischerer Klang hätte vielleicht das Ganze in die Dogmatik und Philosophie getrieben. Die Kräfte des Himmels und der Hölle haben sich bewegt, das Übermenschliche hervorzubringen, eine Figur, die die beiden Pole zusammenknüpft, und es kommt doch in letzter Instanz nur zu einem Beschränkten, Anthropologischen. Mich dünkt, der Künstler mußte sich auf diese Sphäre resigniren.

V. 3097 ff. Die wiederholte, auffallende Wendung „Es ist an dem" (vgl. oben, V. 1359) findet sich auch im „Edwin" (Boxberger, Bd. 16, S. 141), ferner etwa in Fouqués „Zauberring" (Kürschners „Deutsche Nationalliteratur", Bd. 146 II, 1, S. 219), Raupachs „Der Müller und sein Kind" (Aufz. 1, Auftr. 2), „Schwifts [so] Mährgen von der Tonne..., ins Teutsche übersetzt", Bd. 1, S. 78 (Altona 1729).

V. 3131. Das Bild ist von Heinrich v. Kleist übernommen, den Immermann so wert hielt; dessen „Hermannsschlacht" schließt:

„..und nichts als eine schwarze Fahne
Von seinem öden Trümmerhaufen weht!"

V. 3148. Zwischen dem Namen Merlin und dem lateinischen der Amsel: *merula* besteht ein Zusammenhang; vgl. auch Bd. 4, S. 440, V. 31 dieser Ausgabe.

V. 3162. Vgl. Goethes „In tausend Formen magst du dich verstecken" (Heinemann, Bd. 4, S. 291).

V. 3172. Die Form Othem (neben Odem) auch im „Münchhausen" (Bd. 2, S. 83, Z. 13, S. 99, Z. 31, S. 102, Z. 27) und im „Alexis" (Boxberger. Bd. 15, S. 339).

V. 3299. Vom „Empyräum" spricht Immermann öfters; vgl. Bd. 1, S. 465, Z. 2 dieser Ausgabe, und Boxberger, Bd. 10, S. 178; Bd. 13, S. 39; Bd. 17, S. 441.

V. 3339. Die „Elohim" auch im „Münchhausen" (Bd. 2, S. 416, Z. 29 dieser Ausgabe) und im „Petrarca" und im „Tristan" genannt: Boxberger, Bd. 16, S. 238, und Bd. 13, S. 154; häufig ja auch von Goethe verwandt, z. B. „Wanderjahre", Buch 3, Kap. 3 (Heinemann, Bd. 11, S. 306, Z. 2).

V. 3341 ff. In ähnlicher Weise hatte Immermann schon die Heldin von „Cardenio und Celinde" am Ende des zweiten Aufzugs (Boxberger, Bd. 16, S. 423) das Vaterunser beten lassen. Vorgänger hatte er in Heine, in dessen „William Ratcliff" (Bd. 2, S. 320 f.) Willie ebenfalls dies Gebet spricht, und in Raupach: Schluß von „Isidor und Olga".

Gedichte (S. 413—456).

S. 415, Z. 3. Brief an Ferdinand: Putlitz, Bd. 1, S. 198.

S. 416, Z. 22. „Derber Sohn der Erde“: Boxberger, Bd. 14, S. 163.

Z. 35. „Deutsche Sagen“: Putlitz, Bd. 1, S. 316. Diese Sammlung besaß Immermann in seiner Bibliothek (Nr. 127/8); sie hat ja auch z. B. Uhland viele Stoffe an die Hand gegeben.

S. 417, Z. 10f. Vgl. Bd. 5, S. 376, Z. 10 dieser Ausgabe.

Z. 11f. Platen „verbessern“: vgl. die Vorrede zu dem „Im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Kavalier“.

Z. 13. Lenau und Chamisso: Freiligrath, S. 130.

Z. 14. Ghismonde: Freiligrath, S. 98.

Z. 31. „Am Tos“: Boxberger, Bd. 20, S. 61.

Z. 33. „Ein einzig Lied“: Boxberger, Bd. 17, S. 493.

S. 418, Z. 9. Putlitz über Immermanns Lyrik: vgl. u. a. Bd. 1, S. 198ff., 345ff.; Bd. 2, S. 23. Vgl. ferner die Ausführungen bei Koch, Bd. 1, S. XXXVIIIff., die persönliche Erinnerungen H. v. Sybels verwerten und einige unbekannte Gedichte zum ersten Male abdrucken. Heine schreibt an Immermann über die Gedichtsammlung vom Jahre 1830 unter dem 14. März desselben Jahres („Briefe von Heinrich Heine“, Bd. 1, S. 375f.; Hamb. 1863).

S. 419ff. Spruch des Dichters. Dies Gedicht spielt eine kleine Rolle in Immermanns Verkehr mit Felix Mendelssohn-Bartholdy. Vgl. Putlitz, Bd. 1, S. 311: „Täglich kam er [Mendelssohn, im Winter 1831] gegen Abend in Immermanns stilles Arbeitszimmer, und täglich mußte dieser ihm vorlesen, namentlich wurde er nicht müde den Schwanenritter zu hören und den Jugendspruch: ‚O Jugend, Jugendlust und Jugendglück!‘“

S. 420, Anm. Über den Oheim zu Holzzelle vgl. Bd. 1, S. 14*.

S. 421, Anm. Über Luise Straßer, Immermanns Jugendliebe, das Urbild der Coelestine in den „Papierfenstern eines Eremiten“, vgl. Bd. 1, S. 17*f., sowie Putlitz, Bd. 1, S. 39ff., Boxberger, Bd. 9, S. 5ff. und Putlitz, Bd. 2, S. 264, wo der Dichter in einem Brief an seine Braut, Marianne Niemeyer, schreibt: Das Gefühl für Louise war ein ganz reines, andächtiges; der Nachklang dieser Melodie tönt in dem Jugendspruche. Mein Herz wurde furchtbar geknickt, als alle Poesie erster Liebe darin wogte. Eine ähnliche Anschauung wie „Jugendspruch“, V. 107ff. spricht das „Auge der Liebe“ aus: Boxberger, Bd. 14, S. 106.

V. 60. „Silberblick“ ein Lieblingsbild des Dichters; vgl. Bd. 5, S. 381, Z. 6 dieser Ausgabe, und Boxberger, Bd. 13, S. 161, und Bd. 19, S. 227.

S. 423ff. Das Grab auf St. Helena. Über Immermanns Verhältnis zu Napoleon vgl. besonders: „Reisejournal“ (Boxberger, Bd. 10, S. 231), „Memorabilien“, Bd. 5, S. 363, Z. 11ff., S. 420ff. dieser Ausgabe, und Boxberger, Bd. 19, S. 164 u. 266; „Münchhausen“ (Bd. 1, S. 250ff. und Bd. 2, S. 128, Z. 5ff. dieser Ausgabe; „Epigonen“, Bd. 3 unserer Aus-

gabe, S. 229ff., und Bd. 4, S. 115; „Der Karneval und die Somnambüle", Boxberger, Bd. 8, S. 95 und 112ff.; ferner Paul Holzhausens Zusammenstellung in der Beilage (Nr. 34) zur „Allgemeinen Zeitung" vom 12. Febr. 1898. Elise besaß zwei Gläser und ein Paar Handschuhe Napoleons, die ihr der Lützower Leo Palm von Belle Alliance mitgebracht hatte: Assing, S. 42.

Über die Napoleon-Dichtung im allgemeinen vgl. die im besonderen auch auf Immermann wiederholt Bezug nehmenden inhaltreichen, von umfassender Kenntnis der modernen Literaturen zeugenden Bücher Paul Holzhausens „Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung" (Frankf. a. M. 1902) und „Heinrich Heine und Napoleon I." (Frankf. a. M. 1903). Ferner: K. v. Reinhardstöttner, Napoleon I. in der zeitgenössischen Dichtung (Berl. 1887). In Hermann Tardels Programm-Beilage der Handelsschule (Oberrealschule) zu Bremen (Bremen 1902) „Studien zur Lyrik Chamissos" ist unter dem Abschnitt „Napoleon-Gedichte" (S. 23ff.) von Immermann nicht die Rede.

V. 1ff. Die Zusammenstellung des auf St. Helena begrabenen Napoleon und des im Kyffhäuser schlafenden Friedrich Barbarossa ist als eine sinnige Äußerung der Volksphantasie jener Zeit mehrfach zu belegen; vgl. Holzhausen, S. 39.

S. 424, II, V. 1. Über Napoleon in Longwood vgl. Heine, Bd. 5, S. 23.

S. 425, III, V. 1ff. Diese ossianisch-sentimentale Auffassung der Napoleon-Gestalt in Dämmer und Mondschein findet sich auch in dem bekannten Gedicht „Nächtliche Heerschau" von Joseph Christian Freih. v. Zedlitz, bei Raffet u. a.; vgl. Holzhausen, S. 43 und 104. Die Wallfahrt Immermanns zu Napoleons Leichenhügel erinnert in ihrer Einkleidung an sein Gedicht „Merlins Grab", vgl. S. 433 und die dazugehörige Anmerkung am Schlusse dieses Bandes. Die Immermannsche Auffassung könnte sehr wohl die seines Freundes Heine im 3. (im Dezember 1829 erschienenen) Bande der „Reisebilder" beeinflußt haben, wo es u. a. Bd. 3, S. 273 heißt: „... und die Zeit, unfähig solch Bild zu zerstören, wird es in sagenhafte Nebel zu hüllen suchen, und seine ungeheure Geschichte wird endlich ein Mythos". Vgl. schließlich auch Platens „Verhängnisvolle Gabel": „Werke", Bd. 2, S. 70f.

S. 426, IV, V. 5ff. Immermanns Phantasie von der feierlichen Überführung der Kaiserleiche nach Frankreich wurde bekanntlich Wahrheit. Am 15. Dezember 1840 fand Napoleons zweite Beisetzung im Invalidendom zu Paris statt, unter ungeheurem Gepränge und von allen Lebenden als welthistorisches Ereignis angesehen. Vor allem hat Victor Hugo („Werke", Bd. 4, S. 37) die Feierlichkeit beschrieben in „La Légende des siècles". Es sei ferner u. a. verwiesen auf die Berichte der „Allgemeinen Zeitung" in Nr. 350, 351, 358, der „Mainzer Zeitung". in Nr. 352, der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" in Nr. 357 der Jahrgänge 1840. Heine stand der allgemeinen Begeisterung damals kühler gegenüber; vgl. seinen Bericht in der „Lutetia" (Werke, Bd. 6, S. 241ff. und 596). Vgl. auch Holzhausen, S. 203 bis 211 und 275f.

S. 427, V. 38 f. Daß man Napoleon kein Denkmal zu setzen, seinen Namen auf dem Grabe nicht zu vermerken brauche, ist ein in der Napoleon-Dichtung der Zeit sich vielfach wiederholender Gedanke.

S. 428. **Wiege und Traum.** Auch das tragische Geschick Napoleons II., des Herzogs von Reichstadt, ist von den Dichtern der Zeit vielfach behandelt worden; es sei nur an Victor Hugo, Béranger und Saphir erinnert; über Heine vgl. u. a. „Werke", Bd. 3, S. 120, und ferner noch im allgemeinen Holzhausen, S. 161 f. und 207 f. Heine schreibt über das Gedicht an Immermann: „‚Die Wiege des Königs von Rom' ist süperbe; die letzten 4 Zeilen hätte ich fortgewünscht" („Briefe von Heinrich Heine", Bd. 1, S. 376; Hamb. 1863).

S. 429, II, V. 2. Von Napoleons Leibarzt Jean Nicolas Corvisart-Desmarets (1755—1821) spricht auch Heine, Bd. 4, S. 65.

S. 430, III, V. 2. „Des Montmartres Höh'n": auch im „Hofer", Bd. 5, S. 186, Z. 28 dieser Ausgabe.

S. 433 ff. **Merlins Grab.** Über dieses Gedicht äußert sich Immermann in einem unter dem 6. Sept. 1818 an Fouqué gerichteten Briefe (Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué . . ., herausg. von Albertine Baronin de la Motte Fouqué, S. 163 f.; Berl. 1848) folgendermaßen: Bei: Merlins Grab, kann ich die Gemüthlosigkeit, die daran gerügt wird, nicht zugestehn. Ich habe in diesem Zwiesprach gewissermaßen mich selbst gesungen, wie ich, liebevoller, jedoch strenger Zucht entwachsen, von den Büchern in die Welt ging. Da rauschten der Hain und der Strom, da sprachen die Welt und der Mensch ganz andre Worte zu mir, als ich bis dahin gelesen hatte. Was mir da erklang, und wie ich zurecht gewiesen ward, wollte ich wiedergeben, und ich ging mit wahrer Begeistrung daran, weil es unwiderleglich feststeht, was Göthe sagt: daß der Mensch nur das in Lust und Freude singen kann, was er selber erlebt hat. Gleichwohl mußte sich im Gedichte auch ein Allgemeines aussprechen, da Jeder den Übergang, den ich zu schildern hatte, erlebt. Wer nun lebendig fühlt, in welchen Kampf und Streit er hinausgetreten sey, und wie Schrift und Schule den hellen Sinn in ihm verdüstert haben, der rettet sich zuletzt, daß er gesunde, zu dem alten treuen Naturgeiste, der, wenn die Liebe ihn ruft, erwacht, und dann auch, aber kräftig und ermuthigend an's Herz redet. Dann wird der Lehrling des Lebens vor der eignen Gelehrtheit und Klugheit gerettet und an's Herz der liebenden Mutter, deren Schooß uns umfängt, gewiesen, damit er erfahre, wo er stehe, und was er solle, und damit er ein Baum werde, der Wurzeln treibt, und Schatten giebt. — In diesem Ideengange, der mich leitete, liegt nun gewiß nichts, was aus einer leeren und losen Ansicht des Lebens entsprungen wäre, denn das Herz der ewigen Mutter wird immerdar klopfen und ohne Ende, so lange sich ein Kind liebend zu demselben neigt; und wenn von Ihnen dergleichen in diesem Gedichte geargwöhnt wird, so hat wohl nur die, Anfängern zu verzeihende, Unbeholfenheit im Ausdruck diese Mißdeutung möglich gemacht.

Die Verse „Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe, Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe" u. s. w. in Goethes „Kophtischem Lied" (Heinemann, Bd. 1, S. 81 f.; vgl. auch ebenda, Bd. 19, S. 344, V. 263) haben Immermann offenbar die Anregung zu diesem Ge-

dichte gegeben. „Merlins furchbar's Grab“ nennt auch Wieland im „Oberon“, Gesang 4, Strophe 20 („Werke“, herausg. von G. Klee, Bd. 1, S. 60, V. 1725; Leipz. und Wien, o. J.); über Ariost als seine und Goethes Quelle vgl. Boxberger im „Archiv für Literaturgeschichte“, Bd. 9, S. 266. Auch im „Biribinker“ spricht Wieland vom „Zauberer Merlin“: „Don Sylvio“, Bd. 2, S. 332 (Leipz. 1772). Vgl. ferner: Chr. M. Wieland, Merlins weissagende Stimme aus seiner Gruft im Walde Brosseliand am 16. Februar 1786. Ihro Kais. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Großf. Maria Pawlowna, vermählten Erbprinzessin von S.-W. am 16. Februar 1810 unterthänigst zu Füßen gelegt. Tieck spricht in „Leben und Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen“ („Schriften“, Bd. 5, S. 492), wo auch sonst (a. a. O., S. 531) Merlin als Prophet genannt wird, von der „Felsengegend, wo der große Zauberer [Merlin] verzaubert liegt, daß ihn kein Mensch sieht, und nur die Stimme von ihm übrig geblieben ist“. Heine schreibt im „Nachwort zum Romanzero“ („Werke“, Bd. 1, S. 483): . . .„mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern“. Ebenso Bd. 5, S. 57, und Bd. 7, S. 428. Immermann selbst sprach später im „Münchhausen“, Buch 6, Kap. 8 (Bd. 2, S. 178, Z. 23 dieser Ausgabe) von dem Schlosse Schnick-Schnack-Schnurr als dem „leuchtenden Grabe“ dieses „Merlin des neunzehnten Jahrhunderts“, und im „Waldmärchen“ des 5. Buches im „Münchhausen“ (Bd. 2, S. 93, Z. 1 ff.) treten gleichfalls Merlin-Motive deutlich zu Tage. Endlich ist zu vergleichen „Das Tal von Ronceval“ und „Die Verschollene“: Boxberger, Bd. 16, S. 37, und Bd. 9, S. 130. Endlich verweise ich noch auf Swift („Works“, Bd. 3, S. 308 ff.; London 1768): „A famous prediction of Merlin, the British wizard“. Zu der Einkleidung dieses Gedichts, die auch an die Schülerszene im „Faust“ erinnert (Heinemann, Bd. 5, V. 1868 ff.), vgl. ferner die Schlußanmerkung zu S. 425, Z. 1 ff. dieses Bandes sowie zu „Merlin“, V. 3091 ff.

S. 439 f. **Merlin im tiefen Grabe.** Über das verfehlte Versmaß dieses Gedichtes vgl. Gedächtnisschrift, S. 48.

S. 440 ff. **Sonette.** Nach Putlitz, Bd. 1, S. 198, entstanden diese Sonette im Herbst oder Winter 1828; vgl. auch den Brief an Michael Beer vom 15. Dez. desselben Jahres (Beer, S. 55). Seiner Braut schreibt der Dichter am 30. April 1839 (Putlitz, Bd. 2, S. 271): Wie freut es mich, daß ich Dich mit meinen Gaben erfreut habe! Die Sonette sind kaum Gedichte, es sind Interjektionen des tiefsten, wahrsten Gefühls! Ich habe schon einen Sommerkranz, einen Herbstkranz und einen Winterkranz in Gedanken.

S. 442, Nr. V, V. 3. Anklang an Rückerts Gedicht vom Jahre 1817 „Bedeckt von Moos und Schorfe, Ein Eichbaum hoch und stark“ („Werke“, herausg. von Conrad Beyer, Bd. 2, S. 360; Leipz., Hesse, o. J.).

S. 444, Nr. IX, V. 13 f. Über eine hübsche Paralleläußerung vgl. Goethes „Belagerung von Mainz“ („Werke“, herausg. von Heinemann, Bd. 15, S. 485, Z. 15 f.).

S. 448, Anm. 1. Zu den „chiliastischen Sonetten" vgl. Putlitz (Bd. 1, S. 336), der aus dem „Merlin"-Jahre 1831 berichtet: „Wenn Immermann an eine Fortsetzung des Merlin dachte, so schwebten ihm die Gedanken vor, die durch seine chiliastischen Sonette klingen, und wenn er die Dichtung noch einmal aufgenommen hätte, so müßte es geschehen sein durch eine Anknüpfung an diese." Des Dichters Tagebuch vom 17. April 1832 (Putlitz, Bd. 1, S. 348) bemerkt: In diesen Tagen von Neuem die Idee zu den Sonetten an den, der kommen wird, an den mystischen Kaiser aufgefaßt. Aus dem Herbst 1832 berichtet Putlitz (Bd. 1, S. 357) des weiteren: „In heiterer Stimmung, und mit neuer schöpferischer Kraft wurden eine Reihe Gedichte vollendet. Zuerst fünf chiliastische Sonette.... Sie sind der Ausfluß häufig ihn erfassender Träume und Ahnungen, die auch in seinen Aphorismen klingen. Die Wiederkehr des Herrn, nicht in weltertödtender Gestalt, sondern in weltverklärender Herrlichkeit, ist der Inhalt der Gedichte, und der Ausdruck einer nie versiegenden Sehnsucht in seiner Seele." Auf eine äußere Quelle dieser Anschauungen wirft einiges Licht ein Brief Immermanns an Beer vom 28. Okt. 1830 (Beer, S. 238): Ich habe unter manchen Dingen, die ich in diesem Herbst getrieben, auch die Edda vorgenommen.... Es sind herrliche poetische Momente darin.... Überhaupt ist das ganze Gemisch von Ursage und später hinzugedichtetem Christlich-Gnostisch-Chiliastischen höchst interessant. Dazu nehme man Gespräche, die der Dichter im Jahre 1831 zu Frankfurt hatte, und von denen sein „Reisejournal" (Boxberger, Bd. 10, S. 30) berichtet: Selbst chiliastische Ideen, Träume von einem neuen Christus wurden mir vorgetragen, die mit starker Gewalt Punkte meines Innersten trafen. Ich hütete mich aber immer, ihnen Worte zu leihen, weil sie, ausgesponnen, zur Gotteslästerung oder zur entnervendsten Geistesschwelgerei führen. Freilich kann uns in unsrem großen Unglücke nur ein drittes Wunder helfen; wer das aber recht tief empfindet, der wird auch wissen, daß nur die formlose unendliche Sehnsucht danach das Menschliche ist, und daß dem Gotte wird überlassen bleiben müssen, sich in seiner Erscheinung, wann und wie er will, offenbarend zu setzen. Endlich sei noch auf Immermanns Tagebucheintragung vom 13. Mai 1832 (Putlitz, Bd. 1, S. 350) verwiesen: Abends Gespräch mit Schnaase, wo mir im Reden allerhand Divinationen kommen, z. B. vom künftigen Propheten, der ein natürlicher Mensch sein wird. Ähnliches auch im „Münchhausen", vor allem Bd. 2, S. 224f. dieser Ausgabe.

Im übrigen vgl. über den Ideengehalt der Sonette die Einleitung sowie die Schlußanmerkungen zu dem innig verwandten „Merlin" und die daselbst angeführte Literatur (S. 271ff. und S. 463ff. dieses Bandes), vor allem das Buch von Kurt Jahn „Immermanns ‚Merlin'" (Berl. 1899, besonders S. 49, Anm. 3). — Richard M. Meyer (Gedächtnisschrift, S. 54f.) sucht zu zeigen, daß der starke, nüchterne Dichter zu solcher Mystik gelangte, weil es seiner eigenwilligen „Natur nicht gelang, einen lebendigen Geist zu finden, dem er sich mit williger Anerkennung unterwerfen konnte", und daß er daher für sein (religiöses) Abhängigkeitsbedürfnis den Herrn der Zukunft schuf. Ebenda ver-

weist Meyer auf Anklänge an die Sonette Friedrich Schlegels, an Dante, an Novalis.

S. 450, Anm. 1. „Der St. Simonismus, den Immermann in der Darstellung von Carové kennen lernte, gab in dieser Zeit ihm Manches zu denken, so toll ihm die Ideen ihres Stifters von der Schule desselben gesteigert erschienen und so lästerlich er die Apotheose des von demselben versuchten Selbstmordes fand.“ Putlitz, Bd. 1, S. 315. Vgl. auch S. 132, Z. 16 f. dieses Bandes nebst Schlußanmerkung in Bd. 3.

S. 451 ff. Erster und einziger Druck dieser auch nicht in die „Schriften“ aufgenommenen Xenien (ohne diese allgemeine Titelbezeichnung) in Heinrich Heines „Reisebildern“, Bd. 2, S. 118—128 (Hamb. 1827), als Anhang zur „Nordsee“, wo sie mit folgenden Sätzen eingeführt werden: „Da aber einmal von deutscher Literaturmisere die Rede ist, und ich jetzt noch nicht gesonnen bin, mich reichlicher darüber zu verbreiten, so mag wohl hier eine fügliche Stelle seyn zum Einschalten der folgenden Xenien, die aus der Feder Immermann's, meines hohen Mitstrebenden, geflossen sind, und die mir derselbe jüngsthin geschenkt hat. Die Gleichgesinnten danken mir gewiß für die Mittheilung dieser Verse, und bis auf wenige Ausnahmen, die ich mit Sternen bezeichne, will ich sie gern als meine eigne Gesinnung vertreten.“ Ein solches Sternchen steht vor V. 7, 9, 29 und 51. — Die abweichende Fassung in der 2. Auflage vgl. in Heines „Werken“, Bd. 3, S. 121—126 und S. 526 ff. Die Xenien sind natürlich im Hinblick auf diejenigen Goethes und Schillers vom Jahre 1796 verfaßt worden. Vgl. dazu folgende Briefauszüge: Heine an Immermann, 14. Okt. 1826: „Wollen Sie Etwas in den zweiten Band meiner ‚Reisebilder‘ hineingeben, so steht Ihnen darin der beste Platz offen, und ich berechne Ihnen zwei Louisd'or Honorar, die mir Campe für den Druckbogen gibt. Es wäre gar hübsch“ („Briefe von Heinrich Heine“, Bd. 1, S. 300; Hamb. 1863). Ferner aus einem ungedruckten Briefe von Julius Campe an Immermann, 23. April 1827 (im Goethe-Archiv): „Empfangen Sie anliegend den 2ten Teil von Heines Reisebildern der eben fertig geworden ist. Ihre Xenien stehen in einem sehr wilden Buche: das leicht Verfolgungen zu erleiden haben mögte!“ — Von Rumohr erfuhr Heine, daß Platen durch jene Immermannsche Xenie „so sehr in Harnisch gekommen“ („Briefe von Heinrich Heine, Bd. 1, S. 360). Vgl. auch „Memorabilien“, Bd. 5, S. 371, Z. 32 f. dieser Ausgabe. Auf Platen geht die „Scherz-Ghasele“, Boxberger, Bd. 11, S. 289, und zum Teil die „Münchhausen“-Episode, Bd. 1, S. 335 ff. dieser Ausgabe. Aber in demselben „Münchhausen“, Bd. 1, S. 47, Z. 24 zeigt sich Immermann gerecht und vornehm gegen seinen Feind, über den er dann am eingehendsten noch in den „Düsseldorfer Anfängen“ spricht. Vgl. auch Deetjen I, S. 77.

V. 5 f. ' Mit vergeß'nen, alten Schwarten ſchmiert er ſeine Autorſtiefeln: vgl. dazu die Verse des „Im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Kavaliers“, Nr. XXI, „Auch eine Parabase“ (Boxberger, Bd. 17, S. 495):

... Du gemahnst mich in den Schuh'n der hohen Griechen,
Auf den durchgelauf'nen Sohlen, die nach *Huile antique* riechen,
Wie die Träger jener Würden u. s. w.

S. 451, Anm. 2. An Franz Horn übten Immermann wie Heine gleichermaßen wiederholt ihre Satire und ihren Witz. Auch er gehört zu denen, die über einen Verfall der Poesie in der Gegenwart jammerten (vgl. die Schlußanmerkung zu S. 64, Z. 16f. dieses Bandes); so in dem oben genannten Werke auf S. 465—468 des 3. Bandes (1824). Unter den Schriftstellern, deren „verdienstliches Streben" er dem gegenüber hervorhebt, befindet sich zwar auch Immermann, wennschon einzig durch seinen Namen vertreten; gleich hinterdrein aber wird Raupachs „treffliches Talent" gerühmt. In Heines „Atta Troll" ist Horn mit der „frommen weißen Schlafmütz'" in das Wilde Heer eingereiht („Werke", Bd. 2, S. 393); vgl. ferner Heine, Bd. 4, S. 529; Bd. 5, S. 386f., 437, 451; Bd. 6, S. 461.

Anm. 5. Müllner antwortete im „Mitternachtblatt" vom 29. Juni 1827 (Nr. 104) mit folgendem Epigramm:

„Bitterer rächst du, mein Bester, den dir angethanen Tort:
Deine Werke ruhn im Laden, aber du schreibst immer fort."

Weitere Ausfälle gegen Immermann und seine Xenien finden sich im „Mitternachtblatt" vom 19. Oktober desselben Jahres (Nr. 168).

S. 452, V. 19, bis **S. 453**, V. 28 zitiert und erläutert Immermann in der Prosa-Einleitung zu dem „Im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Kavalier".

S. 454, V. 41f. Vgl. Goethes „Faust", V. 527f. (Heinemann, Bd. 5, S. 42): „Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren. — Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist; Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag."

S. 455, Z. 59. „Rockenstuben": vgl. Bd. 1, S. 408, Anm. 1 dieser Ausgabe, Boxberger, Bd. 9, S. 146, und die Lesart zu „Tulifäntchen", V. 1531 in Bd. 5 dieser Ausgabe.

Z. 61f. Über den verderblichen Einfluß der Teegeselligkeit vgl. zu Bd. 3, S. 54, Z. 7ff. dieser Ausgabe.

Lesarten.

Merlin. Eine Mythe (S. 269—412).

Vorbemerkung.

Unserer Ausgabe wurde zugrunde gelegt:

M = Merlin. Eine Mythe von Karl Immermann. Düsseldorf, Verlag von J. E. Schaub, 1832. — 244 S. 8°.

S = Karl Immermann's Schriften. Düsseldorf, Verlag von J. E. Schaub. 1835—43 (14 Bde. 8°). In Bd. 3 (1835), S. 1—244: Merlin, Eine Mythe. 1831.

M und *S* ist ein und derselbe Satz, wie die vollkommenste typographische Übereinstimmung, auch in Druckfehlern und verschobenen Lettern, erkennen läßt; vgl. die einzige Abweichung zu V. 2624. Ein Beweis, wie wenig der Druck von 1832 (sein Preis betrug 1 Thlr. 12 g. G.) gekauft wurde; die vorhandenen Bogen brauchten für die „Schriften" nur neu gebunden zu werden. In unserer Bearbeitung sind offenbare Druckfehler ohne Erwähnung in den Lesarten getilgt. Über Immermanns mangelhafte Orthographie und Interpunktion sowie unsere Stellung dazu vgl. unsere „Lesarten" zu den „Epigonen"; auch ist der Dichter in Wortsperrungen nicht konsequent und braucht z. B. einer, Einer und einer durcheinander.

Zur Vergleichung herangezogen wurden:

H = Merlin. Eine Mythe. Bis auf die „Zueignung" vollständige, stark durchkorrigierte Handschrift, mit vielen Zusatzeinlagen versehen; sie befindet sich seit dem 3. April 1902, aus Carl Christian Redlichs Autographen-Sammlung angekauft, im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar und zwar als *N* 51 in Kasten 6 der Immermanniana. *H* ist auf ungeripptem Papier geschrieben, teils Klein-Quart mit Wasserzeichen *AJB* und Adler, teils Groß-Quart mit Wasserzeichen *AJB*. *H* hat nicht als unmittelbare Druckvorlage gedient, weicht vielmehr von der endgültigen Fassung sehr vielfach ab, wovon die Lesarten nur einen Teil des Erheblicheren vermerken. *H* ist oft flüchtig und in äußeren Dingen sehr inkonsequent; daher nur mit großer Vorsicht heranzuziehen.

Für die „Zueignung", V. 1—84, liegt eine fragmentarische Handschrift in *N* 113 (hinten) vor: ein halber Quartbogen ungerippten Schreibpapiers ohne Wasserzeichen, stark durchkorrigiert.

B = Immermanns Werke. Mit der Biographie des Dichters von Robert Boxberger. Berlin, Hempel, o. J. (20 Bde. 8°). In Band 15, S. 53—160: unser Werk.

Über den Wert dieses Druckes vgl. das in den übrigen „Lesarten" zu Bd. 2—5 unserer Ausgabe Gesagte.

K = Immermanns Werke. Herausg. von Prof. Dr. Max Koch. In Kürschners „Deutscher Nationalliteratur", Bd. 159, 1 und 2, 160, 1 und 2. Berl. und Stuttg., o. J. In Bd. 159, Abt. 2, S. 21—169: unser Werk.

Der Druck *K* ist wertvoller als *B*, aber gleichfalls durchaus nicht tadellos. Mit gutem Grunde weicht auch *K* oft in der Interpunktion ab, ohne solchen indessen auch in Bezug auf Wortsperrungen und Einklammerungen. Vor allem ist die Bezifferung verteilter Verse oft falsch (vgl. V. 578 f., 804, 2043 f., 2458 f., 2857 ff., 3153, 3193 f., 3322 f.). *K* schreibt ferner eigenmächtig etwa: Zeug statt Zeuch, Odem statt Othem, Sintflut statt Sündfluth, stets statt stäts, adelig statt adelich, Wege statt Weg (V. 2020), zum Scheitel statt zur Scheitel, gut statt gutes (V. 847), es statt jetzt (V. 1000), liebst statt liebtest (V. 2831). Endlich wird in *K* stummes e der Flexionsendungen sehr häufig unterdrückt oder hinzugesetzt, was natürlich in Versen besonders unerlaubt ist.

Die anderen Drucke des „Merlin" sind von *B* und *K* abgeleitet und noch verderbter.

Zunächst seien zwei

Paralipomena

abgedruckt, beide in *N* 51. Paralip. 1, ein halber Foliobogen gerippten Papiers ohne Wasserzeichen, enthält einen nicht eingehaltenen Plan der Dichtung; bereits (doch nicht ohne Lesefehler) gedruckt bei Jahn, S. 123 f.

Paralip. 1.

Parthien zum Merlin.

Kays Botschaft.

1. König und Ritterszene. Was Jeden betrübe. Gawein, daß er die Ehrlosen nicht mit Ehren krönen könne, Gareis, daß Einer nicht alle Ehren pflücken könne Lanzelot.

Erek (düster humoristisch.)

daß Ehre nicht stumm sey.

Einfallen des Minstral. Romanze leichtes Andeuten der Vergänglichkeit irrdischer Ehre.

König beklagt sich über die Düsterheit der Tafel. Es fehlen die Frauen, es fehlt die Minne. Ginevra ist abwesend, Ninianen zu besuchen. Geschichte Ottfrieds und der beiden Schwestern.

Z. 2 nachträgl. zwischengeschoben. Z. 3—5. Gawein, bis Lanzelot. nachträglich über und unter Z. 3, rechts am Rande, z. T. ziemlich zusammenhangslos untergebracht.

2. Eintreten der Königin. Abentheuer. Im Ungeheuer zuletzt die Züge von Klingsors Zwerg. Rettung durch Lanzelot. Bitte. Zusage. Eintreten des Lanzelot. Bitte um die Minne der Schönen. Conflict. Ausspruch der Ritter. Entscheidung des Königs. Minne in der Hut der Ehre, Abgehn des Königs u. d. Tafelrunde zum Schlummer.

3. Szene zwischen Lanzelot und Ginevra. Mit der Rose und dem Lorbeerbaum.

4. Auf wüster Haide. Merlin. Klingsor. Jungfrau. Jüngling. — Du stirbst vor Seligkeit — Du stirbst vor bittrem Herzeleid. Klingsors Spott.

5. Die Tafelrunde schlafend. Niniana mit dem Rubinringe. Der Traum der Tafelrunde. Merlins Eintreten. Es wird Tag. Kurze, leidenschaftliche Szene mit Ninianen. Alles gehorcht ihm, diese nicht, und das ist die Liebe. Niniana schreitet wie ein Morgentraum über die Berge hinweg. Erwachen der Tafelrunde. Mächtiger Moment. Ein Gott ist unter uns. Merlin menschlich, gutmüthig, unterwürfig dem Könige, verehrend gegen die Königin, brüderlich gegen die Ritter.

Ihr wißt nicht, welch ein Augenblick dieß war,
Er macht mir meine Schwäche offenbar.

Beginnt einen Spruch vom Grale. Klingsors Eintreten. Klingsor's Räthsel. Wie man die Menschen, ohne sie zu belügen, leite. Merlin löst es practisch. Klingsors stummes Verzweifeln. Ereks Abschiedsworte an ihn.

6. Klingsors Todesszene. Große Ballade. Zwerg. Herzeleid. Seligkeit. Einstürzen von CastelMerveil. Eintreten Merlin's u. der Tafelrunde. Parentation gehalten von Merlin. Feldgesang der Ritter.

7. Treppenstufen unter den äußersten Vorhallen des Tempels von Monte salvatsch. Parzifal, Lohengrin. Fragen des Lohengrin, deren Antwort er doch weiß. Demuth. Eigenthümliche Stimmung im Gral. Titurell kommt und bringt die Botschaft, daß der Gral den Rückzug nach Indien befehle, Lohengrin solle als sein weltlicher Bote zurückbleiben. Der Tempel verschwindet und der Platz wird zur grauenvollen Einöde.

8. Grotte an der Weißdornhecke. Szene zwischen Merlin und Ninianen. Endet mit der Bezaubrung Merlins.

9. Irrszene der Tafelrunde in der Wüste. Hunger, Erschöpfung, Seuchen. Rufen nach Merlin. Vergebens. Man flucht ihm, als einem falschen Propheten. Äußerste Wildniß und Verzweiflung. Die Königin verkennt den König und nennt ihn ihren Buhler Lanzelot. Die Ritter wollen den König anfallen, Ginevra wird von dem Todeswahnsinnigen Lanzelot verfolgt, der ihrer Schönheit und Liebe flucht, und Brod haben will. Nur im Könige ist ein Rest Fassung und Adel < gegeben > geblieben. Tod des Königs, der Ritter, der Königin.

10. Eintreten des Placidus. Er hat den wahnsinnigen Merlin gesehn, der ihm keine Rede gestanden hat; und die Leichen der Tafelrunde. Betrachtungen die sich aus der Sache ergeben.

Nachspiel.

Paralip. 2.

Personen.

Dämonischer Kreis.

Satan.
Luzifer.
Merlin.
Klingsor aus Ungarland.
Sein [aus Ein?] Zwerg.
Candida.
Placidus.

Kreis des Gral.

Titurell.
Parcifal.
Lohengrin.
Herzelaude.
Sigune.
Templeisen.

Kreis der Tafelrunde.

Artus.
Ginevra.
Lanzelot vom See.
Erek.
Gawein.
Gareis.
Kay.
Niniane, eine Sylphide.

V. 1—189. (Zueignung) fehlt *H.*
V. 95. Einer [nicht gesperrt] *MS.*
Auf V. 221 folgt:

Vor der die Erde bebt, die Sterne
Entfliehn zum Pole in die Ferne, *H.*

Auf V. 225 folgt:

Wir haben List und Kraft und Tücke,
Du aber siehst nur die Geschicke;
Bis in die Qual, das Nichts Dir eigen
Womit verdienen wir Dein Schweigen?
Es bangt und krankt der Treuen Muth,
Es lischt des hohen Pallastes Gluth, *H.*

V. 226. Feuer] Leben *H.*
V. 240. Ist in der Jungfrau Leib gekrochen *H.*
V. 251. Tochter meiner] Braut von meinen *H.*
V. 274—275. in bis behütet] in Tod sie bückt,

So lang gehorsam mir das Heer der Sorgen,
Sind vor dem Paradiese wir geborgen. *H.*

V. 304. mein bis und] auch ein Geist des Abgrunds *H*.

Auf V. 383 folgt:

Die Jungfrau brauch' ich zu dem Werke
Das wiedergebären soll unsre Stärke. *H*.

V. 384. Was hast Du vor? was willst Du thun? *H*.

V. 402. rotten] ackern *H*.

Auf V. 432 folgt:

Erquickest mich mit holdem Schein, *H*.

V. 435 fehlt *H*.

V. 578f. Nun, Candida! und O Vater! stehen in *HMS* uneingerückt an der Stelle zweier selbständiger Verse. *B* und *K* rücken fälschlich die zweite Zeile ein, als bildeten beide zusammen nur einen Vers; daher ist die Zählung in *K* falsch.

V. 677—702 fehlt *H* infolge Ausfalls eines Blattes.

Auf V. 708 folgt:

< Seit heute morgen ist er fort,
Ich suche nach ihm an jedem Ort,
Und Keiner hat das Kind gesehen,
Erweicht dich Knabe, nicht mein Flehen?
Dein alter Pfleger ist um dich in Leid,
Erscheine mir, du Wunder in der Zeit! > *H*.

V. 709ff. Der kleinere Druck der Verse von „Merlins Gesang" in *MS*, in *H* nicht vorgeschrieben; in *BK* nicht von *MS* übernommen.

V. 779. Grubenfackeln aus Grubenlichter *H*.

V. 781. letzte Richter?" aus Welten Richter?" *H*.

V. 782. bei *MS BK* in *H*.

V. 812. Auf Dich folgt: lang' *H* (fehlt in allen Drucken).

V. 892f. aus < Getröstet nie von süßem Widerspruch
Liebunbedürftig, selber sich genug > *H*.

V. 894. Klänge über Räthsel *H*.

V. 907. Hütte *HMSK*; mit Unrecht emendiert *B*: Hülle.

V. 934. Nehmt *H* Nehmet *MSBK*.

V. 1022. Gilde [aus < Sippschaft >], der verengten, *H*.

V. 1031f. Ihr bis Exzellenz fehlt *H*.

V. 1055. Blümchen] Sprossen *H*.

V. 1056. Gärtner] Pflanzer *H*.

V. 1062. Nicht bis Gatter;] < O Gott, mit jeder Strophe werd ich matter! > *H*.

V. 1114. taubenhälsigschillertafftet *H* Taubenhälsig-schiller tafftner *MS*.

V. 1127—1132. Klingsor bis vernünftig] in *H* (mit Varianten) als spätere Einlage auf besonderem Blatte.

V. 1194. üppgern [aus < reicherm >] *H* üpp'gen *MS*; schon *BK* haben, ohne *H* zu kennen, richtig emendiert.

Nach V. 1207. Erscheinungen bis (blutend).] Der Schatten eines blutenden Jünglings (erscheint.) *H*.

V. 1218f. wirf bis Sessel. über < thu dich ab vom Wust der Erden | Deine Pflicht, du Schaudder, fordert, den Olympiern gleich zu werden. > *H*.

Nach V. 1219. Hamadryaden (aus den Blumen).] Die Geister der Pflanzen. *H.*

V. 1230. Erscheinungen] Geister *H.*

Statt V. 1247.

< Und schiltst du den, der drob verzweifeln möcht';
Daß jeglich Ding sein eigner Widerspruch,
Verzweiflung Lust, und aller Segen Fluch? > *H.*

V. 1271. Klingsohr *H.*

Auf V. 1375 folgt:

< Daß der Gelehrten Stolz doch das Aparte
Stäts haben will! O Neiderfüllter Dünkel!
Mir aber glückt heut, deß ich lange harrte,
Der Zutritt zum geheimen Studienwinkel
(Umsehend.)
Botanik, Gypsne Puppen, Sternencharte
Was Schlangenhaut, und allerhand Gekrinkel!
(Er geht zur Kerze und mißt deren Docht.)
Drei Linien grade lang des Dochtes Schwärze!
So also schnäuzt der große Mann die Kerze. > *H.*

Nach V. 1620. Auf Die Wiese von Kardweil. folgt: Zeltlager der Tafelrunde. *H.*

V. 1631—1635. **Kay** bis O! fehlt *H*; dafür:

< Mein König, das wird nicht so rasch sich machen.
Drei Dinge wären erst hier zu erwägen:
Der Tisch, das Sitzen und die Speisesachen,
Bey allen dreyn das: Was? Woher? Weßwegen?

Der Tisch, *seu* Tafel; warum rund, nicht viereckt?
Steht's denn schon fest auf welchem Theil man sitze?
Und warum soll'n die Speisen immer direct
Eingehen grade zu des Mundes Ritze?
Die Fragen wären vor dem Mittagsessen
Denn doch vorläufig gründlich zu ermessen. >

Artus.

Da würde manches Gericht erkalten;
Du magst es nach deinem Gefallen halten,
Ich will indessen zu Tafel gehn. *H.*

V. 1636 f. Bleib nicht so träumend stehn. | Ihm ist sein armes Hirn verrückt, *H.*

V. 1646—1651. **Kay** bis Gewissen. fehlt *H.*

V. 1656 ff.

Das sind verschiedne Ding' zu gleicher Zeit.
Damit du bald uns kehrst, geschehʼ dein Wille;
Doch denke stäts: Urlaub hast du genommen. *H.*

V. 1658—1666 fehlt *H.*

V. 1667. Ja wohl. — Das vaterlose Kind wird kommen. *H.*

V. 1764. betrübet, *H* getrübet, *M S*; in *B* und *K* ohne Kenntnis von *H* schon richtig emendiert.

V. 2222. Drei über < Fünf > *H*.

V. 2237. drei über < fünf > *H*.

Auf V. 2267 folgt:

< O wie beneid' ich Euch um Müh und Wehen
Auf unsrem Zug zum großen Heiligthume,
Ich dachte ihn mit seinem Schweiß und Ruhme,
Mir war er da gethan, vollbracht, geschehen. > *H*.

V. 2432. *Pecheur M S*.

V. 2626. Kelche ... *H B K*. In diesem, soviel ich sehe, einzigen Falle weist der Druck *M S* eine Ungleichheit auf. Ich finde nämlich Exemplare, die hier Kelch ... haben. Und zwar liegt ein Abspringen des e nicht vor: die drei Punkte folgen ohne Spatium. Der leicht erkennbare Druckfehler im Reimwort ist wohl noch während des Abzugs verbessert worden, also nur in einem Teil der Auflage zu finden. Damit entspricht dieser Fall Beobachtungen, wie sie Bernays und Seuffert an Goetheschen Texten gemacht haben (vgl. „Euphorion", Bd. 7, S. 13; 1900).

V. 2633. Visionen *M S*.

V. 2633—2656. Einlage auf besonderem Blatt *H*.

Gedichte (S. 413—456).

Der vorliegenden Auswahl aus Immermanns Gedichten wurde zugrunde gelegt:

G = Gedichte von Karl Immermann. Mit Musikbeilagen. Hamm, Schulz und Wundermann. 1822. 184 S. 8°.

N = Gedichte von Karl Immermann. Neue Folge. Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1830. 249 S. 8°.

S = Karl Immermann's Schriften. Düsseldorf, Verlag von J. E. Schaub. 1835—43 (14 Bde. 8°). Wo keine Bandzahl angegeben, ist gemeint: Bd. 1 (1835), S. 1—586: Gedichte. Mir liegt Boxbergers durchcollationiertes Handexemplar, jetzt im Besitze der Königl. Bibliothek zu Berlin, vor.

Zur Vergleichung herangezogen wurde:

H = Handschriften des Nachlasses in Weimar, in *N* 113 und 111: stark durchkorrigierte Konzepte, deren zahlreiche Varianten aufzuführen nicht geboten erscheint.

B = Immermanns Werke. Mit der Biographie des Dichters von Robert Boxberger. Berlin, Hempel, o. J. (20 Bde. 8°). In Bd. 11, S. 1—368: Gedichte.

S läßt in Bezug auf die Interpungierung, in der Immermann — dasselbe gilt auch von *G* und *N* — überhaupt weder konsequent noch glücklich ist, auch hier viel zu wünschen übrig. Trotzdem folgen wir, soweit es möglich ist, auch hierin diesem Druck. *B* sagt sich von

des Dichters Interpungierung ein für allemal los und verfährt dabei unerlaubt eigenmächtig, wovon wir indessen in den Varianten, wie überhaupt von der Interpunktion, in der Regel nicht Notiz nehmen. Auch der Text ist in *B* verderbt; der Herausgeber rückt Verse ein und sperrt Worte, ohne durch die Originaldrucke dazu berechtigt zu sein; auch schreibt er z. B. erschöpft statt erschöpft', verhöhnt statt verhöhnst, herunter statt hinunter, stets statt stäts, goldne statt goldene, Elfenbein statt Helfenbein.

S. 419. Spruch des Dichters. Zuerst gedruckt in *N*, S. 3—7; in *S*, S. 3—8, in *B*, S. 3—7.

S. 423. Das Grab auf St. Helena. Zuerst so gedruckt in *S*, S. 440—451; unter Umarbeitung im einzelnen herausgehoben aus dem umfangreicheren Zyklus Das Grab auf Sankt Helena. Fragmente. in *N*, S. 225—249. Dem Gedicht I Der Kaiser Friedrich Rotbart gehen in *N* zwei andere vorauf, deren erstem das Motto in *S* entnommen ist. Das vollständige Eingangsgedicht in *N*, das in den Nachlese-Anhang von *B* seltsamerweise nicht übergegangen ist, lautet mit Auslassung eben jener Motto-Strophe und stillschweigender Verbesserung offenbarer Druckfehler:

Muß ich Dich suchen,
Statt, wo die Eichen rauschen von Waterloo,
Hier auf einsambrennender Erde,
Unter der Urwelt erstarretem Chaos,
Grab des Gewalt'gen?
Selber dem Denkmale gleichest Du
Einer verklungenen Urweltssage!
. . . . . .
Räthsel und Mährchen
Dein Verderbengewitterndes Leben,
Räthsel und schauriges Mährchen Dein Tod!
Die Weisen sinnen und sinnen's nicht aus,
Und die Thräne scheut sich, zu fließen.
Wenn im gewohnten
Gleise das Schicksal den Wagen rollt,
Am zermalmenden Rade ein Seufzen hallt,
Da, da feuchte das Auge mitleidiger Thau,
Jeglichem Menschengeschicke
Spende der Mensch den blinkenden Zoll!
Doch wenn schmetternd
Himmelabstürzend der Leichnam des Riesen schreckt
Die alte, ruhige, feste Erde, o dann
Ehre, des Menschen frommaufbebende Brust
Die Götter, die waltenden Riesen-Sieger!
Stocket gefesselt im Schacht der Seel', o stockt
Ihr Brunnen des Mitleids!
Trocknen Auges bete, o Mensch!

Das zweite in *S* unterdrückte Gedicht aus *N* (in *B* auf S. 319—322) lautet:

II.

Wandrer.

Sage mir, bräunlicher Hirtenknab',
Kannst du mir zeigen den Weg
Zu dem Leichensteine des Welterobrers?

Hirtenknabe.

Lieber Herr, den kenne ich nicht.

Wandrer.

Wie? Du kennst ihn nicht,
Der den Mantel taucht' ins Blut von Marengo[1]
Und ihn trug, geröthet, als Kleid der Würde,
Als Kaiserpurpur?

Hirtenknabe.

Lieber Herr, ich kenne ihn nicht.

Wandrer.

Der die Thronen zerbrach, und dem das Stirnband
Das goldn', ein Spiel auf der mächt'gen Hand war,
Der dem Fuß der Kön'ge, zornig lernend,
Das Fliehen lehrt' aus verjährter Herrschaft
Uralten Sitzen?

Hirtenknabe.

Lieber Herr, ich kenne ihn nicht.

Wandrer.

Und euer Sand bedeckt sein Gebein!

Hirtenknabe.

Meinst du den Todten von Hudsgate?

Wandrer.

Ja, ich meine den Todten, mein Knab'.

Hirtenknabe.

Der trug keinen Purpur,
Der trug das graue, verblichene Kleid,
Darin er gestorben.
Nicht mit Königen hatt' er es hier,
Nicht mit dem güldenen Stirnband;
Sitzen sah ich den Mann im Thal
Allabendlich,
Wenn ich die Heerde heimtrieb über der Berge
Sonneblinkenden Kamm.

[1] Der Mantel von Marengo war ein heiliges Symbol des Napoleonkults; vgl. darüber Holzhausen, passim, und besonders Heine, Bd. 3, S. 274: „... die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo"; vgl. auch ebenda, S. 158.

Wandrer.

Was schafft' er im Thale? Erzähle mir, Knab'.

Hirtenknabe.

Lechzend trank er
Aus hohler Hand das Wasser des Brünnleins,
Silbern rieselnd im Thal.
Lächelnd schaut' er
Den Vöglein zu in der Bäume Gezweig;
Freude hatt' er
An des Kaninchens dahlendem Sprung
Zu seinen Füßen.

Wandrer.

War der Mann so friedlich bei euch?

Hirtenknabe.

Friedlich war er bei uns, mein Herr.
Folgt mir! Ich führ' euch;
Wo er liebte, zu sitzen, da liegt er auch,
Folgt mir, mein Herr!

Wandrer.

Wie? Durch die gräßliche Abgrundskluft,
Wo der Fuß der Gemse
Gleiten könnte, straucheln des Maulthiers
Nimmerstrauchelnder Huf?
Führst du mich in den Avernus, Knabe?

Hirtenknabe.

Nur nach Hudsgate! Fürchtet euch nicht.
Jeden Kiesel kenn' ich dahin,
Jegliche Ritze erprobte mein Fuß.
Tretet getrost in meine Spuren,
Sicher führt euch der Hirtenknab'.

Wandrer.

Gehst du so oft zu des Kaisers Grab?

Hirtenknabe.

Täglich, Herr.

Wandrer.

Und liesest die Thaten des Helden dort.

Hirtenknabe.

Nein Herr; mein Mädchen,
Die muntere Jenny,
Die finde ich dort.
Da drüben wohnet sie über den Bergen,
Zum Thale kommt sie von jener Seite;
Am Grabstein aber, da treffen wir uns.

Das haben wir so
Mit einander besprochen.
Und auf dem Steine
Sitzen wir nieder, und plaudern uns was.
Die Thränenweiden
Geben so kühligen Schatten,
Und das Brünnlein fließet nah.

Wandrer.

Des Erderschütterers Hünen-Maal
Ein Stelldichein
Dem Hirtenknaben mit seinem Mädchen!
Hier ließe sich pred'gen
Den Herrschern der Erde
Zu schwerem Text! —
Gehen wir, Knabe! führ' mich zum Stein,
An dem du dich trifft mit deiner Jenny!

S. 423. I. **Der Kaiser Friedrich Rotbart** ist in *N* mit „III" bezeichnet; von geringfügigen Interpunktions-Varianten abgesehen, sei nur angemerkt

V. 3. Tief liegt im nackten *N*.

S. 424. II. **Spät, wenn die Glock' in Longwood** weist zu *N*, wo es als „IV" bezeichnet ist, keine erwähnenswerte Variante auf.

S. 425. III. **Nacht war's. Der Mond ergoß sein fahles Licht** zeigt, von kleinen Interpunktions-Varianten wiederum abgesehen, folgende Abweichungen:

Auf V. 14 folgt: Allein mit mir, dem Ungethüm des Abgrunds,
Dem Schrecken und dem Grausen jetzt allein. *N*

V. 19. Auf es folgt: nicht, mich hat es nie gereizt.
In allen Tiefen, allen Höhn der Welt
Mein Auge an dem aufgethürmten Schatz
Wollüstig schwelgen lassen; innerlich *N*

V. 26. Auf Ewigkeit. folgt:
Des Kaisers Geist, aus seinem Grab gescheucht,
Umgeh'nd im bleichen Licht der Hecate! —
Wer hörte das, und wen durchdränge nicht
Verlangen, heiß, gleich rothgeglühtem Schwert
Zu solchem Wunder kühnlich vorzudringen,
Lief auch der Pfad durch Acherontschen Qualm
An jedem Schrecken durch! — *N*

Da sind wir!] Wir sind zur Stelle! — *N*

V. 28. Auf mich! folgt: Da . . . weh . . ! Da . . . *N*

V. 40. Auf Glieder folgt:
Hier aber herrscht der Tod, die Ewigkeit,
Und scheucht hinweg den Laut und die Bewegung.
Und ich, ich schwach Gefäß von Fleisch und Blut,
Im schwachen Kahn der fürchterlichen Klippe,

Und diesem Fürchterlichen auf der Klippe
Entgegen! *N*

V. 41. Weh] Wehe *N*

Zwischen diesem und dem nächsten Gedicht folgen in *N* abermals zwei in der letzten Fassung unterdrückte, mit „VI“ und „VII“ bezeichnete:

VI.

Der Geist.

Wer ächzt und stört die Ruhe dieses Orts?

Der Wandrer.

Ein Mensch, der Übermenschliches gewagt,
Und hier in deiner Nähe Zauberkreis
Die Schranken seines Wesens zitternd fühlt.

Der Geist.

Beruh'ge dich!

Wandrer.

Dein Laut schwimmt glockensanft
Zu mir herüber! Darf ich, soll ich mich
Hier fassen können, wo Natur, entsetzt
Aus aller Fassung wich!

Geist.

Beruh'ge dich!
Mit Menschen hab' ich's, hatt' ich's eigentlich
Nie, mit den Göttern hatt' ich's, mit dem Schicksal.
Was suchst du? Wen?

Wandrer.

Dich!

Geist.

Mich? Und was bei mir?

Wandrer.

Das Wort des Räthsels! Löse mir, du Starker,
Das Räthsel unsrer Zeit.

Geist.

Der Zeiten Räthsel?
Warum ist euch die Zeit so räthselhaft?
Wer weiß, ob ich das Wort dir sagen kann?
Und wenn ich dir's gesagt, wer weiß, ob du
Mir eben danken wirst? Wie geht's bei euch?

Wandrer.

Heut gut, schlecht morgen, übermorgen gut.
Man streitet sich um Nichts, verträgt sich auch
Um Nichts. Im Grunde weiß kein Mensch, was er,
Und was der Andre will. Die Zung' ist rasch,
Der Arm ist langsam; und die Weiber herrschen.
Bedeutend aber nennt man diese Zeit.

Geist.

Und jene Glut, die mich einst aufgezehrt?

Wandrer.

Ist längst verraucht. Wir haben sie vergessen.
Gefährlich ist es, davon reden. Manchen
Giebt's, der sich schämt, daß er einst warm gewesen.

Geist.

Sprecht ihr von mir noch?

Wandrer.

Mehr als da Du lebtest.
Dein Name geht, ein Cäsar, über'n Erdkreis,
Und unterjochte deine Feinde dir.
Sie wissen, daß du sie nicht halb so hoch
Geachtet, als den Nagel unter'm Schuh,
Den der Geringste deines Volkes trug;
Doch kränkt es die Versöhnlichen nicht mehr.
Es sey ein Unglück, sagen sie, daß du
Gefallen seyst; sie wünschen dich zurück.

Geist.

Daran erkenn' ich sie! Das sind die Menschen!
Und du, du Thor, der du das Alles weißt,
Kommst her zu Mitternacht, und fragst das Grab
Um's Wort, das gleich der frischgeprägten Münze
Dir rund und glänzend auf den Händen liegt!
Die Welt entbehrt des Herrn. Gut oder böse,
Das ist gleichviel. Ja, besser schlimm, als gut.
Von allen Dingen, die euch nöthig sind,
Ist der Despot das Nöthigste. Den Zugstier
Klärt Treibers Peitsche am geschwindsten auf.
Begreife nun das Räthsel deiner Zeit.

VII.

Unheimlich schwoll der düstre Geist, und hob
Sich auf vom Sitz, und seine Augen glühten,
Zwei zorn'ge Feu'r gen Himmel! Furchtbar klang
Ergrimmten Odems Rauschen, gleich Gesaus,
Das nahe Botschaft bringt von wildem Wetter.
Dann riß sich aus dem festgeschloßnen Mund —
Ein Felsenblock, gesprengt von dem Granitbett —
Vermeßne Rede, die in's tiefste Mark
Mir, wie Gebrüll des Leuen, schaudernd dröhnte.
Und also in die Wolken schalt der Geist:

Wer gab Dir, ungerechter Richter droben,
Die Macht, mich zu zertrümmern? Zu zertrümmern

Um das Geschlecht? Wie hast Du mich, den Halbgott,
Verwerfen dürfen um der Milden Glück?
Wenn sie mich haßten, achten müßt' ich sie,
Und sie bestätigten Dein Zorngericht.
Sie lieben mich, Du hörst's. Warum mich opfern
Um sie, die keines Opfers werth? Ich that
Mit ihnen nur, was Recht! Sie lieben, hörst Du?
Mich, der sie in der Schande tiefsten Pfuhl
Geschleudert einst! Warum, Tyrann! mich opfern
Um solchen Pöbel? Steh mir Rede, Du!
Vor deines Himmels offnem Antlitz hör's:
Falsch war dein Spruch, und nichtig ist dein Urtheil!"

Ich hatte bei so ungeheurem Frevel
Mich zitternd in den Mantel eingehüllt,
Und horchend stand ich, halb gebückt, hinauf
Zur Klippe lauscht' ich durch des Mantels Falte.
Er zog das Schwert, und schwang's! Schwang's, gleich als wollt' er
Die Burg des Ew'gen stürmen; gleich als dächt' er,
Den Richter für den Richterspruch zu züchtigen.
Da peitscht' ein Sturm das Meer, zerrissen flog's,
Ein weißer Schaum um die wilddräu'nden Klippen,
In ihren Nestern jammerten die Möven,
Der Mond barg sein entsetztes Antlitz in
Der Wolke schwarzes Tuch; vom Himmel aber
Fuhr zischend, schmetternd, dreigespitzt, ein Blitz
Grad auf den Geist hinunter; reichlich quoll's
Wie eine Saat von Blitzen nach dem ersten!
Ein Weltbrand, goß sich aus des Höchsten Zorn
In tausend Gluten auf das stolze Haupt!
Ich meint', er müßte schwinden wie ein Rauch
In solchem Kampf! Er aber stand, gelehnt
Auf's Schwert, erschüttert nicht, und ungebeugt,
Und von den Schultern glitt, wie weicher Regen,
Unschädlich, flockenhaft, das Feuer ab.
Und also rief er durch den roll'nden Brand:
Du schufst unsterblich mich! was kannst Du nehmen,
Das Du mir nicht schon nahmst? Vergieb mir, daß
Mich Deine Blitze nicht erschrecken! Trag' ich
Den Fluch des Mächtigern, so trage mich,
Und dulde, den Du nicht vernichten kannst! —
Von Neuem gährte auf des Himmels Zorn,
Und solcher Aufruhr tobte, solche Wuth,
So gräßlich Feuerstrahlende Zerstörung,
Daß keine Menschenzunge dieses Schreckniß
Nachsagen kann. Er aber stand, gelehnt
Aufs Schwert, erschüttert nicht, und ungebeugt,

Und durch den Donner donnert' er empor:
Es heilt das Urtheil nicht, wenn auch der Richter
Mit Schelten es vertheidigt! Spare Dir
Dein Dräun für schwachgeschaffne Geister! — Murrend
Verstummte nun der Donner, kraftlos starben
Die letzten bleichen Blitze in den Wolken,
Ihn überlassend seiner eigenen Unseligkeit.
Ein frischer Seewind blies; die Sterne schienen,
Der Mond schien neu durch den geklärten Aether,
Die Möve schlief beruhigt wieder ein.
Er aber stand, wie er gestanden, düster
Auf's Schwert gelehnt; und war und blieb derselbe,
Indeß um ihn
Sich zweimal Erd' und Himmel wandelten.

S. 426. IV. Vernimm, du zitternd Menschenkind, in *N* als „VIII" bezeichnet.

V. 25. goldne *B*.

Es folgt in *N*

IX.

Und als der Geist den ernsten Spruch vollendet,
Sah ich zwei Thränen glänzen in dem Auge,
Das nicht getrübt des Ew'gen Donner! Ja,
Er, den des Höchsten Feuer nicht erschüttert,
Er weinte nun. Er weinte, da des Grabes
Er dachte, das er wünscht' in seinem Frankreich.

Und mich ergriff ein innig Mitleid. Stille
Rührt' an mein Herz der Wehmuth sanfter Arm,
Und löste auf des Grauens starren Krampf.
Und also sprach ich: O du armer Geist,
Du, ob begraben, nicht Bestatteter!
Wie gern erzeigt' ich dir die letzte Pflicht,
Und trüg' des Helden Staub
Zu der ersehnten Ruhestatt! Ich, der
Ich mich, trotz deines Hohns, des Volkes rühme
Ein Sohn zu seyn, das du verhöhnst. Erstände
Der Kaiser wieder; sieh, ich schwöre dir's:
Nach einem Schwerte griffe diese Faust!
Doch du bist todt! Und was du nun begehrst:
Ein Stückchen Erde von der Erde, die
Ganz deines Ruhms geweihtes Eigenthum,
Das soll, das darf kein frommgesinnter Feind
Dir weigern. Rüstete Ulyssens Hand
Dem Ajax selber doch verdiente Ehren! —
Frommt etwas deiner Ruh? Kann was geschehn,
Das Schlaf dir giebt? Wie lange wirst du, sprich,

Erschreckend umgehn, und die Geister irr'n?
Verkünde mir's! —

Da schüttelte der Schatten
Betrübt sein Haupt, und sprach: Mir frommet Nichts,
Und umgehn werd' ich bis zum Schluß der Zeit.
Wer bist du, daß du dich vermessen willst,
Geheimnisse der Ewigkeit zu tragen?
Weißt du, welch eine Kunde, unheilvoll
Dir, deinen Tagen, du erbeten hast?

Ich weiß nicht, welche Kühnheit mich ergriff,
Daß ich, nicht achtend seiner Warnung, laut
Hinwiederum ihn anrief: Sprich, ob auch
Aus deinem Wort mir grimmer Tod erwüchse!
Da drang, wie aus dem Abgrund, dumpf und hohl
Zu mir des Geistes Rede; also sprach er:
— Unwillig sprach er, wie gezwungen klang's —
Du hast gehört, wer droben donnert! Er,
Der mich bewältiget, hat diesen Bann
Auf mich gelegt, als ich, der Zeit entronnen,
In meinem Leichentuche vor ihm stand:
Als Zeichen setzt' ich dich in meine Welt,
Noch nehm' ich nicht das Zeichen ganz der Welt,
Weil sie das Zeichen noch nicht ganz begriffen
Verlassen sollst du um die Mitternacht
Der Erde Schooß, und sitzen auf der Klippe
Als mein Gesandter. Also sollst du unstet
Aus deinem Grabe wandern, sichtbar seyn,
Bis daß . . . . . .

Weg starb der Laut, im Schall der Glocke,
Die Eins auf Longwood schlug. Der Geist, sich wendend,
Schwebt' über's Gras durch Felsen Thalwärts hin,
Lautlosen Gangs! Kein Gräschen krümmte sich,
(Ich sah es deutlich,) unter seinem Fuß;
So, duftig leicht entschwebend, schwand er hin! —
Mich aber riefen Stimmen oben! Fackeln
Erleuchteten der Küste steile Wand.
Die Freunde waren's, die mich suchten: Nahe
Sey schon der Abfahrt Stunde, Angst und Qual
Hab' ihr Gemüth um mich gehabt. Was ich
Denn hier des Orts gesucht, gesehn, gehört? —
Ich aber schwieg bestürzt, verwirrt, erschreckt.
Und sagen konnt' ich nur, indeß vom Fels
Sie kletternd zu mir niederglitten, daß
Die Heimlichkeit des Wundergrabes mir
Gleich wie der Welt, noch ein Geheimniß sey.

S. 428. Ich aber sage drauf bis dich morgen fehlt *N*.

Wiege und Traum. Zuerst in *N*, S. 213—224, wo die Überschrift lautet: Die Wiege und der Traum. Romanzen. In *S* auf S. 452 bis 461. „1829" fehlt *N*.

I. Eine Wiege hat machen lassen

V. 7. Der] Und *N*.
V. 21. goldnen *N*.

II. Die Amme macht eine Bittschrift

III. Und als die Preußen genommen

V. 3. War] Da war *N*.
Auf V. 16 folgt:

Bricht Kugel und Aar von der Wiege,
Und spricht im verzweifelnden Muth:
„Nimm's mit, du flüchtender König,
„'S ist all' dein Erbe und Gut!" *N*.

V. 17. Herr bis Prinzipen,] Das that der alte Gardiste, *N*.
V. 20. Aus bis Herzog] Bei dem Herzoge *N*.

IV. Im alten Schloß zu der Hofburg.

V. 9—12. Ihm bis gesehn.]

Er verwahret zwei schöne Kleinodien
Gar geheim sorgfältig im Schrein;
Das ist ein güldner Adler,
Eine Kugel von Silber so fein.

Wer dem Jünglinge doch nur gegeben
Die beiden Kleinodien hat?
Schaut sie an voll tiefer Gedanken,
Und sieht sich an ihnen nicht satt.

Ihm ist, als wär' ihm ein Liedlein
Bei ihnen gesungen einmal,
Als hätt' er das Liedlein dann weiter
Geträumt in dem herrlichsten Saal. *N*.

V. 14. Die bis den] das Lied und auf seinen *N*.
V. 15. sie] es *N*.
V. 16. Zerfließen sie] Zerfließt es ihm *N*.
V. 20. kahle] lange *N*.

V. Als im Jahr Eilfe der hundert

Auf V. 8 folgen in *N* noch zwei Strophen:

Hätt' Einer die Lieder genommen,
Und hätt' in den Strom sie gesenkt,
Die Seine wär' kommen in's Stocken,
Und wär' aus dem Bette gelenkt.

Und hätte Einer die Lieder
Zum Heitzen der Oefen verwandt,
Die Tuilerien, das Louvre
Hatten ein Jahr genug mit dem Brand.

Auf V. 24 folgt in *N* noch die Strophe:

Die fränk'schen Poeten begeistern
Für Orden und Ehren ihr Herz;
Die deutsche Harfe erdröhnet
Um der Welt Geschicke und Schmerz!
Weh mir! Nun ist die Saite gar gesprungen,

Dieser Achtzeiler fehlt ganz in *N*.

S. 433. Merlins Grab. Entstanden 1818. Zuerst gedruckt in *G* auf S. 32—38, in *S* nicht aufgenommen; in *B* auf S. 234—239.

V. 13. Dort, *G*.

V. 106. Ist wichtig am Ende ein Druckfehler für „nichtig"?

V. 120. Brunnen *G*.

S. 439. Merlin im tiefen Grabe. Erster Druck in *S*, Bd. 2, S. 506 f. (ohne den Titel). In *B* auf S. 356 f. (*B* liest in V. 19 gähne statt gähre!).

S. 440. Sonette. Entstanden im Herbst oder Winter 1828; vgl. Putlitz, Bd. 1, S. 198. Mit Ausnahme der „chiliastischen" (Nr. XVII bis XXI), die erst in *S* hinzugefügt worden sind, sind sie zuerst in *N* gedruckt, wo sie als „Erste Reihe" von 21 und „Zweite Reihe" von 9 Nummern auf S. 135—169 einander folgen. In *S* sind nur 21 fortlaufende Nummern übergegangen und füllen dort, in vielfach umgearbeiteter Gestalt, die SS. 557—577 des 1. Bandes. Dieser letzte Druck liegt hier zugrunde; *B* ist verderbt.

I. Die Schönheit ruht, wie eine Braut, im Saale In *N* auf S. 164 als Nr. IV der zweiten Reihe.

V. 4. mein] der *N*.

V. 5. Strahle.] Strahle *N*.

V. 6—8. Gleich bis Nektarschale]

Der Sehnsucht, ach! und fliegt zu Brust und Munde;
Gefällig lächelt Hebe ihrem Bunde,
Sie reicht den Liebenden die vollste Schale. *N*.

V. 9. Wollust allersüßester] Schwelgerei der süßesten *N*.

II. Im Traum erschien mein Genius. Er zeigte In *N* auf S. 161 als Nr. I der zweiten Reihe.

V. 4. wähle] wähle: *N*.

V. 5. warf bis leichte,] schüttete er *N*.

V. 6. Tagessinn,] Tagsgenuß. *N*.

V. 7. schleudert' bis hin,] quoll hervor der Leiden strenger Fluß, *N*.

S. 441. III. Wenn ich nun andern sehe zugezählet In *N* auf S. 162 als Nr. II der zweiten Reihe.

V. 5. Schelmen] Sängern *N*.

V. 6 f. es bis erglühte,]

seinem Leichtsinn lose Speise bringen,
Und einsam klingen muß mein ernstes Singen, *N*.

IV. Wenn ich geliebte Lippen küßt' und Wangen, In *N* auf S. 163 als Nr. III der zweiten Reihe.

V. 2 f. gewesen bis Schein,] im schönen Himmel | Einst mein war in der Seligen Gewimmel, *N*.

V. 6f. Der bis Helfenbein] wieder die Gedanken, | Die ich einst sah am Stuhl des Höchsten ranken, *N.*

V. 8. Knäufen bis sehen] Reben, wenn die Trauben *N.*

S. 442. V. Im tiefen Tal, benetzt von Waldesbächen, In *N* auf S. 165 als Nr. V der zweiten Reihe.

V. 2f. Liegt bis Moos,] Liegt, halb zertrümmert, eine Riesensäule. | Der Stein verwittert, grau von Näß und Fäule, *N.*

V. 4. Verletzet oft] Und oft verletzt *N.*

V. 6. Dome groß,] großen Dome, *N.*

V. 7. Der, bis floß,] Der prächtig einst in alter Zeiten Strome *N.*

VI. Du läßt, o Vaterland, die Edeln schmachten, In *N* auf S. 166 als Nr. VI der zweiten Reihe.

V. 6—8. schmücken bis dich] blüht für dich des Geistes Adel; | Undankbar schilt deßhalb dich Vieler Tadel, | Ich aber muß dich drum so höher *N.*

S. 443. VII. Ihr dürft mich immer kalten Herzens wähnen, In *N* auf S. 142 als Nr. VI der ersten Reihe.

V. 6f. mäh'n bis Renegaten] schwingt das Rohe, das Gemeine | Den Mordspeer auf das Würdige und Feine, *N.*

VIII. Was euch begeistern soll, muß von den Schotten, In *N* auf S. 143 als Nr. VII der ersten Reihe.

V. 2f. Serben, bis beneiden,] oder fernen Gälen; | Dem würde der Applaus gewiß nicht fehlen, *N.*

V. 6f. Lebend'ges bis bescheiden,] Der Orkus ist das fernste der Reviere, | Was Wunder, daß, wer dort, euch int'ressire? *N.*

S. 444. IX. Weit klingt das Lied von des Herakles Stärke. In *N* auf S. 144 als Nr. VIII der ersten Reihe

V. 2—4. Kein Sterblicher war ihm an Kraft vergleichbar,
Den kühnsten Helden glänzen unerreichbar
Daher des Armes fabelhafte Werke. *N.*

X. Zu einer Gilde kam ich, die sich Götzchen In *N* auf S. 145 als Nr. IX der ersten Reihe.

V. 1. einer Gilde] einem Volke *N.* die] das *N.*

V. 2. ihren faulen] seinen müß'gen *N.*

V. 5. wie ein] wie sein *N.*

V. 6f. Und leckte vorne dran, und leckte hinten —
Ihr kennt das Gleichnis von verliebten Stinten — *N.*

V. 8. wilden] brünst'gen *N.*

V. 10. wohnen die,] wohnt ein Volk, *N.*

V. 14. Schufte, Journalisten] Springer, Tänzer, Thiere, *N.*

S. 445. XI. Glückselʼge Toten, die den schönen Traum, In *N* auf S. 139 als Nr. III der ersten Reihe.

V. 2f. Der ihres Lebens wachen Schlaf begeistert,
Der sie geführt, getrieben, übermeistert, *N.*

V. 11. beängstend *N.*

V. 13. Einbildung] schweren Traum *N.*

XII. Fragt ihr, warum den herben Spott der Klage In *N* auf S. 156 als Nr. XX der ersten Reihe.

V. 2. in bis ergossen,] ich sang in solcher Weise, *N.*

V. 3. süßern bis überflossen?] süßerm Leid ertönte leise? *N.*

V. 5. letzten *N.*

V. 6. Numantium, *N.*

S. 446. XIII. Und ob auch jene Stadt ihr Haupt gebogen, In *N* auf S. 157 als Nr. XXI der ersten Reihe.

V. 3. Trümmern, *N.*

XIV. War denn die Zeit vollkommen je, und strebte In *N* auf S. 137 als Nr. I der ersten Reihe.

V. 1. War denn] Und war *N.*

V. 6—8. in bis steigt.] Schlimmes, Gutes schwankte | Im Kreise, daß das Herz des Menschen bangte | Von Anfang an! *N.*

V. 10. klugen *N.*

V. 11. Den *N.*

V. 14. Du bis auch] Wirst doch am End' *N.*

S. 447. XV. Wer strebt noch züchtig nach der Gunst der Musen? In *N* auf S. 167 als Nr. VII der zweiten Reihe.

V. 2f. rechtlichen bis zinste?] reinen, festen Willen, | Den kleinen Platz, der ihm gebührt, zu füllen? *N.*

V. 12. verstäubt; *N.*

V. 13. Erde bis ruhen] alte Erde sah ich *N.*

XVI. Wohl ist der Himmel ein gewalt'ger Ring, In *N* auf S. 168 als Nr. VIII der zweiten Reihe.

V. 2f. am bis Millionen] der Herr am Finger trägt. Brillanten | Glühn, nicht zu zählen, die in Licht entbrannten *N.*

V. 6f. Verfertigen bis Thronen,] Verfertigen vor dessen schnödem Falle. | Der nahm pur Gold, und ächt die Steine alle, *N.*

V. 8. einen] einen *N.*

S. 455, V. 55 stets im einzigen Druck bei Heine, doch bedient sich Immermann sonst durchgängig der Form stäts.

Inhalt.

Seite

Die Epigonen. Dritter Teil 5

Merlin. Eine Mythe 269

Einleitung des Herausgebers 271

Gedichte 413

Einleitung des Herausgebers 415

Anmerkungen des Herausgebers 457

Lesarten (und Paralipomena) 479

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

PT
2365
I4
1906
Bd.4

Immermann, Karl Leberecht
Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 03 02 012 7